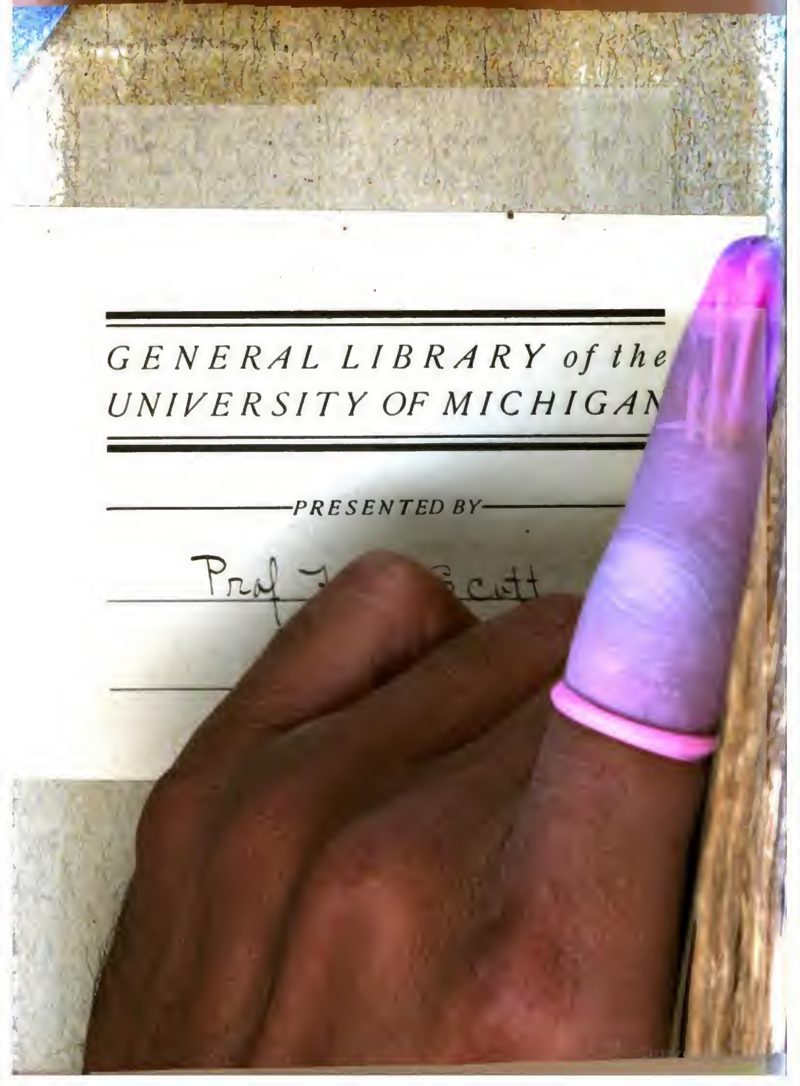
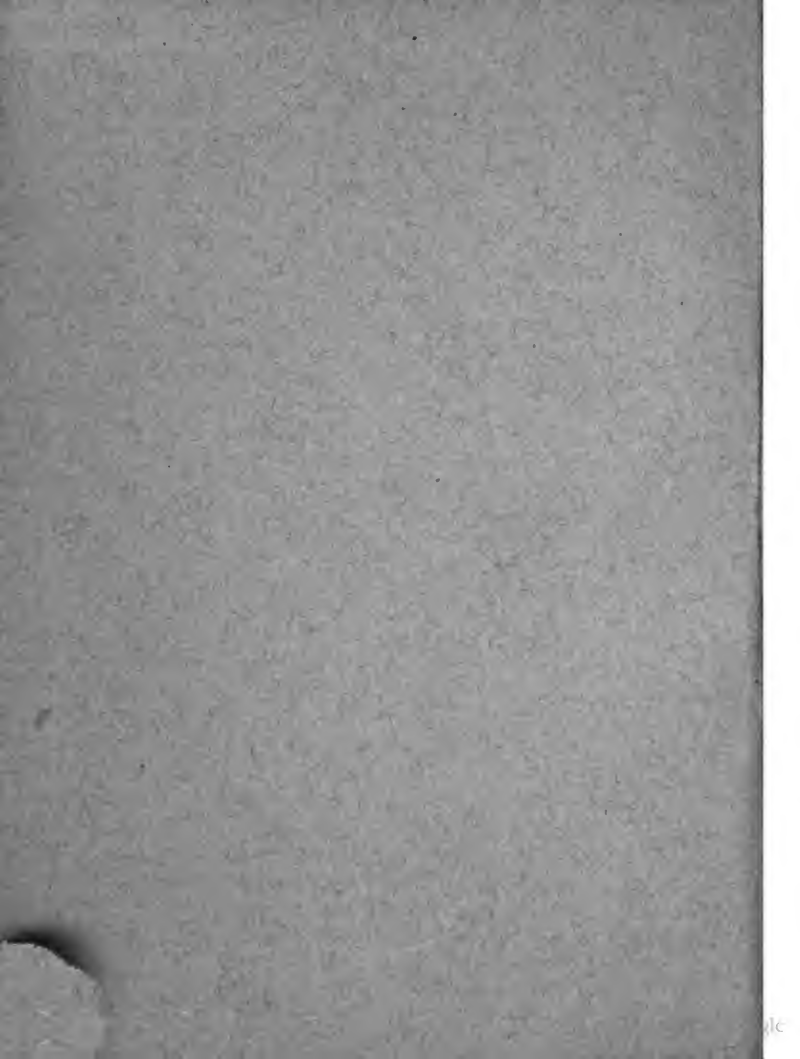


GENERAL LIBRARY of the
UNIVERSITY OF MICHIGAN
PRESENTED BY







ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin Schücking, Ferdinand Stolle, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

J. L. KOBER.

Zwölfter Jahrgang.

Eilfter Band.

Familie Schaller.

I.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Vorliegender Band wird allen Abonnenten des Albums 1857 gratis geliefert als

(Siehe die Rückseite!)



ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zwölfter Jahrgang.

Eilfter Band.

Familie Schaller.

I.

1857.

Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Familie Schaller.

Roman in zwei Bänden

von

Adolf Glaser.

Erster Band.

1857.

Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Druck von Jarosl. Pospišil in Prag. 1857.

Frau Bertha Hughes

gewidmet.

Erstes Kapitel.

Langsam verhallten die mächtigen Klänge der Orgel in den weiten Gewölben des Domes; die andächtige Menge verweilte noch einige Augenblicke, drängte sich alsdann in buntem Gewühle durch die Pforte, vertheilte sich zu einzelnen Gruppen und ging hierauf langsam und lebhaft den Heimweg suchend auseinander. Unter den letzten der herausströmenden Menschen befanden sich zwei Männer, von denen der eine, im gesetzten Alter mit ruhig ernsten Zügen, bedächtig voranschritt, während der andere, ein junger Mann von blasser Farbe und bestimmt ausgeprägter orientalischer Bildung des Gesichts, in begeisterter Stimmung, ihm folgte, ohne von dem um ihn her wogenden Tumulte etwas wahrzunehmen. Des jungen Mannes großes, schwarzes Auge, von langen

Wimpern beschattet, verrieth durch den feuchten Schimmer und den schwärmerisch sanften Ausdruck die weiche Seele des Künstlers, das Haar, vom glänzendsten Schwarz, umrahmte eine klare offene Stirne, die Nase war edel gebildet, nur der Mund erschien nicht fest genug gezeichnet, um das ganze Gesicht schön nennen zu dürfen; die Bezeichnung interessant kam ihm dagegen mit vollem Rechte zu.

Beide durchschritten die lebhaften Straßen der Stadt, gelangten vor das Thor und setzten zwischen reichen, im vollen Schmucke des Herbstes prangenden Gärten ihren Weg am untern Ufer des Rheines fort. Die Sonne warf, ehe sie hinter den Bergen versank, ihre Strahlen über die glänzenden und schimmernden Wellen, die spitzen Kirchthürme der umliegenden Dörfer strahlten im Abendschein, und zwischen dem dunkelgrünen Laub erglühten in den umliegenden Gärten umher die reifenden Trauben wie Gold. Von nah und fern tönte der Klang der Abendglocken über die Fluthen, und junge Burschen schritten scherzend und lachend mit rothwangigen Mädchen, welche die weißen Tücher leicht über den Kopf gebunden hatten, die Straße entlang.

Eine geraume Zeit schritten die beiden Männer schweigend nebeneinander her. Der Aeltere, der die

Bewegung seines jungen Freundes verstand, vermied es absichtlich den Nachklang des gehabten Eindrucks in ihm zu stören, und erst nachdem sie eine Weile von dem Geräusche der Stadt entfernt waren, begann er mit folgenden Worten:

„Wie allgewaltig ist doch die Wirkung der Musik! ihr Zauber erhöht die Kräfte unserer Empfindung und versetzt sie in einen ungewöhnlichen Grad von Empfänglichkeit für das Göttliche." —

„So," entgegnete der Jüngling, „fühle ich in diesem Augenblicke ihre Wirkung! Jeder Gedanke in mir ist heilig, mein ganzes Wesen ruht in seligem reinem Entzücken. O, glücklich der, dem es vergönnt ist, etwas Aehnliches zu schaffen! Kann es wohl einen erhabeneren, edleren Beruf geben, als Empfindungen wach zu rufen, welche denen gleichen, die mich jetzt erfüllen!"

„Muth und Ausdauer, mein Freund," versetzte der andere, „und Du kannst es erreichen! Noch verzagt Dein Gemüth und zweifelt an der eigenen Fähigkeit, aber eben diese bescheidene Bewunderung fremder Kräfte ist mir ein sicheres Unterpfand für Deine Zukunft, denn sie läßt Dich mit heißem Verlangen das Gute aller Zeiten erfassen und halten."

„Und doch," begann mit zögernder Stimme der

Jüngling, „bin ich gerade jetzt zu dem Entschlusse gekommen, der Kunst ungetreu zu werden. — Eine Macht, stärker als sie, hat es über mich vermocht, diesen Entschluß zu reifen. Wohl glaubte ich sonst, wenn mein Herz erfüllt war von Wonne oder Leid, daß ich nur in der Kunst Beruhigung zu finden vermöchte, aber es war ein Irrthum. Wozu ist die Welt so schön geworden, als daß sie der Mensch erkennen und im Erkennen genießen soll? Wozu füllt sich das Herz mit Empfindungen, als daß es überströmen und sich erkennen und wiederfinden soll in dem einen, höchsten Gefühle, in dem sich die Erde verklärt und vollendet!"

„Ich errathe Dich," sagte etwas überrascht sein Begleiter; „nur der Liebe konnte es möglich sein, diese Veränderung zu bewirken." —

„Du hast recht errathen," entgegnete jener lächelnd; „aber frage nicht weiter, denn Morgen ist schon der Tag der Entscheidung über mein Lebensglück. Ich habe mein Gefühl verborgen gehalten, ich will es auch jetzt noch thun, bis ich weiß, wie Alles endet."

Die beiden Wanderer hatten sich so in ihr Gespräch vertieft, daß sie es nicht bemerkten, wie ein anderer junger Mann ihnen entgegen kam.

„Gewiß wird hier der heiligen Cäcilie der Hof gemacht!" rief er ihnen munter entgegen — „da Ihr nichts seht noch hört von dem, was um Euch vorgeht. Woher des Weges und wohin?" fuhr er fort, indem er den beiden die Hände reichte. —

Eine leichte Röthe überflog das Gesicht des Jüngeren der beiden Spaziergänger, während der Aeltere antwortete:

„Unser Gespräch bewegte sich in der That auf dem der heiligen Cäcilie geweihten Felde, und dies ist begreiflich, da wir so eben im Dome eines ihrer Wunder, das Mozart'sche Requiem, angehört haben. Aber Sie erinnern mich bei guter Zeit an die Umkehr. — Gehen wir zusammen?"

„Ich hätte Lust noch eine kleine Wasserfahrt zu machen," meinte der Neuangekommene, „und wenn Freund Simon dabei sein will, so machen wir eine kleine Parthie nach dem Rheingau. Der Abend ist so schön und die Rückfahrt bei Mondbeleuchtung verspricht ein Hochgenuß zu werden."

„Ich bedauere, daß ich nicht dabei sein kann," erwiederte der ältere Herr, „aber es wäre in der That ein Unrecht, wollten Sie diesen herrlichen Vorschlag nicht ausführen. Unterhalten Sie sich gut, und Dir, Simon, wünsche ich Glück zu Deinem Vorhaben

auf Morgen." Damit grüßte er die jungen Leute und ging zur Stadt zurück. —

„Was meint denn der Alte mit dem Glückwunsch?" frug Otto — so hieß der Neuangekommene — indem die beiden jungen Leute langsam nach dem Ufer schritten. Simon zögerte mit der Antwort.

„Gewiß hast Du wieder eine Composition fertig. Da wünsche auch ich Dir von Herzen Glück!" fuhr jener fort. „Wie ist es denn? steht Dein Entschluß noch fest, nach Italien zu gehen?"

„Noch nicht," entgegnete halblaut ausweichend der Gefragte, und wendete sich zu einem der Kähne am Ufer, löste die Kette, sprang hinein, ergriff eins der Ruder, und nachdem Otto dasselbe gethan hatte, fuhren sie langsam den Strom hinab.

„Wenn Du nach Italien ziehst," begann Otto nach einer Weile, „wirst Du unsern Rhein bald vergessen haben."

„Gewiß nicht!" erwiederte Simon. „Bei mir wird keine Gegend der Welt unserm Rhein den Preis streitig machen. Wenn ihm auch der Reiz der südlichen Vegetation fehlt und er die Zierlichkeit der italischen Gegenden nicht erreicht, so ist bei ihm die Schönheit durch den Ausdruck der Kraft erhöht und die Sage schlingt ihr zauberhaftes Band durch die

fruchtbaren Thäler, über schroffe Felsen zu den drohenden Burgen empor. Und wenn ich auch die Gegend vergessen könnte, wie sollte die Erinnerung an all das Schöne und Gute, was ich hier erlebte, jemals aus meinem Gedächtniß schwinden? Aber," setzte er leiser hinzu, „noch bin ich nicht fort, und wer weiß, ob ich überhaupt gehen werde."

„Um so besser für uns," meinte Otto. „Aber was hat Deinen Entschluß plötzlich wankend gemacht?"

Einen Augenblick schwieg Simon, dann sagte er: „Eigentlich sollte ich Dir am wenigsten verschweigen, was mich bewegt, aber eine unerklärliche Furcht hält mich zurück. Morgen wirst Du Alles wissen." Damit schwieg er und ruderte eifrig weiter. Keiner der Beiden sprach mehr ein Wort, bis sie am entgegengesetzten Ufer in der Nähe eines Dörfchens anlandeten.

Sie stiegen aus und gingen zwischen den Feldern hindurch. Goldkäfer liefen eilig über die zitternden Grashalme, das Schwirren der kleinen Heimchen erfüllte die Luft, und wo ein Sonnenstrahl hintraf, erblickte das Auge unzählige Schwärme kleiner Geschöpfe, die auf und ab in der Abendluft, wie im frohen Tanze schwebten und wogten. Die beiden jungen Leute gingen eine Weile voran und setzten sich

dann, bei einem Punkte angekommen, wo man eine herrliche Fernsicht hatte, auf eine Bank am Wege. Simon versank in Nachdenken. Nachdem Otto eine Zeitlang ruhig an seiner Seite gesessen hatte, ward er ungeduldig und stand auf.

„Diese Zumuthung ist etwas zu stark," sagte er. „Du setzest Dich dahin, vertiefst Dich in Deine musikalischen Schwärmereien, daß Du nichts siehst noch hörst, und ich soll unterdessen das Vergnügen genießen, Dir zuzusehen. Das halte ich nicht länger aus. Bleibe Du hier sitzen, ich schweife unterdessen in der Umgegend umher und kehre dann wieder zurück."

„Thue das," entgegnete Simon. „Ueberlaß mich meiner Stimmung. Botanisire, suche Käfer, oder gehe auf Abentheuer aus, ich werde Dich hier erwarten."

Otto stand auf und ging auf der Landstraße weiter, bis er einen Seitenweg fand, den er aufs Gerathewohl hin einschlug. Anfänglich führte der Pfad zwischen Weinbergen, die über und über voll Trauben hingen, dahin. Ueberall glänzte die helle Fluth des Rheines zwischen den Blättern und Spalten hindurch, und wo ein größerer Zwischenraum sich öffnete, bot sich dem Auge ein reizendes Landschaftsbild dar. Leichten Schrittes ging er voran, sah bald rechts, bald links sich um, sog die kühlende Luft

ein, die über das Wasser herüberstrich, und genoß mit vollen Zügen die Schönheit des herrlichen Herbstabends.

Plötzlich schien es ihm, als vernehme er nicht weit von sich ein leises Schluchzen und Weinen. Er stand still und lauschte, und da er sich überzeugt hatte, daß er nicht irrte, ging er schnellen Schrittes voran, dem Orte zu, von wo er jenes Geräusch gehört zu haben glaubte.

Da erblickte er eine ältere Frau, welche augenscheinlich von einem Nervenzufalle getroffen, von einem jungen blühenden Mädchen unterstützt, auf einer Bank am Wege saß. Als das Mädchen die Schritte des Nahenden vernahm, blickte sie auf, und da sie den jungen Mann ansichtig wurde, überflog ein Strahl der Freude ihr Gesicht.

„Welch ein glücklicher Zufall führt uns auf diesem einsamen Wege menschliche Hilfe entgegen!“ rief sie aus. „O, mein Herr, haben Sie Mitleid mit unserer Hilflosigkeit und gewähren Sie mir Ihren Beistand, um die Kranke nach Hause zu führen.“

Otto stand einen Augenblick überrascht von dem Eindruck, den die ganze Erscheinung auf ihn machte. Der Schmerz in den Zügen der kranken Frau, ge-

genüber der zarten, ungewöhnlichen Schönheit, die auf dem Gesichte des jungen Mädchens thronte, die blauen Augen, die von Thränen erfüllt, bittend zu ihm aufblickten; alles dies bewegte ihn mächtig und erfüllte ihn mit aufrichtiger Theilnahme. Rasch eilte er hinzu und ohne im ersten Augenblicke eines Wortes mächtig zu sein, unterstützte er die Kranke, half ihr sich von der Bank erheben und führte sie im Verein mit ihrer jungen Begleiterin langsam hinweg.

Eine Zeitlang gingen sie schweigend mit einander voran. Otto, sonst so redselig, konnte es nicht über sich gewinnen, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und das junge Mädchen schien so sehr von der Sorge für die Kranke in Anspruch genommen, daß es ihr unmöglich wurde, etwas zu reden. Ob vielleicht auch das Gefühl, so in der Sorge um ein hülfsbedürftiges Wesen plötzlich miteinander verbunden zu sein, Theil hatte an dem beengenden Gefühle, welches die Beiden beherrschte, wollen wir nicht entscheiden.

Endlich brach die Kranke selbst das Stillschweigen, und indem sie Otto dankte für den ihr geleisteten Beistand, beklagte sie bitter ihren hilflosen Zustand. Sie erzählte, wie sie, sich besser fühlend, geglaubt habe, dieser erste Ausgang werde ihre Kräfte vermehren, und daß sie es nun erst recht fühle, wie

krank und elend sie sei. Otto sprach ihr vergeblich Trost zu. — Es schien ihm ein Widerspruch in den sanften Zügen der Leidenden zu den trostlosen, zaghaften Worten derselben zu liegen. Indessen dachte er darüber nicht weiter nach, da seine Gedanken viel zu sehr mit der lieblichen Begleiterin der Leidenden, die er für deren Tochter ansah, beschäftigt waren.

Bald gelangten sie an den Eingang des Dörfchens und die Frauen lenkten ihre Schritte nach einem einfachen, aber reinlichen Häuschen, das von einem Garten eingefaßt, die Spuren sorgsamer Ordnung trug. Ein junges Weib, offenbar die Frau des Hausbesitzers, kam ihnen mit ängstlicher Geberde und reichem Wortschwall entgegen, und gab ihnen die Versicherung, daß sie sich über das lange Ausbleiben der Frauen bereits halb todt geängstigt habe. Sie nahm in ihrer Geschäftigkeit wenig Rücksicht auf Otto, bemächtigte sich der Kranken und würde dieselbe ohne Weiteres ins Haus geführt haben, wenn diese nicht selbst sich umgedreht und Otto die Hand reichend, ihm mit wenig schlichten Worten ihren Dank ausgesprochen hätte. Auch das junge Mädchen reichte ihm die Hand, auch sie wollte einige Worte des Dankes sprechen, aber indem sie die Lippen öffnete, verstummte sie vor Otto's Blicken plötzlich, sah ihn

verwirrt an und wendete sich dann dem Hause zu. Otto blickte den Abgehenden nach. Sie waren längst in der Thüre des Hauses verschwunden und er sah noch immer dorthin; endlich strich er mit der Hand langsam über die Stirne, holte tief Athem und wendete sich zum Weggehen.

Halb wie ein Träumender ging er denselben Weg zurück. An der Stelle, wo er die beiden Frauen zuerst gesehen hatte, blieb er eine Weile stehen. Man hatte von dort eine prachtvolle Aussicht nach dem gegenüberliegenden Ufer, aber Otto kehrte ihr den Rücken zu und sein Auge hing an jener Bank, als erblicke er dort noch immer die leidende Matrone und das schöne, weinende Mädchen. Endlich fiel ihm sein Begleiter Simon ein und er eilte nach dem Orte hin, wo er ihn verlassen hatte.

Simon hatte sich der Länge nach auf die Bank hingestreckt und erwachte erst aus seinen Träumereien, als Otto vor ihm stand. Statt wie sonst mit einem Scherze den Freund wegen seiner Apathie zu necken, ermahnte Otto im ruhigen Tone, daß es Zeit zur Rückfahrt sei. Sie gingen ans Ufer, lösten den Kahn, nahmen die Ruder zur Hand und fuhren langsam stromaufwärts.

Es war unterdessen spät geworden und die

Sonne bereits hinter den Bergen hinabgesunken. Der Mond war aufgegangen und sein gelber Schein zitterte auf den Wellen, die wie Silber zwischen den dunkeln Rändern leuchteten. Ein sanfter Windhauch bewegte leise die Blätter der Bäume an den Ufern und trug das flüsternde Geräusch zu den Ohren der Heimkehrenden, deren tactmäßige Ruderschläge weithin durch die feierliche Stille ertönten. Keiner der beiden jungen Männer sprach ein Wort und Otto mußte sich selbst heimlich gestehen, daß er sich nach dem gehabten Abentheuer keinen bessern Begleiter wünschen könne, als Simon, denn dieser fand weder in seinem langen Ausbleiben etwas Befremdendes, noch auch bemerkte er die gänzlich veränderte Stimmung, in der Otto sich befand. Er blieb nach wie vor versunken in die Träumerei, die durch die gehäuften Eindrücke des Abends in ihm hervorgerufen war.

Es war völlig dunkel geworden, als sie am Ziel ihrer Fahrt anlangten. Sie stiegen aus und schlugen, Arm in Arm, den Weg nach der Rheinbrücke ein, wo des Abends die Bevölkerung der Stadt zu lustwandeln pflegt. Bald begegneten sie Bekannten, die rechts und links grüßend an ihnen vorüberschritten, und nach kurzer Zeit hatte sich bereits

eine kleine Anzahl vertrauter Freunde zu ihnen gesellt.

Nachdem sie mehrmals auf und ab gegangen waren und sich über die Neuigkeiten des Tages unterhalten hatten, machte einer der jungen Leute den Vorschlag, nach einer beliebten Weinstube zu ziehen, wo neuer Wein heute zum ersten Male ausgeschenkt werde. Simon, der von dem Augenblicke an, wo das muntere Geplauder ihn aus seinem Nachdenken gerissen hatte, wie umgewandelt war, stimmte sogleich mit ein und die ganze Gesellschaft machte sich auf den Weg nach dem bezeichneten Hause. Aber wie erstaunten Alle, als Otto an der Thüre desselben Abschied von ihnen nahm, und mit undeutlichen Entschuldigungsgründen sie verließ, um nach Hause zu eilen. Dies kam ihnen Allen so ungewohnt vor, daß sie bald darüber einig waren, Otto müsse unwohl geworden sein. Einige wollten dies auch schon auf der Brücke bemerkt haben. Sie setzten sich indeß bald darüber hinweg und sprachen dem neuen Weine tüchtig zu. Etwas lahm blieb die Unterhaltung indeß doch, denn Otto war allezeit als der heiterste Gesellschafter unter ihnen bekannt.

Zweites Kapitel.

Das Haus des Kaufmanns Schaller galt in Mainz als der Sammelplatz der Künstler und Kunstliebhaber. Die großen, elegant ausgestatteten Räume boten des Abends meist ein buntbewegtes Bild frohen gesellschaftlichen Treibens dar. Der Hausherr, der sich durch rastlose Thätigkeit seine Stellung sowohl in der Handelswelt als in der Gesellschaft selbst errungen hatte, sah es gern, wenn sein Haus von den Freunden seiner beiden Kinder, Otto und Luise, häufig besucht wurde. Er selbst liebte die Kunst, in so fern sie zur Erheiterung des Lebens beitrug. Er hatte bedeutende Summen darauf verwendet, seine Kinder in Allem unterrichten zu lassen, wozu sie irgend Lust zeigten, und lächelte wohlgefällig, wenn deren Talente anerkannt und belobt wurden.

Am Morgen nach dem Abende, an welchem Otto mit seinem Freunde Simon die Wasserfahrt gemacht hatte, saß Schaller mit seiner Frau beim Frühstück; ihre beiden Kinder waren nicht zugegen, nur ein weiteres Glied der Familie, ein Vetter aus Amsterdam, welcher seit einiger Zeit im Schaller'schen Geschäfte thätig war, saß mit bei Tische. Die Un-

terhaltung bewegte sich zwischen den beiden Männern und betraf ausschließlich Angelegenheiten des Geschäfts. Therese, Schaller's Gattin, war als aufmerksame Wirthin bemüht, die Herren zu bedienen.

„Schon zu Ende, lieber Schaller?" frug sie ihren Mann, als dieser Messer und Gabel weglegte; „hier ist noch ein schönes Stück Braten, das nimm noch."

„Danke, danke, mein Kind!" entgegnete Schaller, indem er die Serviette zur Seite legte. „Ich habe fast zu viel gegessen."

„Heute mußt Du schon etwas mehr als gewöhnlich thun, da das Mittagessen knapp ausfallen wird," bemerkte Therese.

„Wie so?" frug Schaller.

„Wir müssen uns behelfen, so gut es geht. Du hast wohl vergessen, daß Du mir die Arbeiter geschickt hast, um die Veränderung in meiner Küche zu treffen?"

„Sind sie gekommen? Schön, schön, das ist mir lieb, da muß unsere Köchin allerdings einige Tage außer Wirksamkeit gesetzt werden, aber zu hungern brauchen wir deshalb nicht. Ich werde nach Maienruhe fahren, Du und die Kinder kommt mit."

„Fahre Du mit den Kindern hin," entgegnete

Frau Therese, „ich bleibe hier, um die Arbeiter zu überwachen. Ich fürchte nur, wir werden sie sobald nicht wieder los werden; ich habe kein Vertrauen zu dieser neuen Einrichtung und sehe voraus, daß jene bald wieder einreißen, was sie heute aufbauen.“

Schaller machte ein verdrießliches Gesicht. „Aber liebes Kind,“ sagte er, „wozu nun so viel unnütze Worte? Ich bin von der Vorzüglichkeit dieser Neuerung überzeugt.“

„Das sagst Du bei Deinen Neuerungen jedesmal,“ erwiederte lächelnd Therese; „aber ich sehe nicht ein, warum wir stets die Ersten sein müssen, die jede neue Erfindung prüfen. Wie manche gepriesene Verbesserung hat uns schwere Opfer gekostet! aber Du überläßt es nie Andern, zu prüfen, ob sich etwas im Gebrauche bewährt oder nicht. Es ist schon in der ganzen Stadt Sitte geworden, bei jeder Neuerung erst abzuwarten, bis sie bei uns Probe bestanden.“

„Du bist mißlaunig,“ entgegnete hierauf Schaller, „weil ich wieder einmal Deine Hausordnung derangire.“

Der junge Mann, welcher bisher schweigend in seinen gastronomischen Exerzitien fortgefahren hatte, erhob und entfernte sich, da er glaubte, daß eine kleine Ehestandsscene im Ausbrechen begriffen sei.

Er irrte sich indeß, denn mit der heitersten Miene fuhr Therese fort: „Daran bin ich schon lange gewöhnt. Ein unruhiger Kopf bist und bleibst Du doch einmal, und wahrhaftig, es ist mir lieber, Du wendest Deine Neuerungsversuche und die Sucht zu reformiren, meiner Küche zu, als andern Einrichtungen. Hier, im Innern unseres Hauses, sind wir nur uns selbst Rechenschaft schuldig, und wenn Dir nach dieser Umwälzung schlechtgerathene Speisen vorgesetzt werden, so kannst Du ohne Sorge gleich wieder mit einer neuen Umänderung beginnen."

Schaller mußte selbst lächeln und entgegnete kopfschüttelnd: „Das ist wieder einmal eine rechte Frauenansicht. Die Ordnung ihrer Küche und das Wohl der Menschheit, gilt ihr alles gleich." —

„Nun, so viel weiß ich sicher," erwiederte Therese, „wenn Du die Ordnung meiner Küche unnützerweise störst, so hast Du höchstens ein böses Gesicht von mir zu erwarten; störst Du aber die Ordnung des Staates, so ist Deine Sicherheit in größerer Gefahr. In der Beurtheilung, ob Deine Projekte und Versuche dort oder hier mehr gesicherte Berechtigung haben, erkläre ich mich allerdings incompetent, denn da gilt ja doch die Stimme der Frauen nichts; aber versichern kann ich Dich, daß ich Gott danke, wenn

Du Deine Pläne etwas mehr in das Innere des Hauses richtest, denn ich will lieber ein wenig Aerger, als viel Angst und Sorge aushalten."

Jetzt schien Schaller ernsthaft böse zu werden. „Du weißt," sagte er, „daß ich solche alberne Scherze nicht leiden kann. — Es giebt Dinge, die nur zum Ernste stimmen sollen."

„Nun ja," entgegnete begütigend Therese, „ich bin doch nun einmal eine alberne Frau, und Du solltest Dich daran gewöhnt haben; Du weißt ja, daß es nicht so schlimm gemeint ist." Und damit ordnete sie ihm das Halstuch, indem sie ihm freundlich in das Gesicht sah.

Schaller's Groll war sogleich vorüber. „Wo die Kinder so lange bleiben?" fragte er, ungeduldig nach der Uhr sehend.

„Sie sind zur Gesammtprobe für das Conzert, das nächste Woche stattfindet," erklärte Therese, „und da weiß man ja, wie's geht. Die Herrchen und Dämchen werden nicht gehörig eingeübt haben, und der arme Director in Noth und Aerger gerathen. Das giebt dann nur wieder neuen Stoff zur Belustigung für das übermüthige junge Volk."

„Also nächste Woche findet das Conzert statt?" frug Schaller gedehnt, — „und ich muß auch dabei sein?"

Therese, die seine Abneigung für derartige Vergnügungen kannte, entkräftigte seine Einwendungen sogleich, indem sie sagte: „Ohne Zweifel! Du wirst uns doch nicht allein gehen lassen? Warte nur, bis Du erst Luisen in ihrem neuen Anzuge gesehen hast — dann wirst Du ihr zu Liebe gern ein wenig Langeweile ertragen. Wenn sie so allerliebst aussieht und die Herren sie schaarenweise umlagern, das gefällt dem Herrn Papa denn doch auch, und wenn sie erst ihre Soloparthie singen wird! — sieh! sieh! wie er da schmunzelt."

Schaller ging vom schmunzelnden Lächeln so eben in ein herzliches Lachen über, als die Thür sich öffnete und das Dienstmädchen frug, ob Herr Simon Goldheim Herrn Schaller sprechen könne.

Simon Goldheim, den wir bereits kennen, war der Sohn eines der reichsten Banquiers der Stadt. Sein Vater besorgte die Geldgeschäfte für Schaller, er selbst aber war durch seine bedeutende musikalische Bildung einer der beliebtesten Abendgäste im Schaller'schen Hause. Obgleich er sich fast nie in Geschäftsangelegenheiten dort einfand, so trug ein Morgenbesuch doch zu sehr das Gepräge eines solchen, als daß man etwas anderes hätte vermuthen können. Frau Schaller wollte sich deshalb eben entfernen, als

Simon eintrat, sie begrüßte und nach ihrem Befinden fragte.

„Sie haben unsere letzte musikalische Soirée versäumt," sagte Therese mit der freundlichsten Miene, nachdem sie seinen Gruß erwiedert hatte; „und es ging Ihnen damit ein Triumph verloren. Luise sang Ihr letztes Lied und erregte damit einen wahren Sturm des Beifalls."

„Wenn Fräulein Luise singt," entgegnete Simon zuvorkommend, „so ist jedes Lied des Erfolges sicher."

Therese lächelte und nickte dem artigen jungen Manne, dessen Erscheinung heute besonders vortheilhaft und einnehmend war, geschmeichelt zu. „Luise war sehr gut disponirt an jenem Abende," fuhr sie dann leichthin fort. — „Nun ich höre ja, Sie werden Ihre musikalischen Studien in Italien fortsetzen? Wir freuen uns recht sehr, daß es Ihnen endlich gelungen ist, ihren Vater dazu zu bewegen; es wäre unverantwortlich gewesen, ein so entschieden ausgesprochenes Talent nicht vollkommen auszubilden."

„Ein so entschieden ausgebildetes Geschäft, wie das des Herrn Goldheim Vater, ist auch nicht zu verachten," warf Schaller halblaut dazwischen.

Simon wendete sich zu ihm und sagte: „Noch

bin ich auch nicht entschieden, welches von beiden ich aufopfern werde."

„Aber Sie waren doch stets so unzufrieden in ihrer Lage," meinte Therese ganz erstaunt, „ich dachte immer, Sie hätten keinen höhern Wunsch, als das Geschäft zu verlassen."

Eine leichte Röthe flog über Simon's Gesicht. „Sie kennen das Sprichwort," erwiederte er: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

„Aber sagen Sie mir," frug jetzt Therese wieder, „wie kommt es, daß Sie die heutige Gesangprobe versäumen?"

„Dies geschah absichtlich," entgegnete Simon, „da ich gerade diese Stunde benutzen wollte, um Herrn Schaller ein wichtiges Anliegen mitzutheilen."

„Dann will ich Sie mit ihm allein lassen," meinte Therese. „Werden Sie unsere nächste Soirée nicht versäumen, lieber Goldheim. Sie wissen doch, wie angenehm uns Ihre Gegenwart ist. Luise soll dann jenes Lied wiederholen."

„Ich hoffe, daß ich zugegen sein kann."

Therese reichte Simon die Hand, nickte ihm einen freundlichen guten Morgen zu und ließ ihn mit ihrem Manne allein.

„Was so ein Künstler doch bei den Frauen

gilt!" sagte Schaller, indem er Simon auf die Schulter klopfte. — „Setzen Sie sich, Herr Goldheim," fuhr er fort, „führt Sie ein Auftrag Ihres Herrn Vaters zu mir?"

Nachdem sich beide gesetzt hatten, entgegnete Simon: „Nicht doch, ich komme in eigenen Angelegenheiten."

Schaller sah ihn eine Weile forschend an, dann sagte er: „So reden Sie, womit kann ich dienen?" und Simon, nicht ohne Verlegenheit in Blick und Stimme, begann folgendermaßen:

„Sie kennen unsere Verhältnisse, Herr Schaller, und wissen auch, was ja allen meinen Freunden bekannt ist, daß ich mich nicht wohl in denselben fühle. Meine Liebe zur Musik verleidete mir das Geschäftsleben und ich befinde mich seit längerer Zeit in einem fortwährenden Zwiespalt zwischen den Pflichten des Gehorsams gegen meinen Vater, dessen einziger Wunsch es ist, mich als den dereinstigen Erben seines Geschäfts zu sehen, und dem innern Drange, der mich treibt, meine Kräfte der Ausbildung in der Kunst zu weihen."

„Aber erlauben Sie mir einen Einwurf," bemerkte hier Schaller, indem er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte; „weshalb ver-

binden Sie nicht beides? Führen sie das Geschäft Ihres Vaters fort und treiben Ihre musikalische Liebhaberei nebenbei. Dadurch würden Sie die angenehmste Stellung in der Stadt erlangen. Ein Mann mit Ihrem Vermögen!"

„Was ich sein soll, muß ich ganz sein," versetzte Simon mit fester Stimme; „und wenn die Kunst Tausenden zur Liebhaberei dient, ich kann sie nie so tief erniedrigen, dazu verstehe ich ihre Erhabenheit zu gut. Aber," fuhr er fort und seine Stimme sank zu der vorherigen Unsicherheit herab, „ich glaube ihr entsagen zu können, glaube Ersatz finden zu können im Leben für das Opfer meines idealen Strebens, und von Rosenkränzen der Liebe umwunden hoffe ich zu vergessen, daß ich einmal von Lorbeeren geträumt. Soweit steht mein Entschluß fest, auf Sie kömmt es nun an, ihn zu realisiren."

„Reden Sie deutlich," entgegnete Schaller hierauf ganz verwundert, „was kann ich thun?"

„Jedermann kennt Ihre freimüthigen Gesinnungen," erwiederte Simon, „Ihr wohlwollender Character ist frei von jedem Vorurtheile, deshalb wage ich die Wünsche auszusprechen, die ich seit lange verschlossen in der Brust trage und welche ich außerdem vielleicht für immer begraben hätte. Die Freundlich-

keit, mit welcher ich in Ihrem schönen Familienkreise aufgenommen wurde, hat mich mehr als alle öffentlichen Beweise fühlen lassen und davon überzeugt, daß es in unserer Zeit dem offenen Sinne und dem redlichen Wollen möglich geworden ist, alle Schranken veralteter Anschauungen zu durchbrechen und sich selbst sein Schicksal zu schaffen. Die Gesetze sind der allgemeinen Ansicht nachgekommen und es besteht kein unüberwindliches Hinderniß zwischen meinem Wunsche und dessen Erfüllung. — Ich liebe Ihre Tochter mit der ganzen Stärke wahrer Neigung und würde dieser Liebe alle meine persönlichen Hoffnungen für die Zukunft unterordnen, überglücklich in der Erfüllung meines höchsten Wunsches, wenn ich Ihrer Einwilligung sicher sein dürfte."

Schaller war über diesen Vorschlag offenbar überrascht; er schwieg einen Augenblick, dann gestand er dem jungen Manne sein Erstaunen.

„War diese Ueberraschung eine unangenehme für Sie?" frug dieser.

„Ganz und gar nicht," versicherte Schaller in großer Verlegenheit, „aber höchst unvorhergesehen, ganz unerwartet."

„Was ist natürlicher, als daß Fräulein Luise überall siegt, wo ihre Schönheit, ihr Geist, ihre Ta-

lente Gelegenheit haben zur Geltung zu kommen!" rief Simon im Tone der Ueberzeugung aus, und Schaller, der sich durch das Lob geschmeichelt fühlte, entgegnete: „Wahr, wahr! aber haben Sie denn schon mit Luise selbst gesprochen?"

„Ihre ganze Familie," antwortete Simon, „hat mich stets so sehr mit Beweisen des Vertrauens überhäuft, daß ich fürchtete, ein Unrecht zu begehen, wenn ich Sie nicht zuerst in Kenntniß gesetzt hätte. An kleinen Andeutungen ließ ich es nicht fehlen, und wenn ich mich nicht täusche, so glaube ich hoffen zu dürfen, daß ich verstanden bin."

„Es ist wahr," entgegnete Schaller nach einigem Nachdenken; „singt sie nicht vorzugsweise immer Ihre Lieder? und ist Ihre Begleitung, wenn sie singt, ihr nicht stets die liebste? Meine Damen mochten Sie immer gern leiden. Wenn ich die Sache genau überlege, so freut mich Ihr Vorschlag. Ja, ja, wahrhaftig, recht von Herzen freut er mich, und es wird sich wohl machen, denke ich!"

„Also wäre Ihre Einwilligung mir gewiß?" frug hastig Simon.

Schaller fand, je mehr er die Sache überlegte, um so mehr Wohlgefallen daran. Das ist einmal eine elektante Gelegenheit, sprach er vor sich hin,

um dem Vorurtheil die Spitze zu bieten und allem, was ich bis jetzt im Sinne der Humanität gethan, die Krone aufzusetzen.

„Freilich! freilich! haben Sie meine Einwilligung,“ wendete er sich wieder zu dem jungen Manne. „Aber eins muß ich Ihnen sagen. Mein Princip in Bezug auf meine Kinder ist: Selbstständigkeit bei bedeutenden Lebensfragen, ohne Zwang, ohne Ueberredung. So ist meine Luise erzogen. Ich werde sie nun fragen und Sie müssen auf jede Antwort gefaßt sein.“

„Weit ab von mir liegt der Gedanke, ein Herz zu begehren, das sich mir nicht freiwillig giebt,“ entgegnete Simon.

Schaller, indem er ihm die Hand reichte, setzte hinzu: „Es gefällt mir von Ihnen, daß Sie sich zuerst an mich gewendet haben. Verlassen Sie sich darauf, ich werde Ihre Sache gut führen. Das Mädchen müßte ja thöricht sein, sollte sie zaudern, und wahrhaftig! Sie haben Recht, ich habe es auch schon bemerkt, sie ist Ihnen gut.“

Ein Strahl der Freude überflog Simon's Gesicht.

„O, bester Herr Schaller,“ rief er aus, „wie glücklich machen mich diese Worte! Dank, Dank dafür!“

„Nun, nun," beruhigte ihn jener, „was ist dabei zu danken? Gehen Sie nur, Herr Goldheim, und verlassen Sie sich auf mich; mein Mädchen kommt bald nach Hause, dann werde ich sie gleich vernehmen. Die wird erstaunen!"

Simon war zu bewegt, als daß er noch länger zu bleiben wünschte. „Leben Sie denn wohl," sagte er; „mein Glück liegt in Ihrer Hand," und mit einem warmen Händedrucke empfpahl er sich.

Als Simon sich entfernt hatte, ging Schaller einige Augenblicke im Zimmer auf und ab, rieb sich vergnügt die Hände, und stellte sich dann mit verschränkten Armen an das Fenster. Eine herrliche Parthie, murmelte er halblaut vor sich hin. Das erste Banquiergeschäft der ganzen Stadt und meine Tochter, das wird Aufsehen machen. Da wird man einmal erkennen lernen, was Consequenz ist. So muß es kommen! durch die That muß man beweisen, wie man gesinnt ist, dann erst gewinnt jedes Wort wahre Bedeutung.

Indem er so vergnügt seinen Gedanken nachhing, erschallte von der Treppe her Luisen's helle Stimme. — Sie hüpfte ihrer Gewohnheit nach singend herauf. Rasch öffnete sie die Thüre und trat ein. Sie nahm Hut und Tuch ab, so daß die zier-

liche Gestalt, das volle dunkelbraune Haar zu dem heiteren offenen Ausdruck des Gesichts ein reizendes Mädchen von etwa siebenzehn Jahren in der Fülle der Gesundheit erkennen ließ.

„Guten Morgen, Papa!“ rief sie, und indem sie sich in einen Sessel warf, setzte sie hinzu: „Ach, wie müde!“

Schaller, der es kaum erwarten konnte, dem Mädchen seine Pläne in Bezug auf den jungen Goldheim mitzutheilen, stellte sich vor sie hin, betrachtete sie eine Zeitlang wohlgefällig und begann dann mit der Frage:

„Nun, Eure Probe hat ja recht lange gedauert?“

„Ach, du mein Gott!“ fiel Luise ihm rasch in das Wort, „das war eine Noth, bis alles in den richtigen Gang kam! und wenn dann noch die besten fehlen! Simon Goldheim hat heute auch wieder gefehlt.“

Aha! dachte Papa Schaller, erfreut, daß sie ihm selbst den Weg bahnte, seine Neuigkeit mitzutheilen.

„So?“ frug er mit schlauem Lächeln, „ist das einer der besten?“

„Er hält den ganzen Tenor,“ entgegnete Luise



bestätigend; „wenn er fehlt, sind die Herren alle schlimm daran, und wenn ich wieder nicht da gewesen wäre, könnte das ganze Conzert nicht stattfinden. Diese Rosalie Kamp, diese Fräulein Gall — nein, wie solche Geschöpfe nur überhaupt zu existiren wagen! es ist unbegreiflich — aber, a propos," sagte sie mit einem Male, indem sie aufstand, „ist Mama zu Hause?"

„Sie wird in der Küche oder in ihrem Zimmer sein," entgegnete ihr Vater.

„Mama muß heraufkommen," fuhr sie fort und nahm plötzlich eine wichtige Miene an; „ich habe Euch etwas sehr Interessantes mitzutheilen, wobei Ihr Beide zugegen sein müßt. — Ja," bestätigte sie, indem sie die zweifelhafte Miene ihres Vaters bemerkte, „warte nur hier, ich werde Mama holen."

„Was wird nun das wieder für eine Kinderei sein! Ist es denn so eilig? Bleibe doch einen Augenblick, ich habe Dir gewiß etwas Wichtigeres zu sagen," meinte ihr Vater.

„O, meine Mittheilung ist jedenfalls die wichtigste. Du wirst erstaunen, Papa, warte nur," und damit hüpfte das muntere Mädchen eilig zur Thüre hinaus. Man kann dem Wildfang nicht entgegen treten, murmelte Schaller ihr nachsehend vor sich hin,

und wie hübsch es sie kleidet, wenn sie so einen Narrenstreich im Kopfe hat! —

Gleich darauf kam Luise wieder zurück, indem sie ihre Mutter an der Hand nachzog. „Nur herein, Mama," rief sie; „so, nun setzt Euch zusammen auf das Sopha, damit alles seine gehörige Form hat."

Schaller und Therese folgten lächelnd ihren Worten, denn sie waren es gewohnt, sich von ihrem Lieblinge tyrannisiren zu lassen. Luise nahm eine ernsthafte Attitude an und begann mit erhobener Stimme:

„Hiermit habe ich also die Ehre meinen hochverehrten Eltern zu eröffnen — nun, was denkt Ihr?" unterbrach sie sich plötzlich, indem sie ihr Köpfchen muthwillig in die Höhe warf und triumphirend ihre großen braunen Augen auf die Eltern richtete.

„So sag' es, Närrchen!" lachte Schaller, und Therese meinte: „Daß Du auf den ersten Walzer engagirt bist;" aber Luise nahm ihre vorige Stellung wieder ein, und indem sie eine betheuernde Handbewegung machte, setzte sie ihre Erklärung mit den Worten fort: „Daß ich auf's ganze Leben engagirt, daß ich Braut bin." —

Diese unumwundene Erklärung übte auf jeden der beiden Zuhörer eine andere Wirkung aus, Schaller

sprang erschreckt auf, indem er rief: „Was sagst Du? Mache keine unzeitigen Scherze!“ Therese hingegen fragte neugierig und mit einem Anfluge von mütterlichem Stolze: „Wer ist denn der Erwählte? Erzähle.“

Luise setzte sich vor ihre Eltern auf einen Stuhl nieder und berichtete. „Ach Gott,“ sagte sie, „die Sache ist äußerst einfach. Baron Richard von Neuberg hat mir so eben auf dem Heimwege aus der Conzertprobe seine Liebe gestanden und mich gefragt, ob ich einwilligen würde, seine Frau zu werden.“

„Richard von Neuberg?“ fragte Therese und der volle Schein mütterlichen Stolzes leuchtete auf ihrem Gesichte. „Ei sieh, das ist hübsch.“ —

„Er sagte mir,“ fuhr Luise fort, „daß er schon länger die Absicht gehabt habe, mir seine Liebe zu gestehen, daß er aber nie dazu habe kommen können, weil Simon Goldheim mein steter Begleiter aus den Proben gewesen sei. Heute nun traf es sich, daß Goldheim ausblieb, und so nahm Richard gleich die gute Gelegenheit wahr.“

„Es wäre doch hübscher von dem jungen Herrn gewesen,“ begann hier Schaller mit schlecht verhehltem Unmuth, „es wäre doch hübscher gewesen, wenn er sich zuerst an uns gewendet hätte.“

„Ei, warum das?“ warf Therese dazwischen, ganz erstaunt darüber, daß ihr Mann nicht gleich ihr von der Neuigkeit entzückt war. „Richard von Neuberg hat sich schon lange auffallend um Luise bemüht, daß wir wohl darauf gefaßt sein mußten. Er sagte mir bei unserer letzten Soirée bereits, daß er demnächst seine landwirthschaftlichen Studien beendet habe und dann eins der Güter seines Vaters übernehmen werde.“

Luise machte seit der Bemerkung ihres Vaters ein schmollendes Gesicht. „Richard weiß recht gut, was Takt heißt,“ meinte sie. „Erst mußte er mich fragen, nun, da er meine Einwilligung hat, entdeckt er sich seinem Vater und dieser hält bei Euch um mich an.“

„Wahrhaftig!“ rief Therese, „es ist ein recht freudiges Ereigniß. Ich wünsche Dir von Herzen Glück, mein Kind, und gebe Dir meinen Segen;“ und dabei küßte sie Luise, und war so gerührt, daß sie das Tuch vor die Augen halten mußte.

Schaller konnte sich noch immer nicht beruhigen. „Liebst Du denn den jungen Herrn?“ frug er Luisen; aber diese sah ihn ganz erboßt an und erwiederte heftig: „Du wirst doch nicht glauben, Papa, daß ich mich mit einem Manne verloben werde, den

ich nicht liebe? Oder glaubst Du vielleicht, meine Liebe werde sich in Seufzen und Lamentiren kund geben? Ich kenne nichts Langweiligeres als solch' Geberden. Heirathen sollen wir Mädchen doch einmal, und da ich Richard am liebsten von allen jungen Männern leiden mag, wird er mein Herr Gemal. Ich dachte, Du würdest Dich über meinen Geniestreich freuen, meinen raschen Entschluß loben, und Du siehst ganz verstimmt aus."

„Nun, ich habe nichts dagegen," lenkte jetzt Schaller ein, „warum hat er auch nicht früher gesprochen!"

„Ist es denn zu spät?" frug Therese, auf's Neue erstaunt über ihres Mannes sonderbares Benehmen.

„Toller Streich," brummte dieser vor sich hin, „kommt das Mädchen nach Haus und hat sich Hals über Kopf verlobt. Nun, mir ist alles recht, wenn sie nur glücklich wird. — Halte Dich bereit, Luise," fuhr er nach einer Pause fort, „wir fahren nach Maienruhe zu Mittag. — Aber wo blieb Otto? Wen hat er denn wieder nach Hause begleitet, daß er so lange ausbleibt?"

„Ach, das habe ich über die Geschichte mit Richard ganz vergessen," antwortete Luise. „Otto hat

mir aufgetragen, Euch zu sagen, daß er zu Mittag in Maienruhe sei; er muß nicht gewußt haben, daß Papa dort sein will, sonst würde er wohl gewartet haben, bis wir mitgekommen wären.“ — „Nun, so treffen wir ihn dort,“ bemerkte Papa Schaller und begab sich hinunter in das Comptoir.

„Ich begreife Papas Laune gar nicht,“ begann Luise zu ihrer Mutter gewendet, als er fort war.

„Es überrascht ihn, daß er so mit einem Male seinen Liebling verlieren soll, ich finde das sehr natürlich.“

„Wie kann man das verlieren nennen, da wir doch so nahe beisammen bleiben werden? das begreife ich nicht!“ meinte Luise.

Therese entgegnete darauf: „Du nimmst dies Verlieren sehr äußerlich! Eltern bringen gern das Opfer des Verlustes, wenn sie ihre Kinder glücklich wissen, aber ein Verlust bleibt es immer, wenn diese in andere Verhältnisse eintreten. Schon der Schritt, den Du heute ohne uns gethan hast, hat Dich frei gemacht und uns ferner gestellt. Doch genug davon,“ setzte sie heiter werdend hinzu, und nachdem sie Luisen einen Augenblick lächelnd angesehen hatte, fuhr sie fort: „Also Frau Baronin von Neuberg wirst Du?“

Luise gab sich gewaltig Mühe, ganz kaltblütig

zu erscheinen, und sagte mit einem Tone, der ernst sein sollte, aber sehr gezwungen erschien: „Glaube nicht, Mama, ich hätte schon daran gedacht, daß Richard von Adel ist. Darauf gebe ich gar nichts, im Gegentheil, es ist mir unlieb. Papa kennt darin meine Ansichten und Du wirst Dich auch noch davon überzeugen."

„Ja, ich kenne Eure Uebereinstimmung," versetzte lachend Therese; „wer weiß, vielleicht ist eben der Adel Deines Bräutigams die Ursache, daß Dein Vater sich nicht recht über die Verlobung freuen wollte. In diesem Falle können wir sicher sein, daß sich seine Verstimmung bald legt, und was Dich angeht, ich möchte einmal sehen, wenn jemand nach Deiner Verheirathung die Frau Baronin vergäße, was Du für ein freundliches Gesicht dazu machen würdest." — Damit ging Therese lachend wieder in die Küche und die zukünftige Baronin von Neuberg begab sich auf ihr Zimmer, um sich zur Fahrt nach Maienruhe vorzubereiten.

Drittes Kapitel.

Wer forscht nach der Quelle, wenn mitten durch saftige Wiesen rauschend ein murmelnder Bach ihn labt? Er schöpft, er trinkt, und geht erquickt seines Weges weiter. Tausendmal fliegt ein Funke unbeachtet zur Seite, aber das eine Mal, da er, trockenes Stroh fassend, eine Stadt in Asche legt, folgen endlose Verwünschungen, Klagen, Jammer und Elend ihm nach. Nur von der Wirkung aus dringen wir zur Ursache zurück, und wie oft würde unser Urtheil über die erstere ein ganz anderes sein, wäre es uns möglich, die letztern vollständig zu verstehen. Wer gedenkt heute noch, wenn ihn die gemeine Gewinnsucht, die fast allezeit den Character des Betrügerischen an sich trägt, aus den Augen eines alten Handelsjuden anwidert, der tausendjährigen Schmach, durch welche dies Volk so weit kam, daß jeder Einzelne nur im Ringen nach Vortheil und Gewinn noch sein Interesse kennt, und das einzige Gefühl sie unter einander vereinigt, daß sie verachtet sind von den Anderen und diese dafür hassen müssen. Der einzelne Mensch erhält erst dann seinen wahren Werth, wenn er sich als Glied eines größeren Ganzen erkennt;

was giebt aber dem Juden diesen Werth? Nur indem der Einzelne der wankenden Messiashoffnung ungetreu wird, erkauft er für seine Nachkommen das Recht, der Fahne des Hasses abzuschwören und vom verachteten Paria aufzusteigen zum freien Selbstgefühle der Gleichberechtigung mit seinen Mitlebenden.

Im Hause des alten Meyer Goldheim war wenig von dem Reichthum zu erblicken, als dessen Besitzer ihn nichtsdestoweniger die ganze Stadt kannte. Altmodische Möbel standen in den Zimmern umher, und die geschwärzten Wände und Decken zeugten davon, daß lange Zeit keine Veränderung damit vorgenommen war. Früher, als seine Frau noch lebte, die in ihrer Jugend eine große Schönheit gewesen war, und durch ihre starke Hinneigung zu den Vergnügungsorten, wo sich die Offiziere der zu Mainz garnisonirenden oestreichischen und preußischen Truppen einzufinden pflegten, ihrem Manne viel Herzeleid bereitet hatte, sah es allerdings etwas eleganter bei ihnen aus. Sie hielt selbst damals noch beim Eingange in das Haus ein ganz modern möblirtes kleines Boudoir. Seitdem sie indessen gestorben war, hatte dies alles ein anderes Ansehen bekommen. Das Boudoir war verschwunden, und die alte Haushälterin, die Goldheim zu sich genommen hatte, verstand

sich wenig auf elegante Einrichtung. Der einzige Sohn, dem es leicht gewesen wäre, dies alles zu ändern, da ihm sein Vater keinen Wunsch verweigerte, bemerkte derartige äußerliche Dinge viel zu wenig, als daß er darauf hätte einwirken können. Zwar hielt er sich lieber in freundlichen Räumen auf, als in düstern, aber es war ihm unmöglich auch nur die geringste Anordnung in diesem Sinne selbst zu treffen.

Simon eilte, nachdem er aus der Unterredung mit Schaller die freudigste Hoffnung geschöpft hatte, rasch nach Hause und trat in jenes kleine Zimmer, in welchem früher seine Mutter die Vorübergehenden beobachtet hätte, während jetzt sein Vater darin Geschäfte unter vier Augen abzuschließen pflegte. Er traf den Alten in heftigem Streite mit seinem Diener, den er, wie Simon aus den wenigen Worten, die er noch vernehmen konnte, schloß, bei einer Unredlichkeit ertappt hatte. Als er den Sohn kommen hörte, beendete der alte Goldheim seinen Sermon mit der Warnung, ihn nicht wieder in ähnlicher Weise zu erzürnen, da er den Diener sonst ohne Weiteres aus dem Hause jagen werde. Als der Gescholtene den jungen Herrn ankommen sah, schlich er ganz leise fort.

Simon sah ihm mit einem Blicke der tiefsten Verachtung nach, indem er zu seinem Vater sagte: „Ich begreife nicht, wie Du den widerwärtigen Burschen so nachsichtig behandeln kannst! An Deiner Stelle hätte ich ihn längst aus dem Hause gejagt."

„Wär' ich ihm nicht verschuldet," entgegnete der Alte, „ich hätte es längst gethan. Aber er hat mein Wort, er gehört mit zur Familie, so lange er lebt, denn ohne ihn wäre ich längst ein todter Mann. Sein Muth und seine Treue haben mir einst das Leben gerettet."

„Er muthig und treu?" frug Simon ungläubig. „Das klingt fabelhaft."

„Ich selbst möcht's kaum halten für möglich," entgegnete der Alte, „und doch ist's wahr auf's Wort. Ich hab' Dir die Geschichte noch nicht erzählt, aber da's doch kommen könnt', daß ich stürb' vor ihm, so will ich Dir's sagen, warum ich ihm zu Dank verschuldet bin. — Ich war noch ein ganz kleiner Krämer und zog mit Waaren umher in aller Herren Länder, da ward ich in Polen eines Abends in einem dichten Walde von Gesindel überfallen, und ein Kerl schlug mir mit dem Messer über's Gesicht, daß ich ohnmächtig hinstürzte. Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlverbunden in einem Wirthshause; alle

meine Waaren waren gerettet und die Kerle hatten nichts mitgenommen, als einen Ring, den ich am Finger trug. So hatte mich mein Diener, der Samuel, der mich damals begleitete, gerettet, die Räuber vertrieben und mich in das Dorf geschafft, und da ich einige Tage krank lag, gestand er mir, daß er Geld habe, um mich zu verpflegen. Ich hatte nie gewußt, daß er sich etwas erspart hatte, aber er nahm wirklich fünfzig polnische Gulden hervor, bezahlte die Zeche und Wartung und händigte mir das Uebrige ein. Nun, ich hab' es ihm dreifach später wieder zurück gegeben und ihm dabei gelobt, ihn Zeit seines Lebens nicht zu verlassen. Was mich am meisten freute" — fuhr der Alte fort, und ein ächt jüdisches Lächeln spielte um seinen Mund — „war, daß der Ring, den die Räuber mir genommen hatten, falsch war und daß sie sich bei Licht recht ärgern mußten über ihren Fehlgriff."

„Wahrhaftig Vater," entgegnete Simon, indem er den Kopf schüttelte, „hättest Du die Geschichte nicht selbst erlebt, ich würde sie keinem Menschen auf der Welt glauben. Finde Dich doch mit dem alten Sünder ab, damit Du ihn los wirst."

Aber der alte Goldheim wollte davon nichts hören. Er war eben im Begriffe nebenan in das Comptoir

zu gehen, als Simon ihn mit den Worten zurückhielt: „Lieber Vater, ich kam, um Dir etwas mitzutheilen.“

Der alte Goldheim blieb an der halbgeöffneten Thüre stehen, drehte sich um, und indem er seinen Sohn erstaunt anblickte, sagte er: „Du hast mir etwas mitzutheilen? Es ist lang her, daß Du mir nichts hattest zu sagen. Um Rath zu holen, wirst Du nicht zu mir kommen; was giebt's? Brauchst Du Geld?“

Simon blickte seinen Vater gekränkt an. „Du thust mir Unrecht,“ sagte er halblaut.

„Ich Dir?“ entgegnete der alte Goldheim langsam und im Tone des Vorwurfs; „hab' ich mich verändert? Ich bin derselbe geblieben gegen Dich, heute wie am Tage Deiner Geburt.“

„Aber ich bin seitdem vom Kinde zum Manne geworden,“ erwiederte Simon mit festem Tone; „liegt es nicht in unserer Natur begründet, daß wir in der Jugend starke Umänderung erleiden? Warum also willst Du mir dies Recht verweigern?“

Der alte Goldheim trat nahe an seinen Sohn heran, und indem er ihn mit durchdringenden Blicken ansah, sprach er: „Du bringst Deine Zeit außer meinem Hause zu; des Vormittags beim Musikmeister, des Abends im Hause des Kaufmanns Schaller und

des Nachmittags kann man Dich sogar in der Christen-kirche finden, wie mir einer unserer Bekannten erzählt hat. Soll nun die kurze Zeit, die Du mitunter in meinem Hause zubringst, ausgefüllt werden durch Vorwürfe? Was ist's? sag's mir, was Du willst, und laß uns nicht weiter streiten."

Simon fühlte sich verletzt. „Weshalb kann Dir mein Umgang mit angesehenen, gebildeten Familien unlieb sein?" fragte er.

„Sind wir so fremd geworden, mein Sohn?" entgegnete der Alte, und eine leichte Rührung in seiner Stimme ward hörbar; „Du fragst, weshalb ich Deinen Umgang nicht billige? Damals, als wir es noch für ein heiliges Gebot hielten nicht mit ihnen zu essen, nicht unter einem Dache mit ihnen zu weilen, da wußte jeder Sohn, daß es so sein müsse, und keiner fragte den Vater nach dem warum."

„Wie kannst Du von jenen finstern Zeiten veralteter Vorurtheile sprechen!" entgegnete Simon verdrießlich, aber der Alte fuhr fort:

„Hatten sie ihren Stolz, hatten wir ihn damals auch. Sie verachteten uns, wir waren stolz und haßten sie; sie verachten uns noch, aber unser Stolz ist fort. Wir schmeicheln ihnen, freuen uns, wenn sie uns in ihre Gesellschaft ziehen, wenn man uns für Ihres-

gleichen hält. Ja, wir verschmähen es nicht, ihre Kirchen zu besuchen, damit man uns ja nicht für das erkennt, was wir sind. Unsere Zähigkeit ist geschmeidig geworden, unsere Hartnäckigkeit gebrochen."

„Halt ein," unterbrach Simon den Vater, „Du siehst die Dinge falsch, weil Du die Ursache von dem, was um Dich her geschieht, weil Du den Geist unserer Zeit nicht begreifst."

„Laß mich ausreden," fuhr der Alte heftig fort, „auch Du wirst noch erfahren, wohin Du kommst mit Deiner Menschenliebe, wenn sie Dich erst verwundet haben in den edelsten Gefühlen, wenn sie erst gewühlt haben in Deinem Schmerz und den Spott darauf gelegt statt des Balsams, dann wirst Du einsehen, daß ich Recht gehabt. Weshalb gehst Du nicht geradezu über? Meinst Du mich damit zu kränken? Ich hab' nichts dagegen, 's ist besser, als daß Du so umherziehst und nicht dies bist und nicht das."

„Gerade, indem ich bleibe, was ich bin, hoffe ich meinen Zweck zu erfüllen! Will ich denn allein mich ihnen nah'n? Gleichberechtigung, das ist der Triumph der Humanität. Sie müssen uns erkennen, uns verstehen lernen; abringen müssen wir ihnen die Achtung, die sie uns früher versagten, dann wird endlich die Schranke fallen, die uns von ihnen trennt. Würde ich

austreten aus der Genossenschaft der Verbannten, so hätte ich meine Idee geopfert für egoistische Pläne des Eigennutzes, und kein schönes Ziel bliebe mehr zu erstreben für mich."

„Schöne Worte, aber eitel hohles Geklingel!" entgegnete der Alte, „wohin wollt ihr's bringen mit Eurer Gleichberechtigung? Bis dahin, wo weder Religion noch Nation noch Character noch Geschlecht die Einzelnen mehr unterscheidet; alles verwaschen und farblos erscheint, und der Mensch die höchste Gattung des Thierreichs darstellt? Aber noch ist es nicht so weit und auch Du wirst noch einsehen lernen, wie entfernt Du von Deinem geträumten Ziele stehst. Wart' es nur ab, bis es einmal was anders gilt als Gesang und Tändelei! dann wirst Du sehen. Glaubst Du, weil sie Dich nicht öffentlich treten, sie stellen Dich sich gleich? Komme ihnen nicht zu nah', ich gebe Dir den Rath."

Als der Alte diese letzten Worten gesprochen hatte, überflog ein Zug des Stolzes das Gesicht Simon's. „Eben darum," sagte er mit großer Sicherheit im Ton, „um Dir den Beweis zu liefern, daß Du Dich irrst, kam ich her. Kannst Du wohl einen größern Beweis von Gleichstellung verlangen, als wenn uns die Familie öffnet? — Herr Schal-

ler," fuhr er fort und blickte seinen Vater triumphirend an, „hat mir so eben die Hand seiner Tochter zugesagt."

Der Alte fuhr zusammen, als hätte er eine Natter erblickt. Ohne ein Wort zu reden, blickte er starr in das Gesicht seines Sohnes. — „Das erstaunt Dich," fuhr Simon etwas entmuthigt durch den Ausdruck des ungewöhnlichen Schreckens im Gesichte seines Vaters fort, „Du kennst ja Herrn Schaller?"

„Ich kenne ihn," begann der Alte mit zögernder Stimme, „er ist ein tüchtiger Geschäftsmann und als solcher wohl akreditirt bei mir. Im Uebrigen ein unruhiger Mensch, der mancherlei geheime Verbindungen hat. Ich wußte, daß Du mit dem Manne über Freiheit und Gleichheit schwärmst, während seine Frauen Gefallen an Deiner Kunst finden." — Hier hielt er eine Weile ein, dann, als wenn ihm plötzlich ein helfender Gedanke gekommen sei, begann er: „Hör' Simon, mein Sohn, Du hast keine Lust gehabt zum Geschäft, willst nach Italien geh'n, um Musikant zu werden; ich wollt's bisher nicht leiden. Geh' hin, bald, gleich, ich will Dir Geld geben so viel Du brauchst, ich hab' nichts dawider, aber gieb den Plan mit der Heirath auf."

„Und gerade ihr zur Liebe wollte ich meine

Künstlerpläne aufgeben," entgegnete Simon. — Aber der Alte, indem er den Kopf schüttelte, wiederholte noch dringender seine Bitte.

Simon wurde zuletzt gereizt und warf seinem Vater Härte und Lieblosigkeit vor. Das konnte dieser nicht ertragen. Mit einem tiefen Seufzer sagte er: „Was hilft das Reden. Seitdem sie uns nicht mehr verbrennen und mißhandeln, hat Israel den Herrn vergessen; es ist Zeit, daß er sich offenbart. Beuge Dich, mein Sohn, daß ich Dir meinen Segen gebe." Simon beugte das Haupt vor dem Vater, und indem dieser beide Hände auf ihn legte, sprach er feierlich: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Viertes Kapitel.

Um die Mittagsstunde fuhr ein eleganter Wagen mit zwei Schimmeln bespannt aus dem Thore des Schaller'schen Hauses. Im Fond des Wagens saßen Schaller und Luise, auf dem Rücksitze der Vetter aus Amsterdam, dessen Bekanntschaft wir bereits beim Frühstück gemacht haben. Große weiße

Vatermörder beschatteten sein langweiliges Gesicht, und um die Schleife seiner Halsbinde zu ordnen, hatte er gewiß eine halbe Stunde vor dem Spiegel zugebracht. Dabei wußte er seinem Gesichte eine so wichtige Miene aufzuprägen, als hinge das Wohl der ganzen handelsgenootschap von dem Zucken seiner Augenbrauen ab. Luise, die in vertraulichen Kreisen den Vetter mit der schmeichelhaften Bezeichnung „das Brechmittel" zu benennen pflegte, sah eifrig links und rechts zum Wagen hinaus und dankte Gott in ihrem Herzen, daß ihr Vater höchst wichtige Handelsthemata mit dem Vetter zu besprechen hatte; denn sie wußte, daß, wenn dieser anfing geistreich zu sein, die Pferde leicht in Versuchung kommen könnten durchzugehen. Nichtsdestoweniger gelang es ihm, der keine Ahnung von der Abneigung seiner Cousine hatte, ein Gespräch anzuknüpfen, indem er ihr mittheilte, daß er seit gestern angefangen habe, den Göthe'schen Faust in deutscher Sprache zu lesen. Luise konnte sich nicht versagen, ihn bei dieser Gelegenheit zu versichern, daß sie glaube, es werde ihm schwer halten die Scene in der Hexenküche vollständig zu verstehen. „Gretchen" setzte sie hinzu, „darf Sie nicht auf den Gedanken bringen, als ob es das Bild eines deutschen Mädchens in der Wirklichkeit

sei. Göthe konnte keine Frauen schildern. Gretchen ist ein Gänschen, weiter nichts."

Der Vetter entsetzte sich über diese kühnen Behauptungen, er lächelte still vor sich hin, als habe er seine eigenen Gedanken, dachte aber in Wahrheit garnichts. Um indeß das Gespräch auf einen Gegenstand zu bringen, von dem er mehr wußte als seine schöne Nachbarin, begann er einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Faust, als dem größten dramatischen Gedichte der Deutschen und dem Lucifer des Vondel, dem entsprechenden der Holländer. Luise hörte ihm mit ziemlicher Schadenfreude zu. Als er nun aber gar begann ihr den Anfang des gerühmten Lucifer in der Ursprache vorzudeclamiren und mit ungeheurem Pathos die Worte sprach:

„Myn belial ging hen op lucht en vleugels dryven,
Om nit te zien waar onze Apollion mag blyven . . .“

da konnte sie es nicht länger ertragen und machte den Vetter darauf aufmerksam, daß er vier Menschenleben in Gefahr bringe, wenn er seinen Enthusiasmus nicht bezähme. Papa Schaller hatte inzwischen ein Schläfchen gemacht und die ganze kleine Gesellschaft langte eben am Orte ihrer Bestimmung an, als er gähnend die Augen wieder aufschlug.

Maienruhe war eine der schönsten und einträglichsten Besitzungen in der Umgegend von Mainz. Man gelangte dahin, indem man den Rhein abwärts entlang und dann zwischen Gärten und Feldern vom Ufer ablenkend einfuhr. Therese, Schaller's Gattin, war die einzige Tochter des jetzigen Besitzers, und da der landwirthschaftliche Betrieb des Gutes sich in jeder Beziehung vortheilhaft ausdehnte, so galt es als ausgemacht, daß dasselbe bei der Familie bleiben werde. Ein Lieblingsgedanke der alten Leute war der, daß Luise einen Mann heirathen möge, der das Schaller'sche Geschäft weiter führen und Otto dann das Besitzthum seines Großvaters übernehmen werde. Durch die Verlobung Luisen's mit dem jungen Baron von Neuberg war nun zwar dieser Plan geändert, aber er war der Ansicht Schaller's nach dadurch nicht aufgehoben. Luisen's Bräutigam konnte ja nun Maienruhe übernehmen und Otto das Geschäft seines Vaters weiterführen. Als die Ankommenden in den Hof des Gutes einfuhren, kam ihnen der alte Herr freundlich entgegen und half seinem Enkeltöchterchen aussteigen.

„Eine große Neuigkeit, Großpapa," rief diese ihm entgegen, „ich bin Braut!"

Der alte Herr hielt dies anfänglich für Scherz und eilte mit dem muthwilligen Mädchen, die sich an

seinen Arm gehängt hatte, voraus nach dem Hause. Als sie sich dort im untern Zimmer alle versammelt hatten, erzählte Luise die näheren Umstände ihrer Verlobung, und der alte Herr gab ihr mit einer Thräne im Auge einen zärtlichen Kuß zum Segen.

Bald war das Mittagessen bereit und man ging zu Tische. Da erst fiel es Schaller ein nach Otto zu fragen, den er bereits hier zu finden gehofft hatte; auch Luise war ganz erstaunt, ihn noch nicht zu sehen. Endlich, als sie sich schon gesetzt hatten, trat Otto ein. Er schien erhitzt und gerieth in Verwirrung, als er bemerkte, daß man sein Ausbleiben wahrgenommen hatte. Er kam jedoch jeder Frage mit der Erzählung zuvor, daß der herrliche Herbsttag ihn verlockt habe, zu Fuß von Mainz über die Brücke und nach dem Schloßpark zu Bibrich zu wandern, von dort habe er sich dann über das Wasser setzen lassen und komme eben daher. Man fand darin durchaus nichts Ungewöhnliches, und Luise beeilte sich, auch ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, die sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Otto, der sonst immer den lebhaftesten Antheil an den geringsten Angelegenheiten seiner Schwester genommen hatte, nahm die Nachricht ziemlich ruhig auf. Er schien sehr zerstreut und Luise ärgerte sich

zum ersten Male recht ernstlich über ihn. Ihr Verdruß stieg noch viel höher, als der Bruder kurze Zeit nach dem Essen, anstatt mit ihr wie sonst im Garten umherzuspazieren, sich wieder entfernte, um, wie er sagte, mit einem Freunde, den er Vormittags gesprochen hatte, zusammen zu treffen. Die Gesellschaft des Vetters war für Luise eine Unmöglichkeit. Die beiden alten Herren machten wie gewöhnlich ihr Mittagsschläfchen, um sich dann später zu einer Spielparthie zu setzen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als allein im Garten umherzugehen, die Hühner und Tauben zu füttern und sich zu langweilen.

Otto eilte rasch nach dem Ufer des Rheines, ließ sich übersetzen und setzte seinen Weg auf der Landstraße fort, bis er an den Eingang des Dorfes Schierstein gelangte, wo die beiden Frauen, denen er gestern Hilfe geleistet hatte, wohnten. Er war bereits Vormittags da gewesen, aber die Hausbesitzerin hatte ihm gesagt, daß der Zustand der Kranken sich während der Nacht verschlimmert habe, und abgerathen hinauf zu gehen, da jene nun gerade ein wenig schlummere. Im Weggehen hatte Otto das junge Mädchen am Fenster erblickt. Es war ihm vorgekommen, als mildere sein Anblick den Zug des

Schmerzes in ihrem Gesichte, während er hinwieder das tiefste Mitleid mit ihren Thränen empfand. Er hatte der Hauswirthin gesagt, daß er Nachmittags wieder kommen werde, einen Gruß nach dem Fenster hinaufgewinkt und sich dann entfernt.

Als er sich nun wieder dem Hause nahte, sah er das junge Mädchen schon von weitem ihn erwarten. Sie ging ihm einige Schritte entgegen, grüßte ihn und sagte: „Wir haben es erwartet, daß Sie kommen würden, um nach dem Befinden meiner armen Mutter sich zu erkundigen. Ach! leider ist sie schwerer erkrankt, als sie es vorher war. Der Arzt ist diesen Morgen hier gewesen, und die Art und Weise seiner Reden ließ mich vermuthen, daß sie in großer Gefahr schwebt." Otto hatte die zum Gruße dargebotene Hand gefaßt und hielt sie fest, indem er die Sprecherin, ihr mitleidig in die Augen schauend, zu trösten suchte. Sie gingen miteinander hinauf. Die Kranke empfing Otto mit sichtlicher Freude. Zutrauen und Offenheit brachte diese drei Menschen einander bald näher. Otto war erstaunt über den klaren Verstand der alten Frau, und das junge Mädchen erschien ihm ganz anders, als alle die Freundinnen seiner Schwester, mit denen er bisher bekannt geworden war. Ohne daß er sich Rechenschaft geben

konnte, warum, flößte sie ihm eine Scheu ein, die er fast heilig hätte nennen mögen. Sie war in ihrer Einfachheit so voll natürlicher Anmuth, in ihrer Offenheit so voll Zurückhaltung, daß er sich unwiderstehlich angezogen fühlte und doch kaum wagte zu ihr zu sprechen. Bevor er wegging, erkundigte er sich, ob er bald wiederkehren dürfe. Die ältere Frau bat ihn herzlich darum, und ein schüchterner Blick des jungen Mädchens sagte genug, um den Entschluß in ihm zu reifen sie täglich wiederzusehen. Und so geschah es denn auch. Er kam täglich, war der getreue Rathgeber der beiden Frauen, und mit jedem Tage sah die Kranke ihrem unfehlbaren Ende ruhiger entgegen, denn ihre letzte Sorge schien ihrem Ende zu nahen. Während draußen von Tag zu Tag am warmen Sonnenstrahl die süßen Trauben reiften, entkeimte in dem Herzen der beiden jungen Leute ein ganzer Frühling von Liebesblüthen.

Eines Tages kam Marie — so hieß das junge Mädchen — zur gewöhnlichen Stunde dem herannahenden Otto angstvoll entgegen. Die Mutter hatte heute lebhafter als gewöhnlich nach ihm verlangt, und als er in das Zimmer trat, erschrack er über die ungemein fahle Bläße in ihrem Antlitz. Wie einem rettenden Engel streckte sie ihm die Hand ent-

gegen, als er eintrat, und eine Ruhe, wie sie nach überstandenem Leiden das Antlitz eines genesenden Kranken im Schlafe bedeckt, lag auf ihrem Gesichte. „Sehen Sie dort die Bäume, deren Wipfel so freundlich nicken und winken,“ begann sie mit leiser Stimme, „lang schon sehe ich sie und verstehe ihre Mahnung. Wissen Sie, was das für Bäume sind? Sie stehen neben dem Kirchthurme, an dem Orte, wo die Erde zur ewigen Ruhe die Entschlafenen deckt. Bald werde auch ich dort ausruhen. — Aber nicht wie ehemals, erscheint mir der Gedanke daran schrecklich und dünkt mich die Erde, die mich decken soll, schwer; sondern freudig gehe ich dahin und die Erde wird mir leicht sein, denn Gott hat meine Schuld verziehen und mir einen Anker gesendet, an dem ich mich halten kann in meiner letzten Stunde. Sie, verehrter Freund, sind dieser Hoffnungsanker, und ob die Stunde, da Sie uns entgegengeführt wurden, gleich die bitterste meines Lebens war, da in ihr der Tod mit Gewißheit sich mir anzeigte, so soll sie doch gesegnet sein, denn sie brachte mir mit der Gewißheit des Endes auch die Hoffnung, daß dieses ein ruhiges sein könne. Setzen Sie sich zu mir und hören Sie, was ich Ihnen mitzutheilen habe.“

Marie hatte weinend den Worten ihrer Mutter

zugehört. Sie rückte jetzt eine kleine Fußbank vor das Bett derselben und kauerte sich still darauf hin. Otto nahm einen Stuhl, setzte sich der Kranken gegenüber und versuchte es, ihr Trost zuzusprechen und ihr den Gedanken auszureden, als sei ihr Zustand gefahrdrohend.

„Machen Sie keine vergeblichen Versuche mich zu täuschen," unterbrach ihn die Kranke; „wozu sollte es dienen? Ich fürchte den Tod nicht mehr, lassen Sie uns daher lieber diese letzten Augenblicke dazu verwenden, alte Schuld zu sühnen und wieder gut zu machen, was leicht hätte zum Unheil werden können. Noch habe ich Sie nicht nach Ihrem Namen oder Ihren Verhältnissen gefragt; der Augenblick und die Art, wie sie uns gesendet wurden, schien mir eine höhere Aufforderung, Ihnen zu vertrauen, und Ihre eigene Handlungsweise gegen uns hat diese Ansicht nur verstärkt."

Nach einer Pause, in welcher sie Marie zärtlich anblickte, fuhr sie fort: „Vernimm denn Marie und auch Sie, unser Freund, hören Sie ein Geständniß, welches ich ablegen will, ehe ich sterbe: Ich bin nicht das, wofür Ihr mich hieltet; ich bin nicht Marien's Mutter." — Ein leiser Ruf schmerzlichen Erstaunens entfloh Marien's Lippen, sonst blieb alles

still, und die Kranke fuhr fort: „Ich lebte als die Witwe eines der angesehensten Aerzte in Aachen, noch trauernd über den Tod meines Gatten und mein Schicksal beklagend, das mir die Eltern frühe geraubt und mich nun so allein in die Welt gestellt hatte. In ähnlichen Gedanken saß ich eines Abends in meinem Zimmer, als plötzlich einer der vertrautesten Freunde meines Mannes hereintrat und mir in kurzen Worten mittheilte, daß eine Dame mir ihr neugeborenes Kind zu übergeben wünsche. Er habe ihr Hilfe geleistet, und da geheimnißvolle Umstände die Betheiligten zwänge, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, so sei er beauftragt, das Kind an Jemand zu übergeben, wo es mit Sorgfalt und Liebe aufgenommen würde. Hastig und ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen, drängte er mich dann, ihm zu folgen; wir stiegen in seinen Wagen und befanden uns in kurzer Zeit in einem der ersten der dortigen Gasthöfe. Als wir in das dicht verhängte erleuchtete Zimmer eintraten, erblickte ich die Mutter — Marie ist ihr Ebenbild — entkräftet und bleich, in einem Sessel ruhend. Sie hielt das wenige Tage alte Kind, von dessen Geburt außer dem Arzte und einer vertrauten Kammerfrau Niemand etwas ahnte, in ihren Armen, indem sie es mit Blicken voll un-

beschreiblicher Zärtlichkeit betrachtete. Als sie mich erblickte und die Ursache meines Kommens errieth, brach sie in die heftigsten Klagen aus, verwünschte sich und ihr Geschick, preßte das Kind an ihre Brust, hielt es dann mit thränenden Blicken zum Himmel empor, als wolle sie dort einen Schützer für dasselbe anrufen, und legte es hierauf mit abgewandtem Gesicht in meine Arme. Nachdem dies geschehen war, brach sie bewußtlos zusammen. — Ich betrachtete das Kind. Es schlief und lächelte. In diesem Augenblicke beneidete ich die Mutter selbst um ihren Schmerz, denn ich ahnte durch ihn die Größe des Gefühls der Mutterliebe, und ich hatte kein Kind. Eilig drängte der Arzt zum Weggehen, denn die Bewußtlose konnte sich erholen und der Anblick ihres Kindes in meinen Armen ihren Schmerz erneuern. Wir stiegen in den Wagen und ich gelangte zu meiner Wohnung. Aber welche Veränderung war in dieser kurzen Zeit mit mir vorgegangen. Nicht mehr einsam und verlassen erschien ich mir. — Die Räume, in denen es mir noch vor wenig Stunden öde und traurig vorgekommen war, hatten sich belebt mit Hoffnungen und Freuden, die ich früher kaum geahnt hatte. — Durch Vermittelung jenes befreundeten Arztes erhielt ich monatlich eine bestimmte Summe,

welche ich zur Erziehung des Kindes verwenden soll-
te. — Obgleich ich dadurch in den Stand gesetzt
wurde, manche Einschränkungen, die bei der geringen
Hinterlassenschaft meines Gatten nöthig geworden
waren, zu umgehen, so war doch eben dieser Umstand,
daß die Sorge um das Kind, das mein Herz als
mein eigenes anerkannte, nicht mir allein angehörte,
ein nagendes Bewußtsein. Von Tag zu Tag wuchs
diese Unzufriedenheit, sie wurde zur glühenden Eifer-
sucht, die mich verzehrte. Unterdessen starb bald dar-
auf jener Arzt, der einzige Mitwisser meines Geheim-
nisses, und ich sollte in Zukunft die betreffende Sum-
me durch Vermittelung eines großen Handelshauses
in Cöln erhalten. Da erwachte in mir der Gedanke,
es könne eines Tages kommen, daß man das Kind,
welches nicht anders wußte, als daß ich seine Mut-
ter sei, wieder von mir abfordern würde, und der
bloße Gedanke hieran erstarrte mir das Blut. Er
kam immer wieder und verließ mich weder bei Tag
noch bei Nacht, bis ich endlich den Entschluß faßte,
Aachen zu verlassen, meinen Namen zu ändern und
dadurch jede Möglichkeit meine Spur aufzufinden zu
vertilgen. Ich führte dies aus und begab mich hier-
her, wo ich in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung
des Kindes, das ich nun ganz mein nannte, mein

Leben und mein kleines Vermögen weihte. — Aber ich hatte in der Verblendung meiner Liebe für Marie nicht daran gedacht, daß der Tod mich ereilen könne, bevor ihre Zukunft gesichert sei, daß sie dann als ein junges Mädchen tausend Widerwärtigkeiten preis gegeben sein würde. Die wenigen Bekanntschaften, welche ich hier angeknüpft, hielt ich absichtlich immer fern, da ich eine Entdeckung meines Vergehens fürchtete, und so geschah es, daß ich wirklich, als ich vor einiger Zeit gefährlich erkrankte, Niemanden kannte und wußte, dem ich Marien's Zukunft hätte anvertrauen können. — Nun aber ist diese Sorge entschwunden. Gott hat sich erbarmt und mir einen Retter gesendet. Was vielleicht noch Wochen hätte verschwiegen bleiben können, der Ernst dieser Stunde fordert es heraus. — Versprechen Sie mir," fuhr sie, zu Otto gewendet, weiter fort, „nach meinem Tode Marie nicht zu verlassen? Wollen Sie das Schicksal ihres Lebens an das Ihrige knüpfen und sie, die allein in der Welt steht, mit treuer Hand durch das Leben begleiten?" —

„Ich will es," sagte mit fester Stimme nach einer Pause Otto und faßte Marien's Hand. „Wenn Marie mich zu ihrem Begleiter, zu ihrem Beschützer annehmen will, so gebe ich ihr mein Wort, sie zum Weibe zu nehmen."

Marie konnte nicht sprechen. Die gewaltigen Eindrücke dieser Stunde bewegten sie zu mächtig. Mit einem Strom von Thränen fiel sie an der Seite des Retters auf die Knie und verbarg ihr Gesicht an der Brust der Kranken.

„Aber wie," begann jetzt Otto, „wenn Marien's Geburt sie zu höherer Stellung im Leben berechtigte? Wenn sie es später erführe, daß sie durch die Verbindung mit mir einem Range entsagen müßte, der ihr eine glänzendere Zukunft versprochen hätte, als ich es kann?"

„Diese Befürchtung ist nichtig," versetzte die Kranke und ihre Stimme wurde schon schwächer. „Marie ist das Kind einer Liebe, die nicht durch die Weihe der Kirche gerechtfertigt war. Ihre Mutter starb ein Jahr nach ihrer Geburt, so viel erfuhr ich noch von meinem Freunde; doch weiß ich weder den Namen noch den Wohnort ihrer Familie."

„Wohlan," sprach Otto, „so gelobe ich denn bei dem Ernste dieser Stunde, Marie mein Wort zu halten und ihr Treue zu erweisen, so lange ich lebe."

„Ich danke Ihnen," versetzte die Kranke mit matter Stimme aber freudiger Beruhigung im Tone.

Otto, welcher bemerkte, daß das viele Sprechen und die heftige Gemüthsaufregung dieser Stunde die

Leidende sehr geschwächt hatte, bat dieselbe, heute sich zu schonen und jede weitere Aufregung zu vermeiden. Er versicherte sie, daß er am folgenden Tage wiederkommen werde, und bat, bis dahin außer Sorge zu sein. Die Kranke richtete einen eigenthümlichen, wehmüthig freundlichen Blick auf ihn und reichte ihm die Hand, indem sie sagte: „Nehmen Sie nochmals meinen Dank. — Sie sind der größte Wohlthäter meines Lebens gewesen, denn ruhig können nun im Augenblick meiner Befreiung die Bilder meines Lebens noch einmal an meiner Seele vorüberziehen. O, ich fühle es, der Augenblick des Todes führt für den Gerechten die Belohnung für sein ganzes Leben mit sich, während der seiner Würde ungetreue Mensch ihn nur mit Furcht und Zittern erwarten kann. Mögen sich nun die körperlichen Schmerzen auch noch häufen, je größer sie sind, um so süßer wird gerade der Augenblick sein, wo im Tode für das Bewußtsein die Empfindung des Leidens allmählig verschwindet und leicht vergehend sich auflöst. Müde der vielen Täuschungen im wechselvollen Leben wird sich der Geist zurückziehen und die Verbindung durch die Sinne mit der Außenwelt abbrechen, aber in demselben Maße, wie die Einwirkungen von Außen schwinden, wird die innere Helle zunehmen. Neue,

nie geahnte Fähigkeiten werden erwachen, und mit einer Empfindung ungekannter Wonne fühlt sich ein neues verklärtes Wesen befreit von der Last des irdischen Körpers. Wie anders wäre es gewesen, sähe ich Sie nicht jetzt an meiner Seite! Darum nenne ich Sie meinen größten Wohlthäter. — Leben Sie denn wohl, auf — Morgen!"

Marie war fortwährend zu bewegt, als daß sie hätte über alles nachdenken können, was indessen geschehen war. Auch sie reichte jetzt Otto die Hand. Er führte dieselbe an seine Lippen, denn er wagte es diesmal nicht in Gegenwart der Kranken Marien den Verlobungskuß zu geben. Rasch eilte er hinweg, näherte sich dem Ufer des Rheines, bestieg dort einen Kahn, fuhr nach dem gegenüber liegenden Ufer und war bald im elterlichen Hause angelangt. —

Trauer und Jubel grenzen oft so nahe aneinander, daß die Töne disharmonisch grell sich vermischen.

An demselben Abende fand in Mainz das Conzert des Gesangvereins statt. Die Familie Schaller mußte sich etwas früher dort einfinden, weil Luise eine kleine Solopartie singen sollte. Schaller und Therese traten in den Saal, während Otto mit Luise durch eine Seitenthüre in das Versammlungszimmer der Mitwirkenden gelangten. Als sich die Theilneh-



mer sämmtlich dort eingefunden, begaben sie sich auf die dazu bestimmte erhöhte Tribüne und Luise mußte ihren Platz ganz vorn einnehmen. Ihr gegenüber auf der andern Seite saß Simon Goldheim. Richard von Neuberg befand sich unter den andern Herren im Hintergrunde. Luise trug einen gestickten Tüllüberwurf über einem weißseidenen Kleide; zwei Büschel Fuchsia, die in ihren vollen braunen Haaren befestigt waren, wiegten sich auf den weißen Schultern. Ihre Wangen waren von der Aufregung etwas geröthet und ihr runder Arm contrastirte reizend in seinem lebendigen Colorit gegen die todte Weiße der Handschuhe. Die Aufführung verlief ganz nach Wunsch. Luise trug ihren Theil geschmackvoll und mit glockenheller Stimme vor. Alle Anwesenden waren darüber entzückt, und der Medizinalrath Stab sah einen neben ihm stehenden Fremden verwundert und fast geringschätzend an, als dieser die Bemerkung machte, es sei schade, daß die junge Dame nicht mit etwas mehr Wärme singe.

Als das Concert vorüber war, ordnete man sich zum Tanze und Luise ward bald von vielen ihrer Bekannten umringt. Sie hatte für Richard natürlich den ersten Tanz reservirt, mit Simon Goldheim tanzte sie den zweiten. Richard blieb viel in ihrer

Nähe, Goldheim ging indessen mit Otto, der sich auffallend zu langweilen schien und ganz theilnahmlos und nachdenkend dem Tanze zusah, im Saale umher. Luise hatte Goldheim häufig um Auskunft über dies oder jenes zu fragen, er mußte ihr kleine Bestellungen an ihre Bekanntinen ausrichten, eine verloren gegangene Tanzkarte ersetzen und mehrmals den Bleistift zu Notizen leihen. So waren rasch und unbemerkt mehrere Stunden vergangen. Luise tanzte eben mit Richard und hatte den folgenden Tanz dem jungen Goldheim versprochen. Sie sah verdrießlich aus, Richard frug sie um die Ursache.

„Papa will schon wieder weggehen und hat es mir rund abgeschlagen auch nur noch einen Tanz länger zu bleiben; immer geht es uns so; gerade dann, wenn es am schönsten wird, bricht er auf."

„Wie schade," sagte Richard, und dann sie mit einem zärtlichen Blicke ansehend, fuhr er fort: „Bald wird dies anders werden. Dann bestimmen Sie ganz allein, ob es Zeit ist, den Ball zu verlassen oder nicht."

Luise lächelte. „Sie werden noch hier bleiben?" frug sie.

„Ich habe auf den nächsten Tanz engagirt," entgegnete Richard.

„Auch ich bin auf den nächsten Tanz engagirt," meinte Luise etwas schmollend.

„Aber bedenken Sie doch," entgegnete Richard, „daß Sie Ihren Eltern folgen und dadurch entschuldigt sind, während es von mir eine offenbare Rücksichtslosigkeit wäre, wenn ich das Local jetzt verlassen wollte."

Luise schien dies einzusehen.

„Mit wem werden Sie tanzen?" frug sie.

„Mit Fräulein Rosalie Kamp."

„Nun, dagegen kann ich nichts einwenden," meinte lachend Luise. Der Tanz war zu Ende. Richard führte Luise zu ihren Eltern und blieb in ihrer Nähe bis zum Beginn des nächsten Tanzes. Dann verabschiedete er sich, nachdem er zu Therese, als er ihr die Hand reichte, gesagt, daß er sich morgen die Ehre geben werde, seinen Vater bei ihr einzuführen.

Richard hatte diese Nachricht schon beim ersten Tanze Luise mitgetheilt, diese war sogleich damit zu ihren Eltern geeilt, und so nahm Therese die Ankündigung des jungen Mannes sehr freundlich und vorbereitet entgegen.

In diesem Augenblicke begann die Musik. Richard eilte fort und Simon Goldheim kam um Luise zum Tanze abzuholen.

„Hat es Ihnen Otto denn nicht gesagt, daß wir nicht länger hier bleiben?“ rief ihm Luise entgegen; „gerade in diesem Augenblicke wollten wir weggehen. Nun, Sie sollen mich zur Entschädigung an den Wagen führen; Sie finden nun doch keine Tänzerin mehr.“

Damit legte sie ihre Hand in Goldheim's Arm. Schaller und Therese gingen, ohne sich umzusehen, voraus, und Otto, der den ganzen Abend für nichts von dem, was um ihn vorging, Augen hatte, beschloß den Zug.

Simon vermochte kein Wort zu sprechen; es bedarf so wenig, um einen ohnehin zaghaften Liebhaber mit Hoffnungen zu erfüllen. Er hatte Luise schon oft aus der Gesangprobe nach Hause begleitet, aber als sich nun das vom Tanz erregte Mädchen zutraulich auf ihn stützte und er den Druck ihres weichen Armes fühlte, war es ihm, als stehe er bereits am Ziele aller seiner Wünsche und führe Luise als seine Braut am Arme. Unten angekommen, half er ihr in den Wagen steigen und wagte es dabei leise ihre Hand an seine Lippen zu drücken. Luise erschrack etwas über diese Dreistigkeit, ehe sie jedoch weiter darüber nachdenken konnte, rollte der Wagen davon.

„Morgen also," war hierauf das Thema des ziemlich einsylbigen Gesprächs während der Fahrt, und „Morgen" war auch der Gegenstand des glücklichsten Hoffens in der Brust Simon's. Richard tanzte noch lange nach Luisen's Weggang, während Simon einen nächtlichen Gang durch mehrere Straßen unternahm, da er wußte, daß kein Schlaf für ihn in dieser Nacht zu finden sei. Im Schaller'schen Hause hielt der Gedanke an dieses hochwichtige „Morgen" auch Therese noch wach, als Luise schon lange von ihren Tänzern und dem falschen Gesange ihrer Gespielinen träumte.

Fünftes Kapitel.

Die Bewegung und Unruhe, welche Luisen's bevorstehende Verlobung im Schaller'schen Hause hervorrief, hatte bewirkt, daß man die regelmäßige Abwesenheit Otto's des Nachmittags nicht bemerkte. Seine Anwesenheit im Geschäfte war zu diesen Stunden weniger nothwendig, und da er in den Vor-

mittagsstunden mit ungewöhnlichem Eifer sich thätig erwies, so fiel es Niemand auf, daß er gleich nach Tische sich zu entfernen pflegte. Am Morgen nach jenem Tage, als er Marien's Geschichte erfahren hatte, trieb ihn indeß die Besorgniß um die Kranke schon frühe dazu an, nach ihrem Befinden zu sehen. Als er seiner Mutter die Nachricht bringen wollte, daß er nicht zu Tische kommen werde, fand er diese in großer Geschäftigkeit und voller Verdruß, da sie mit der neuen Einrichtung in der Küche durchaus nicht fertig werden konnte. Therese war gerade im Begriffe, die Köchin, welche sich höchst ungelehrig anstellte, mit der gerühmten Verbesserung bekannt zu machen, und Luise, welche ebenfalls dabei stand, machte ihrerseits die Ansicht geltend, wie traurig es sei, daß man überhaupt noch Menschen, die so dumm seien, nöthig habe. Es wäre besser, meinte sie, man hätte es überhaupt nur noch mit Maschinen zu thun. Beide Frauen starrten Otto mit großen Augen an, als er ihnen den Entschluß, bei dem zu erwartenden Besuche nicht gegenwärtig zu bleiben, kund gab, und Luise meinte, es gehe ein für alle mal nicht an, denn es sei unschicklich, daß er sich entferne. Otto durch das Hinderniß gereizt, entgegnete ihr heftig, er sei durchaus nicht willens sich von ihr Vorschriften

machen zu lassen, worauf Luise in Thränen ausbrach und Therese, die des Sohnes eigenthümliches Betragen nicht begreifen konnte, um sie zu trösten, mit ihr in ein anderes Zimmer ging. Otto, noch erregt durch die gestrigen Erlebnisse, eilte in einer Aufwallung des Unwillens ohne weiteres aus dem Hause und dem Orte zu, wohin ihn seine Sehnsucht trieb.

Dieser auffallende Schritt erweckte im Herzen der Mutter zum ersten Male Vermuthungen über des Sohnes Geheimniß. Es fiel ihr nun mit einem Male ein, daß er in den letzten Tagen fast gar nicht sichtbar, auffallend zerstreut und ernster als gewöhnlich erschienen war. Sie theilte Luisen ihre Vermuthung mit, und diese war sogleich fest davon überzeugt, daß ihr Bruder ein Verhältniß haben müsse, welches er zu verschweigen Ursache habe. Die Erwartungen des heutigen Besuches waren indeß wichtig, als daß den beiden Frauen Zeit geblieben wäre, sich mit ihren Vermuthungen hinsichtlich Otto's länger zu beschäftigen. Sie versprachen sich, in den nächsten Tagen Nachforschungen anzustellen, und verabredeten eine schickliche Entschuldigung für Otto's heutiges Entferntsein.

Bald darauf trat Schaller ein. „Guten Mor-

gen, kleine Braut!“ rief er aus, und man sah ihm deutlich an, daß er sich längst über seinen fehlgeschlagenen Plan mit Goldheim getröstet hatte. „Nun, wie hast Du diese Nacht geschlafen?“

„Ausgezeichnet, Papa, und sehr lange.“

„Und was für Träume hast Du gehabt, damit wir daraus eine Vorbedeutung auslegen?“

„Gar nichts habe ich geträumt. — Doch ja! von der Gesangprobe träumte ich. Rosalie Kamp sang so falsch, daß alle Leute im Saale sich die Ohren zuhielten, und doch behauptete Vetter Jan, Rosalie habe eine hemel’sche Stimme. Die Vorbedeutung ist leicht zu finden, denn auch Rosalie findet den Vetter gar nicht so abgeschmackt, daß ihr der Appetit in seiner Gegenwart vergehen könne, wie es mir geschieht.“

„Du bist ein ausgelassener Schelm,“ lachte Schaller. „Stimmt denn Dein Brautstand Dich nicht etwas ernst, etwas unruhig?“

„Ernst? Gott bewahre! im Gegentheil, er stimmt mich heiter. Und unruhig? nein, davon spüre ich bis jetzt nichts.“

„Es wird schon kommen, wenn Du erst einmal öffentlich mit Deinem zukünftigen Eheherrn auftrittst.“

„Was den Eheherrn betrifft, Papa,“ bemerkte Luise und warf schnippisch den Kopf zurück, „so

kennst Du meine Ansichten, ich habe sie ja von Dir. Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, das werde ich Richard alsbald im Voraus ankündigen."

„Du wirst ihn schon bekehren, wenn er nicht ganz mit Dir übereinstimmt," sagte Schaller lachend.

„Das will ich meinen! obgleich ich eigentlich nie recht dahinter kommen konnte, wie er in diesem Punkte gesinnt ist. Bisher war mir dies auch ziemlich gleichgültig, aber nun muß er heraus mit der Farbe."

„Unser Besuch muß nun doch wohl bald eintreffen," meinte Therese, indem sie nach der Uhr sah. „Wie weit ist das Neuberg'sche Gut entfernt von der Stadt?"

„Zwei Stunden ungefähr," entgegnete Luise; „aber sie kommen nicht direct von dort zu uns, da sie zuerst die alte Baronin, Richard's Großmutter, bei welcher dieser immer wohnt, wenn er einige Tage in der Stadt ist, aufsuchen werden."

„So werden wir der alten Dame in den nächsten Tagen unsern Besuch machen müssen," sagte Therese. „Der herzliche Ton, mit dem Richard stets von ihr, wie auch von seinem Vater sprach, läßt auf ein inniges Familienverhältniß schließen." —

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen vor.

Man hörte Tritte die Treppe heraufkommen; die beiden Frauen sahen sich erwartungsvoll an und Schaller ging den Eintretenden entgegen.

Es waren die beiden Erwarteten.

Der alte Baron Neuberg war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, hoch gewachsen, den Kopf aufwärts gerichtet. Spärliches, hellblondes Haar umfaßte eine große, feine Stirn, unter welcher blaue Augen fest hervorblickten. Sein ganzes Wesen zeigte in Gang, Haltung und Sprache viel Stolz, und ein röthlicher Schnurbart, den er lang und stark trug, gab ihm dabei ein etwas martialisches Aussehen. Richard stellte ihn der Familie Schaller vor. Er grüßte den Hausherrn leicht und sah ihn mit einem forschenden Blicke an, dann näherte er sich den Damen, bewillkommnete sie mit der größten Artigkeit, versicherte sie, daß er es sich zur Ehre rechne, sie kennen zu lernen, und bat, die Zuvorkommenheit, welche sie seinem Sohne zu Theil werden ließen, auch auf ihn übertragen zu wollen. Therese erwiederte seine freundliche Begrüßung, indem sie wünschte, daß er ihr Haus eben so gern und freudig betreten möge, als sie ihn darin empfange.

Luise schwieg, und fühlte sich etwas beengt in der Gegenwart dieses Mannes, der sie, was ihr bis

dahin noch nie begegnet war, einschüchterte. Sie sagte nur halblaut zu Richard, als dieser sich ihr näherte, daß sein Vater eine angenehme, würdevolle Erscheinung sei, und Richard entgegnete darauf, es thue ihm von Herzen wohl, dies von ihr zu hören.

„Wir fürchteten, daß Kränklichkeit die Ursache Ihrer Zurückgezogenheit sei," begann Therese die Unterhaltung, nachdem noch einige der gewöhnlichen Redensarten gewechselt waren und die Gesellschaft sich gesetzt hatte; „aber ich sehe mit Vergnügen, daß wir uns irrten."

„Ich kenne Krankheit fast nur aus der Erfahrung an Andern," erwiederte der Baron, welcher inzwischen seine Umgebung betrachtet hatte, worauf Schaller mit der Frage entgegnete:

„Aber welche Gründe bestimmen Sie, die Welt so auffallend zu vermeiden?"

In Wahrheit war der Baron fast nur dem Namen nach in der ganzen Umgebung bekannt. Er hielt sich seit vielen Jahren stets nur in der unmittelbaren Nähe seines Gutes auf und verkehrte einzig mit solchen Menschen, deren Vermittelung er durchaus nicht umgehen konnte. Diese Grille entstand aus einer äußerst einseitigen Beurtheilung von Zeit und Menschen, und hatte sich fast bis zur förmlichen

Abneigung gegen allen geselligen Verkehr gesteigert. Wir werden später sehen, daß an der Ursache hiervon ebensowohl Erfahrungen aus seinem Privatleben, wie solche bei öffentlichen Bewegungen Schuld trugen.

Mißtrauisch hatte er denn auch das Geständniß von Richard's Liebe vernommen und mehrere Tage lang durch sein Stillschweigen den jungen Mann in der peinlichsten Ungewißheit gelassen. Endlich willigte er auf das dringende Bitten seines einzigen Sohnes ein, einen Besuch in Schaller's Hause zu machen; aber sein erster Blick auf die ihn erwartende Familie hatte seinen Entschluß, die Verbindung Luisen's mit Richard zu verhindern, fast ganz befestigt.

„Es giebt nur zwei Gründe, die einen Mann an die Welt fesseln können," erwiederte er auf Schaller's Frage in kaltblütigem Tone, indem er heimlich fortfuhr, die Gegenstände umher gelegentlich zu mustern; „entweder sie muß ihm, oder er muß ihr nützlich sein können. Sobald keiner dieser Fälle möglich ist, scheint es mir angemessener, sich selbst zu leben, und so halte ich es nun seit einigen Jahren."

„Sollte es uns nicht immer frei stehen der Welt zu nützen, wenn wir nur den Willen dazu haben?" fragte Schaller, und der Baron entgegnete

mit bestimmter Betonung: „Nein. Wen die Welt nicht verstehen kann, der opfert sich umsonst auf, wenn er thöricht genug ist, sich ihr preis zu geben. — So geht es mir," fuhr er langsam und mit immer schärferer Betonung fort; „die Welt versteht mich nicht mehr, während ich hingegen die Welt leider zu gut verstehe, besser als sie sich selbst versteht. Seitdem man darauf gekommen ist, alles Eigenthümliche zu zerstören, seitdem das Princip der Gleichmachung alles verflocht, eilen unsere Zustände der schaalsten Nüchternheit entgegen. Aus einem lebendigen Organismus wird ein mechanisches Kunstwerk und jede frische Quelle poetischer Anschauung verdampft in den Maschinenfabricken der Industriehelden. Wie alles, was einmal da ist, so haben auch diese Verhältnisse ihr Recht; sie sind bedingt durch die Zeit, in der sie entstanden; wer wollte dies bestreiten! Aber meine Sympathie darf ich ihnen vorenthalten, das ist wiederum mein persönliches Recht."

Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich nach diesen Worten aller Zuhörer. Schaller sah verdrießlich vor sich nieder. Luise war erstaunt und wünschte den Baron weiter reden zu hören, so fest sie auch überzeugt war, daß seine Ansichten nicht die richtigen seien. Richard befand sich in der unangenehmsten

Lage. Er hatte etwas Aehnliches befürchtet, denn er kannte seinen Vater. Gern hätte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand gelenkt, aber es war ihm unmöglich, es über sich zu gewinnen. Therese fühlte, daß es ihre Pflicht als Hausfrau erforderte, in's Mittel zu treten. Auch wünschte sie um keinen Preis, daß der Baron die lieberalen Ansichten ihres Mannes weiter herausfordern möge, so sehr sie sich heimlich darüber freute, daß dieser einmal genöthigt war, entgegengesetzte Ansichten ruhig anzuhören.

„Aber es wundert mich," begann sie, „daß Sie nicht um Richard's Willen zuweilen häufiger nach der Stadt kommen. Er liebt doch die Geselligkeit so sehr, und namentlich ist es die Musik, die ihn anzieht. Lieben Sie die Musik nicht?"

Sie glaubte damit ein ganz anderes Thema angeschlagen zu haben und hoffte, daß es ihr gelungen sei, die Gedanken auf einen Gegenstand zu lenken, in welchem sie übereinstimmende Ansichten bei dem Baron voraussetzte.

Aber dieser schien es gerade durch der Erfolg seiner ersten Meinungsäußerung darauf abgesehen zu haben, schroff sich jeder Annäherung entgegen zu stellen. „Ich liebe die Musick von ganzer Seele," sagte er; „aber auch darin sind meine Ansichten, wie man

zu sagen pflegt, antiquirt. Ich hasse alles Maßlose, alles Drängen nach Schein, weil es das wahrhaft Edle und Schöne nicht zur Entfaltung kommen läßt, und ich stimme daher selten mit der modernen Geschmacksrichtung in den Künsten überein."

„Um so mehr hoffe ich, daß Sie mit der Richtung unseres Geschmacks zufrieden sein werden," fiel hier zutraulich Luise ein; „auch wir sind fern davon, die Oberflächlichkeit der modernen Schule für Genialität zu halten."

„Das sollte mich freuen, da sie alsdann gewiß auch in andern Dingen der Neuzeit nicht huldigen werden," bemerkte von Neuberg. „Ist es doch nur die Consequenz des Geistes der Zeit, der sich auch durch diese invellirende Verschwommenheit in der Kunst repräsentirt. Traurig, daß dieses Treiben und Rennen nach äußerlichem Glanze, der unter prunkender Hülle allen Mangel an Innerlichkeit zu verbergen strebt, unser ganzes sittliches und sociales Leben zu durchdringen droht!" —

Die Verlegenheit stieg. Schaller, Luise und Richard sahen schweigend vor sich nieder, und Therese, welche sich nicht mehr anders zu helfen wußte, hoffte, es werde ihr dadurch, daß sie dem Baron Gelegenheit gebe, seine Ansichten ganz auszusprechen, am be=

sten gelingen, dem herannahenden Ausbruche des Streites zwischen ihrem Manne und dem Baron vorzugeben.

„Sie haben Recht," sagte sie, „und jedes ihrer Worte zeugt den denkenden Mann, aber worin suchen Sie die Wurzel des Uebels?"

„Da, wo die Wurzel der ganzen Entwickelung liegt," versetzte von Neuberg, Therese scharf ansehend; „in der Erziehung. Ich kenne den Unterschied aus Erfahrung, welcher zwischen der gekünstelten Treibhausentwickelung, dieser Quelle der Entsittlichung, und dem Resultat freien, unverschrobenen Gedeihens liegt, denn ich mußte die erste Zeit meines Lebens aus Gesundheitsrücksichten auf einem Dorfe, mitten unter den Kindern des Landvolkes verleben. Da erstarkte mein Körper und mein Geist, und als ich später zur Schule kam, war die ganze Verweichlichung meiner Altersgenossen mir fremd. Ein auf natürlichem Wege gekräftigter Sinn fühlt sich in naturgemäß bestehenden, organischen Verhältnissen wohl, während das Heer der Neuerer und Mißvergnügten zusammengesetzt ist aus den tausendfach sich bekämpfenden Erscheinungen selbsüchtig anmaßender Verbildung."

Bei diesen Worten stand Schaller in heftiger

Erregung von seinem Stuhle auf, und Richard, der das Ausbrechen des gefürchteten Sturmes bemerkte, sagte rasch und ängstlich zu seinem Vater: „Weshalb dem Gespräche eine so ernste Wendung geben? Bleibt uns doch noch so viel Zeit übrig, Ansichten auszutauschen.“

„Ich bezweifle fast,“ bemerkte hier Schaller rasch, indem er jedes Wort scharf betonte, „daß Herr von Neuberg geneigt sein dürfte, Ansichten, welche den seinigen entgegen stehen, mit derselben Ruhe anzuhören, wie wir die seinigen gehört haben.“

Der Baron blieb ruhig sitzen und sagte, indem er sich zu Therese wandte: „Die Art, mich bei Ihnen einzuführen, würde in jedem Falle ein unverantwortlicher Verstoß gegen die Sitte sein, wenn nicht dieser Besuch über das Lebensschicksal unser Kinder verfügen sollte. Mein Sohn Richard weiß es, daß ich als Mann von Ehre unter jeder Bedingung ein gegebenes Wort halten würde, aber ich gebe es nie leichtsinnig, und darum mögen sie verzeihen, wenn ich sogleich mit den Gesinnungen, welche mich bei der Erziehung meines Sohnes Richard geleitet haben, hervortrete. Der Mann ist der Schutz, das Haupt, der Herr der Familie. Er bestimmt die Verhältnisse, in welche die Frau nur eintritt, und er muß daher

bei der Gründung einer neuen Familie allein maßgebend sein für die Gesinnungen, denen diese in ihrer Entfaltung folgen soll. Deshalb mußte Fräulein Luise meinen Sohn so kennen lernen, wie er sich ihr schwerlich als Liebhaber hätte zeigen können. Entschieden, ja sogar schroff mußte er ihr gezeigt werden, damit sie ihr Herz wohl prüfen kann. In einer Zeit, wie die unsrige, wo Meinungen die innigsten Verbindungen auf Tod und Leben scheiden, ist es gut, sogleich offen zu zeigen, wie man gesinnt ist, damit dies nicht zu spät an den Tag kommt."

„Wohlan," begann hier Schaller und sein Gesicht verrieth deutlich die heftige Erregung, in welche ihn des Barons Worte versetzt hatten, „so will auch ich Ihnen die Ansichten kund geben, von denen ich überzeugt bin, daß sie meiner Tochter höher stehen, als jede andere Rücksicht. Sie hassen den Fortschritt, dem wir huldigen, weil nur veraltete Vorurtheile ihnen den Vorrang geben vor Menschen, die ohne dies, in Bezug auf wahren Werth, nicht hinter den Privilegien alter Wappenschilder zurück zustehen hätten. Die Decoration, welche Sie hier tragen" — damit deutete er auf ein Ordensbändchen, das von Neuberg am Rocke trug — „giebt mir die Gewißheit der Vermuthung, daß Sie ohne Zweifel sehr ge-

eignet sind militairische Verdienste zu erwerben, aber nicht die Fortschritte friedlicher Weiterbildung zu würdigen..."

Auf diesen Ausfall erhob sich von Neuberg ruhig und entgegnete: „Ich glaubte, daß Sie gesonnen seien, mir Ihre Ansichten mitzutheilen, nicht mir Ihre Meinung über meine Persönlichkeit in einer Weise darzuthun, welche mich zwingen muß, zu vergessen, warum ich Ihr Haus besuchte."

Länger konnte Richard dem Streite nicht mehr ruhig mit zusehen. Er stand auf und zu seinem Vater tretend, sagte er: „Bester Vater, beruhigen Sie sich! Wozu diese gewaltsame Heftigkeit?"

Aber der alte von Neuberg, indem er die Hand seines Sohnes kräftig faßte und mit einem starken Druck diesen an seine Seite stellte, entgegnete: „Die Sorge für Dein Wohl leitet mich. Hier ist dies nicht zu finden. Schweige, Du kannst nichts verbessern."

Schaller, der sich immer mehr erhitzte, warf hier, ohne daß er eigentlich überlegte, was er sagte, die Worte dazwischen: „Und ich glaube nicht, daß zwischen uns etwas zu verbessern wäre."

Therese näherte sich, sobald Richard zu seinem Vater getreten war, ihrer Tochter, nahm diese bei

der Hand und wollte sich entfernen; der alte Baron jedoch, der dies bemerkte, wendete sich mit den Worten zu ihnen: „Bleiben Sie, meine Damen. Ich bin weit entfernt, Sie in Ihrem eigenen Hause zu verdrängen. Ich weiß, daß es mir zukommt den Platz zu räumen, aber erlauben Sie mir, daß ich meinen Sohn mitnehme, der es nicht vergessen wird, wohin seine Pflicht ihn ruft."

„O, mein Gott, Vater!" rief hier Richard schmerzlich aus, „was verlangen Sie von mir?"

„Daß Du nicht länger weilst, wo man mehr von Dir verlangt, als ein Mann von Ehre der Liebe aufopfern darf."

Richard hörte die letzten Worte seines Vaters kaum; er näherte sich Luisen, welche, als sie ihn kommen sah, ihr Gesicht wegwendete und sich an die Brust ihrer Mutter warf. Richard faßte ihre Hand. „Luise!" rief er; „einen Blick! ein Wort! Mißverstehen Sie meinen Vater nicht. Er ist streng, aber er ist edel; er will mein und Ihr Glück. Reden Sie ein Wort, und Alles wendet sich noch zum Guten. Nur um Sie zu prüfen, hat er diesen Auftritt herbeigeführt, von dem ich keine Ahnung hatte. Lassen Sie mich so nicht gehen, stoßen Sie mich nicht auf immer von sich fort."

Luise drehte sich um; ihr von Thränen befeuchtetes Antlitz mit dem Ausdruck beleidigten Stolzes auf den flehenden Richard wendend, sagte sie fest, indem sie ihn mit der Hand von sich abwehrte: „Gehen Sie!" und wendete sich wieder von ihm weg. —

„Zu mir, mein Sohn!" rief Richard's Vater mit starker Stimme, und dieser stürzte ihm nach zur Thüre hinaus.

Geraume Zeit blieben Schaller, seine Frau und Tochter in großer Verwirrung gegeneinander über stehen.

„Unangenehme Geschichte," brummte endlich der Erstere; „aber es war absichtlich herbeigeführt von dem Alten. Er konnte es in seinem Stolze nicht vertragen, daß sein Sohn eine Bürgerliche gewählt hatte. Im Grunde ist's gut, daß wir sie vom Halse haben. Luise weiß, daß das Bewußtsein, seiner Ansicht treu zu bleiben, in jeder Lage genügen muß."

Damit war aber Therese gar nicht einverstanden. „Sprich nicht so sinnlos," schalte sie; „als ob es sich um nichts weiter handle, als um einen gewöhnlichen Zank. Die armen Kinder!" und indem sie sich schmeichelnd zu ihrer Tochter wendete, frug sie: „Wie ist Dir, Luise?"

Luise, welche bisher schweigend vor sich nieder gesehen hatte, zögerte eine Weile, dann sagte sie weinend: „Ach, ich weiß es nicht, wie mir ist. Ich habe nie gefühlt, was mich jetzt bestürmt. Ich bin ärgerlich über ihn, über mich, über die ganze Welt!“ und sie wollte sich entfernen.

In diesem Augenblicke ging die Thüre langsam auf und Simon Goldheim, dessen mehrmaliges Anklopfen man überhört hatte, trat herein.

Er hatte mehrere Tage verstreichen lassen, und kam nun, ermuthigt durch die Erlebnisse des letzten Abends, in dieser verhängnißvollen Stunde, um die Entscheidung auf seinen Antrag zu vernehmen. Als er die Verwirrung in den Gesichtern bemerkte, sagte er, indem er sich zurückziehen wollte: „Wenn ich ungelegen komme, so will ich mich sogleich wieder entfernen.“

Aber Schaller, der ihn zuletzt erst bemerkte, athmete auf und rief ihm entgegen: „Willkommen, liebster Herr Goldheim! Sie treffen uns allerdings in einer etwas trüben Stimmung, aber Sie kommen wie gerufen.“

Luise und ihre Mutter waren gar nicht geneigt, Besuch zu empfangen, und schickten sich an, das Zimmer zu verlassen. Schaller aber hielt sie zurück, in-

dem er sagte: „Bleibt nur hier; Ihr müßt dabei sein. Komm, Luise, Herr Goldheim ist um Deinetwillen gekommen.“

„Um ihretwillen?“ frug Therese etwas erstaunt.

„Du weißt,“ entgegnete Schaller, „daß Herr Goldheim neulich, bevor Luise aus der Gesammtprobe des Conzertes kam, eine Unterredung mit mir hatte. Der Gegenstand derselben war ein Vorschlag, der mich in die größte Freude versetzte, und aus dessen Verwirklichung ich die angenehmsten Folgen für die Zukunft hoffe. Gerade jetzt ist der Augenblick gekommen, wo es mir scheint, daß Ihr Beide mit mir übereinstimmen werdet. — Herr Goldheim liebt Luise und hat um ihre Hand angehalten.“

„Herr Goldheim?“ fragte Therese spöttisch lächelnd.

Simon, welcher dies nicht bemerkte, glaubte, daß es nun passend für ihn sei, seinen Antrag selbst vorzubringen. „Schon seit längerer Zeit trage ich dies Gefühl mit mir umher,“ sagte er mit zagender Stimme; „und die Freundlichkeit, mit welcher Sie mich stets behandelten, gab mir den Muth —“

„Sich um die Hand unserer Tochter zu bewerben?“ brach hier Therese hastig aus. „Dazu hätte Sie unsere Freundlichkeit doch wohl nicht berechtigen sollen, dächte ich!“

Simon wurde bleich wie der Tod und trat einen Schritt zurück; aber Schaller, indem er seiner Frau einen strafenden Blick des Zornes zuwarf, nahm seine Hand und sagte: „Luise allein hat hier zu entscheiden.“ Dann sich zu seiner Tochter wendend, sprach er ernst: „Luise, Du bist gefragt. Antworte!“

Luise hatte während des ganzen Auftritts sich sprachlos weggewendet. Ohne umzusehen frug sie mit vor Aerger bebender Stimme: „Wie? Was, Papa?“ —

„Herr Goldheim, unser Freund, hat um Deine Hand angehalten, und ich habe sie ihm zugesagt, wenn Du Dich damit einverstanden erklärst,“ sprach Schaller mit ungewöhnlich gebieterischem Tone.

Luise drehte sich rasch um, ihr Gesicht war roth vor Aufwallung und Heftigkeit. „Wenn ich denn antworten muß,“ rief sie: „Nein!“

Das junge Mädchen wußte in diesem Augenblicke selbst nicht, weshalb ihr Simon's Antrag so tief verhaßt war. Seitdem Richard ihrer Aufforderung, sich zu entfernen, Folge geleistet hatte, war sie voller Unwillen und Verdruß. Sie hätte laut weinen mögen und wünschte sich allein auf ihr Zimmer, um ihren Thränen freien Lauf lassen zu können. Und nun kam ihr Vater, dem sie ohnedies wegen des ganzen Vorgangs gram war, und wollte sie stehenden

Fußes mit einem andern verloben. Simon war ihr sonst stets ein lieber Freund gewesen, aber in diesem Augenblicke war sie voller Wuth auf ihn, ohne daß sie recht wußte warum. Als daher ihr Vater sie gleich darauf um die Ursache ihrer Weigerung fragte, entgegnete sie mit steigender Heftigkeit: „Nun, ich dächte doch, Grund genug wäre der Umstand, daß Herr Goldheim ein Jude ist.“ —

Wer es jemals erfahren hat, welch' ein sinnverwirrendes Gefühl es ist, mit einem Schlage alle liebsten Hoffnungen vernichtet zu sehen, der kann sich Simon's Zustand in diesem Augenblicke vergegenwärtigen. Unfähig etwas zu denken, mußte er sich an der Lehne eines nahestehenden Stuhles halten, um nicht vom Schwindel erfaßt zu Boden zu sinken. Gerade für ihn, der im Gefühl seines Werthes als Künstler von jeher auf die gesellschaftlichen Unterschiede weniger Gewicht gelegt hatte, war es leicht gewesen an die Verwirklichung seiner kühnsten Pläne in Bezug auf seine Liebe zu glauben, und nun, mit einem Male herabgeschmettert zu sein in die schale Wirklichkeit, belastet mit dem Fluche der Ausgestoßenen! Wie ein Hohngelächter klang es immerfort in sein Ohr: Du bist ein Jude!

Schaller, der zwar die Leiden des jungen Man-

nes in ihrer ganzen Tiefe nicht ahnen konnte, fühlte doch die Beleidigung, welche demselben angethan worden. „Wie?“ sagte er erzürnt zu Luise, „sind das die Ansichten, die Du sonst so eifrig bekämpftest?“

Kaum aber vernahm Simon, daß Schaller diese Worte gesprochen hatte, als sein Stolz sich zu regen begann. „Halten Sie ein, Herr Schaller,“ unterbrach er ihn, die Worte hervorstöhnend mit abgebrochenem Tone. „Sie müßten mich für ehrlos halten, wollten Sie noch ein Wort weiter für mich reden. Schmerzlich ist der Fall von dem stolzen Gebäude aller Hoffnungen in das tiefste Loos elender Verbannung, denn nicht nur mein Herz ist gebrochen, auch mein ganzes Streben, mein Glaube an das Edle unter den Menschen ist getödtet, und meine Gedanken wirbeln haltlos im verödeten Geiste; aber jeder Versuch in dieser Sache weiterzugehen, wäre eine neue Beschimpfung. Leben Sie wohl!“ — Damit eilte er fort.

Schaller lief voll Wuth im Zimmer umher. „Träume ich denn,“ rief er. „Sind das die Wände meines Hauses? Diesen jungen Mann, den die ganze Stadt achtet und liebt, der hundert Mal bei uns zu Gast war, mit Euch sang, tändelte, beschimpft und beleidigt Ihr auf die schonungsloseste Art. Bist Du denn meine Tochter? Ist das Humanität?“

„Man heirathet sich nicht aus Humanität, sondern aus Liebe," entgegnete furchtlos Therese, indem sie ihre Tochter umfaßte. „Ich konnte es dulden, daß Du in mein Recht als Hausfrau eingriffst und in Deiner Ueberstürzung die Ordnung meines Hauswesens störtest; mein Recht als Mutter aber werde ich Deinen Projekten niemals aufopfern. Magst Du mit leblosen Maschinen experimentiren, mein Kind ist dazu viel zu gut und glücklicher Weise auch zu selbstständig."

„Aber Goldheim ist der Sohn eines der reichsten Männer der Stadt; als Heuchler stehe ich vor der ganzen Oeffentlichkeit da!"

„Dies ist Deine eigene Schuld, es sind die Früchte Deiner Neuerungsgelüste! Haben wir nöthig auf Geld zu sehen? Baron von Neuberg ist ebenfalls reich, und Deine Unduldsamkeit hat diese Parthie verschlagen. Wären wir arm, so bliebe Goldheim's Idee wenigstens zu entschuldigen, aber so ist sie geradezu eine Beleidigung."

„Eine Beleidigung! Ließen wir ihn jemals fühlen, daß er nicht unseresgleichen sei? Hat ihn Luise nicht behandelt wie jeden Andern? oder habt Ihr geglaubt, die Toleranz erstrecke sich nur so weit, als sie uns bequem sei, als sie zur geselligen Unterhaltung beitrage?

Seine Talente erfreuten Euch, die Blüthe seines Wesens nahmt Ihr willig für Euch in Anspruch, aber seinen Namen, den Makel, der an seiner Geburt nach dem allgemeinen Vorurtheile klebt, den wollt Ihr nicht hinnehmen!" —

„Nein, nein, gewiß, das war es nicht!" sagte hier plötzlich Luise, indem sie aus tiefem Nachsinnen erwachte. „Ich selbst wußte keinen andern Grund dafür, daß sein Antrag mich in tiefster Seele verletzt hatte, aber ich fühle es jetzt, daß ich schweres Unrecht an ihm begangen habe, unddaß ich ihn nur die Stimmung entgelten ließ, in welche mich das Zerwürfniß mit Richard's Vater versetzt hatte. Ach Mutter," setzte sie unter Schluchzen und mit Thränen in den Augen hinzu, „ich muß fort, fort aus diesem Hause!"

Therese blickte sie erstaunt an. Sie hatte ihre Tochter noch nie in diesem Tone reden hören. „Was hast Du, Kind?" frug sie angstvoll. „Du erschreckst mich! Was fehlt Dir?"

„Was mir fehlt?" brach Luise jetzt heftig weinend aus, indem sie ihrer Mutter stürmisch um den Hals fiel; „ach, alles, alles fehlt mir, ich fühle mich verlassen von der ganzen Welt!" —

Therese erschrack ernstlich; Luise mußte krank sein, anders konnte sie sich deren sonderbares Beneh-

men nicht erklären. „Bin ich denn nicht bei Dir, meine Tochter?“ redete sie zärtlich zu. „Armes Kind, komm auf Dein Zimmer, Du mußt ruhen und Dich etwas erholen.“

Darauf ging sie langsam mit Luise hinweg, und Schaller begab sich verdrießlich in seine Schreibstube.

Sechstes Kapitel.

Als Otto sich an diesem Tage über den Rhein fahren ließ, stand Marie bereits am jenseitigen Ufer und erwartete ihn. Er ging auf sie zu. Sie reichte ihm die Hand und wollte reden, aber ein Strom von Thränen verhinderte sie, mehr zu sagen, als die Worte: „Sie ist todt!“ Auch Otto's Augen füllten sich mit Thränen, und nachdem er schweigend mit Marie in das Haus gegangen war, traten sie in das Zimmer, wo die Verstorbene lag. Otto deckte ihr Gesicht auf. Eine unnennbare Ruhe war darüber verbreitet. „Wie starb sie?“ frug er Marie und diese begann zu erzählen:

Kaum war er am vorigen Tage fort gewesen,

so war die Mutter in einen leichten Schlummer versunken, aus dem sie erst in später Nacht röchelnd wieder erwacht war. Marie war dann in große Besorgniß gerathen, hatte die Wirthin geweckt und keinen Augenblick mehr das Bett der Kranken verlassen. Diese hatte nichts mehr reden können, aber mit Blicken, die Marie voll unbeschreiblicher Seelenruhe erschienen waren, hatte sie fortwährend auf diese hingeblickt. Gegen Morgen war sie dann sanft im Tode entschlafen, ohne Schmerz, wie ein Kind an der Brust seiner Mutter. „Ach Otto!“ setzte Marie am Schlusse ihrer Erzählung hinzu, „noch kann ich es nicht fassen, noch nicht einmal daran denken, wie glücklich ich mich als Dein Weib fühlen werde. Aber schon für den ruhigen Tod der Mutter werde ich Dir danken, so lange ich athme. Wäre ihr Tod minder schmerzlos gewesen, ich würde verzweifelnd bei ihrer Leiche jammern, während ihr sanftes Hinscheiden mich nur wehmüthig stimmt und unter meine Trauer den sanften Trost mischt, daß das zukünftige Glück meines Lebens ihr Glück im Tode war.“

Otto schlang seinen Arm um Marie und küßte ihre Stirn. Sie blickte ihn voll Hingebung und Vertrauen an und fuhr fort: „Ja, mein Freund,

und sollte ich auch niemals so glücklich werden, wie es meine gute Mutter für mich erbat, und würde mit ihr auch jede Lebenshoffnung für mich begraben, ich wollte zufrieden sein mein Leben lang, daß sie in dem Glauben sterben konnte, meine Zukunft sei gesichert."

Otto besprach sich hierauf mit Marien über die Anordnungen des Begräbnisses und er dachte nun auch zum ersten Male daran, daß es die höchste Zeit sei, seine Eltern von seiner Liebe zu unterrichten. Bisher hatte ihn die Furcht, auf Widerstand zu stoßen, davon abgehalten, und er war auch jetzt noch überzeugt, daß es nicht leicht sein werde, die Einwilligung der Eltern zu der Verbindung mit dem unbemittelten Mädchen, dessen Herkunft eine zweifelhafte und zweideutige war, zu erhalten. Aber er vertraute dabei auf die Liebe seiner Mutter, und das junge Herz ist ja so leicht geneigt jedes Hinderniß zu überfliegen, das seinen Hoffnungen entgegensteht.

Nachdem noch einige Stunden unter traulichem Gespräche vergangen waren, trat Otto den Heimweg an und Marie begleitete ihn. Es war ein heißer Tag und die schwüle Luft lag drückend über der ganzen Natur. Langsam gingen die Liebenden Hand in Hand auf dem Wege, den sie damals zuerst mitein-

ander gegangen waren, als sie der dahingeschiedenen Mutter Beistand leisteten. Die wehmüthige Stimmung, welche diese Erinnerung in ihnen hervorrief, fesselte sie nur mehr und mehr aneinander, und nie hatten sie besser empfunden, wie unentbehrlich sie sich geworden, als in diesem Augenblicke. So gelangten sie zu jenem Ruhesitz, dem Orte ihrer ersten Zusammenkunft. Otto ging darauf zu, setzte sich und zog Marie zu sich nieder. Beide sprachen kein Wort, aber das Mädchen lehnte ihren Kopf an die Brust des jungen Mannes und er drückte seine Lippen abwechselnd ihr auf Haare, Stirne, Augen und Mund. Seelige Minuten vergingen ihnen, ohne daß sie deren Entfliehen bemerkten. Eines fühlte sich nur im Anderen, und keines fand den Entschluß, diesem glücklichen Zusammensein ein Ende zu machen.

Plötzlich fuhren sie von einem fern rollenden Donner erschreckt auf. Wie die Stimme eines zürnenden Geistes klang er in die süße Wonne ihrer Seelen. Rasch erhoben sie sich und mit einem letzten Blick des Abschieds gingen sie schweigend eilig auseinander.

Otto schlug den Weg auf dem diesseitigen Ufer des Rheines ein, um bei Castel auf der Brücke den Rhein zu überschreiten. Er eilte rasch vorwärts und

hoffte vor Ausbruch des herannahenden Gewitters am Ziele zu sein.

Rüstig schritt er so den Fußpfad dahin. Immer finsterer umzog sich in der Ferne das Firmament, greller Schein zuckte hier und da durch das zerrissene Gewölbe, weißschäumend prallten die Wellen heftig vom Ufer zurück — er sah es nicht. Näher und näher grollte der Donner, dumpf brauste das vom Winde gejagte Wasser, schwere Tropfen fielen einzeln auf die Blätter am Wege — er hörte es nicht. Dichter und dichter strömte nun der Regen, die kühle Luft des Herbstabends durchstrich seine Haare, schon drang die Nässe durch seine Kleider bis auf die Haut — er fühlte es nicht; denn in seinem Herzen war Frühling und mit tausendstimmigem Jubel hallte es in ihm wieder: Sie liebt mich! Sie liebt mich!

So war er in die Nähe von Castel gekommen und befand sich bereits im Innern der Festungswerke. Kein Mensch war ringsumher sichtbar außer der österreichischen Schildwache, die in einiger Entfernung in ihrem Wachthäuschen stand und den einzelnen Wanderer bemerkte.

Der von Bäumen eingefaßte Weg führt dort dicht am Rhein her und das Ufer fällt steil ab.

Da mit einem Male fuhr ein Blitz in einen der am Wege stehenden Bäume.

Der Soldat auf dem Posten bemerkte, daß der zackige Strahl in den Baum schlug, an dem in demselben Augenblicke der Wanderer vorüberging. Er sah diesen einige Augenblicke taumeln und dann auf der Seite nach dem Rheine zu hinabstürzen. Augenblicklich rief er die Wache heraus und theilte dem Offizier das Vorgefallene mit. Rasch eilten einige Mann nach dem Ufer und mit Mühe gelang es ihnen den schon halb bewußtlos mit den Wellen kämpfenden Otto zu retten. Als er an das Land gebracht wurde, verlor er vollständig die Besinnung, und bei genauerer Besichtigung zeigte es sich, daß er am Kopfe verwundet war. Glücklicherweise erkannte ihn der Offizier der Wache. Er beorderte sogleich einige Mann Soldaten, welche einen Wagen herbeischaffen mußten, während er selbst Otto's Wunde, so gut es eben gehen wollte, verband. Der Patient schlug mehrmals die Augen auf, aber sein unsteter Blick ließ erkennen, daß er noch immer besinnungslos war.

Unterdessen kam der bestellte Wagen an. Der Offizier befahl zweien der zuverlässigsten seiner Leute den Kranken hineinzuheben und langsam mit ihm nach der Wohnung seiner Eltern, welche er dem Kutscher genau bezeichnete, zu fahren.

Siebentes Kapitel.

Luise hatte sich, durch die heftigen Gemüths-erschütterungen entkräftet, auf das Sopha gelegt und ihre Mutter saß bei ihr, um ihr Trost zuzusprechen. Schaller hatte sich schon einige Male im Zimmer sehen lassen, aber es war ihm nicht möglich, ein Gespräch mit dem Mädchen in Gang zu bringen. „Ich hoffe, es wird vergehen," hatte sie ihrer Mutter gesagt, „aber wenn ich Papa sehe, so wird mir so weh um's Herz, daß ich ihm kein freundliches Gesicht machen könnte, und betrüben will ich ihn doch auch nicht."

Therese, welche noch der festen Ueberzeugung war, daß Richard von Neuberg eine Annäherung versuchen werde, konnte nicht aufhören von diesem Thema zu reden. „Ich hätte wirklich nicht erwartet," sagte sie einmal, „daß er so blindlings gehorsam sei. In seinem Alter!" —

„Nennst Du das blindlings gehorchen?" entgegnete Luise. „Die Achtung, welche Richard für seinen Vater hat, hat ihn in meinen Augen nur höher gestellt. Wie ist doch die Gewalt eines überragenden männlichen Geistes so wohlthuend! Wie sicher muß

man sich in seiner Nähe fühlen, welch' ein Zutrauen erweckt er! Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn ich mir Richard nun denke, so erscheint er mir ganz anders als früher. Meiner Ansicht nach wäre er blind gewesen, wenn er mich diesem Vater vorgezogen hätte. Was bin ich junges, unerfahrenes Mädchen gegen einen solchen Mann!"

„Du schwärmst und bist ganz verändert," bemerkte Therese. „Hat Dir Dein Vater nicht mehr Zutrauen erweckt als Baron von Neuberg?"

„Ich kenne Papa zu gut," sagte Luise, „er hat mich stets wie seines Gleichen behandelt; aber Richard's Vater flößte mir ein Gefühl der Ehrfurcht ein. Ich fühlte, daß ich ein schwaches Geschöpf, daß ich ein Weib bin, und — Du magst nun darüber lachen oder nicht — das that mir wohl. Ich möchte diesen Mann über alles genauer befragen, mich von ihm belehren lassen, und wenn auch nicht alles unbedingt überzeugend war, was er sprach, interessant war es doch. Bei Papa weiß ich immer schon im Voraus, wie er von jeder Sache denkt."

Gerade in diesem Augenblicke fuhr der Wagen mit dem noch immer besinnungslosen Otto an der Hausthüre vor, und bald darauf hörte man die schweren Tritte der Soldaten, welche den Verwundeten die

Treppe heraufstrugen. Ein jäher Schreck der Ahnung durchzuckte Theresen's Herz. Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was sie ergriff, aber mit einem Schrei stürzte sie hinaus und den Ankommenden entgegen. Als sie den geliebten Sohn mit geschlossenen Augen, bleich wie eine Leiche, in einem Mantel gewickelt, herauftragen sah, brach sie zusammen und blieb ohnmächtig an der Schwelle liegen. Auch Schaller eilte auf das Geräusch herbei, und Luise ihrer Mutter folgend, erblickte ebenfalls den jammervollen Auftritt.

Als Schaller sich überzeugt hatte, daß sein Sohn noch am Leben sei, traf er sogleich Anordnungen ihn entkleiden und zu Bette bringen zu lassen, schickte zum Arzte und beeilte sich dann im Verein mit Luise seine Frau ins Leben zurückzurufen. „Er lebt!" rief er ihr unaufhörlich zu, so daß dies der erste Klang war, der ihre endlich wiederkehrenden Sinne traf. Ein leiser Schrei der Freude entrang sich hierauf aus der Brust der Mutter, sie raffte sich schnell auf und eilte nach dem Bette ihres besinnungslosen Sohnes, den sie dann mit tausend Küssen und Schmeichelworten als wiedergeschenkt begrüßte.

Der Arzt kam, und nach seiner genauen Untersuchung ergab es sich, daß Otto, wie man vermu-

thete in Folge des Sturzes, eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Die Soldaten, welche ihn herübergebracht hatten, erzählten den Hergang so, wie ihn ihr Kamerad berichtet hatte, und es lag nach alledem die Befürchtung nahe, daß, was bei ähnlichen Fällen häufig der Fall zu sein pflegt, jener Blitzstrahl dauernde Nachtheile auf des jungen Mannes Gehirnorganisation haben könne. Aengstlich wachten die Eltern abwechselnd Tag und Nacht an seinem Bette, und Luise vergaß gänzlich die Angelegenheiten ihres eigenen Herzens, nur mit der Sorge für den Bruder beschäftigt. Es war das erste Mal, daß der Engel des Todes mit all' seinen Schrecken in den Frieden dieser Familie eintrat, und die Wirkung, welche dieser Vorfall ausübte, war auf jedes der Glieder derselben eine tiefe und bedeutungsvolle. Eine ungewöhnliche Milde war in aller Herzen gekommen, sie hatten es empfinden gelernt, wie das unabwendbare Schicksal oft die kühnsten Pläne durchkreuzt, und wie der sich stark dünkende, schwache Mensch manchmal hülflos dahin gegeben ist den Einwirkungen unvorhergeseher Ereignisse.

Der Zustand des Kranken ging den folgenden Tag aus der gänzlichen Besinnungslosigkeit in fieberhafte Träume über, und da die Mutter bereits am

Tage des Unfalls Vermuthungen über sein Geheimniß hatte, so ward es ihr nicht schwer aus den Phantasien, in denen er unaufhörlich von Marie und seiner Liebe sprach, vollständig klar darüber zu werden. Sie gelobte sich, wenn der Sohn ihr wiedergeschenkt werde und in seiner vollen körperlichen und geistigen Kraft erstehe, so werde ihr kein Opfer zu groß sein, um ihn glücklich zu wissen.

Endlich nach vier Tagen peinlicher Ungewißheit schlug Otto nach einem langen Schlummer des Morgens die Augen auf, und das erste, was er sah, war der zärtliche Blick seiner Mutter, welche über ihn gebeugt, jeden Athemzug von ihm belauschte. Sie bemerkte sogleich an dem veränderten Ausdruck seines Blickes, daß er das Bewußtsein wiedergefunden habe, und in zitternder Angst den Athem einhaltend, wartete sie auf das Wort von seinen Lippen. Lange starrte der Leidende sie an, endlich, da eine leise Ahnung des Vorgefallenen in ihm aufdämmerte, frug er, wie lange er geschlafen habe.

Therese, die einige Augenblicke lang nicht Worte finden konnte, ihr Entzücken auszudrücken, ergoß dieses in freudigen Thränen und erwiederte dann ausweichend auf die Frage des Sohnes, daß sein Schlaf mehrere Stunden gedauert habe. Sie rief

darauf Vater und Schwester herbei und Alle ergingen sich in freudigen Ausrufungen über des Leidenden Besserung.

Vorsichtig vermieden sie nun Alle, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie lange sein Zustand gedauert habe, und so erhielten sie ihn in dem Glauben, daß, da es Morgen war, nur eine Nacht zwischen jenem Unfall und seinem jetzigen Zustande vergangen sei.

Seine erste Sorge war indeß natürlich auf Marien gerichtet, und da er ohnehin die Absicht hatte, seine Mutter von dem Verhältniß zu derselben in Kenntniß zu setzen, so bat er diese, ihm auf einige Augenblicke allein Gehör zu schenken.

Therese hörte ihres Sohnes Bericht angstvoll und mit Herzklopfen an. Sie befürchtete, daß unterdessen das arme, verlassene Mädchen, an der Treue ihres Geliebten zweifelnd, einen schrecklichen Entschluß gefaßt haben könne. Doppelt vorsichtig vermied sie daher ihrem Sohne die Sorge mitzutheilen, die ihr Herz erfüllte. Sie versprach, selbst sogleich nach Marien's Wohnung zu fahren, und bat Otto, vor ihrer Zurückkunft weder dem Vater noch Luisen etwas von seinem Anliegen mitzutheilen. Sie selbst verbot diesen aufs strengste, den Kranken über die Dauer seiner

Bewußtlosigkeit aufzuklären, und schärfte ihnen ein, so wenig als möglich mit ihm zu reden.

Die besorgte Mutter ließ nun sogleich anspannen und fuhr, ihrem Versprechen gemäß, eilig nach Schierstein. Dort fand sie alsbald nach Otto's Beschreibung das Haus, in dem Marie wohnen sollte.

Die Wirthin erstaunte anfänglich über die Ankunft der Dame, als sie jedoch erfuhr, daß diese nach Marie verlangte, ahnte sie den Zusammenhang, und bat Therese einzutreten. Sie erzählte darauf, daß Marie am heutigen Tage, des Morgens früh, sich über den Rhein habe setzen lassen, und seitdem nicht wiedergekommen sei. Auf Theresen's Frage, wie das Mädchen die Abwesenheit ihres jungen Freundes in den letzten Tagen ertragen habe, berichtete die Hauswirthin folgendes:

Marie war am Morgen nach jenem heftigen Gewitter früh nach dem Rheine gegangen und erst um die Mittagsstunde wieder zurückgekehrt. Sie hatte nichts gegessen, stillschweigend den Vorbereitungen zum Begräbniß ihrer Mutter beigewohnt, war behülflich gewesen, die Leiche anzukleiden und in den Sarg zu legen, und hatte sie mit Blumen und Kränzen sorgfältig geschmückt. Dann war sie wieder weggegangen und erst des Abends, als die Leichen-

träger bereits im Hause waren, zurückgekommen. Sie war hierauf dem Begräbniß gefolgt und hatte sich, nachdem alle Leute vom Kirchhofe weggegangen waren, bei dem Grabe zur Erde gesetzt. Auffallend war es erschienen, daß sie den ganzen Tag nur das allernothwendigste gesprochen, weder Speise noch Trank zu sich genommen und immer starr vor sich hingeblickt hatte. Die Nacht hatte sie, ohne sich zu entkleiden, auf dem Bette liegend hingebracht. Am andern Morgen in aller Frühe hatte die Wirthin sie wieder weggehen sehen, und sie war dann erst am späten Abend bleich und verstört zurückgekommen, hatte sich sogleich auf das Zimmer begeben, wo sie kraftlos hingesunken war. In der Nacht konnte man sie deutlich laut schluchzen hören. Eben so hatte sie es am dritten Tage getrieben. Sie kam Abends wieder ganz ermattet zurück, ihre Haare waren aufgelöst, und es schien, als sei sie den ganzen Tag umhergeirrt, um den Verlorenen zu suchen. Geweint hatte sie in den drei Tagen nicht, und als die Wirthin fragte, ob sie den Namen des jungen Herrn nicht wisse, antwortete sie, sie erinnere sich, daß er am ersten Abend ihrer Zusammenkunft seinen Namen genannt habe, aber die Mutter sei damals so leidend gewesen, daß sie ihn überhört habe, und sie selbst hatte nur den Vor-

namen Otto im Gedächtniß behalten. Was kümmerte mich sein Name, so lange ich ihn täglich sah! hatte sie schmerzhaft jammernd ausgerufen, und sich dann wieder bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß sie ihn nicht besser gemerkt. Endlich am Morgen dieses, des vierten Tages mußte sie den Entschluß gefaßt haben, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen. Sie hatte sich früh über den Rhein setzen lassen und war nun bis zu dieser Stunde noch nicht zurückgekehrt.

Therese hoffte, daß Marie am Abend wohl wieder in ihrer Wohnung sein werde, und bat die Wirthin, ihr dann sogleich zu sagen, daß sie selbst am andern Morgen wiederkehren und das Mädchen abholen werde. Darauf entfernte sie sich.

Unterwegs überdachte sie, wie sie ihren Sohn bis zum folgenden Tage in dem Irrthum erhalten könne, daß sein Kranksein nichts in seinem Verhältnisse zu Marien geändert habe. Sie beschloß, das Begräbniß sollte ihr zum Vorwand dienen, ihn bis zum andern Tage zu vertrösten.

Bei ihrer Ankunft sagte sie ihm also, daß Marie nicht eher die Wohnung verlassen könne, bis die Leiche ihrer Mutter zur Erde bestattet sei.

Otto fand dies begreiflich und sah mit Sehnsucht dem folgenden Tage entgegen, während seine

Mutter die ganze Nacht vor Besorgniß kein Auge schloß.

Tags darauf fand sich Therese auf's Neue in Marien's Wohnung ein. Es war ihr, als erwarte sie den Urtheilsspruch über Leben oder Tod ihres Sohnes, aber ehe sie noch fragen konnte, las sie in den Mienen der Wirthsleute die traurige Nachricht, daß Marie nicht wiedergekehrt war.

Was sollte sie nun beginnen? Das diese Nachricht ihren Sohn auf's Neue an den Rand des Grabes bringen werde, sah sie deutlich voraus, und doch fand sie kein Mittel, ihn länger zu täuschen. Trostlos kehrte sie nach ihrem Hause zurück.

Otto zählte die Minuten, bis seine Mutter mit Marie bei ihm eintreten werde. Bevor diese indeß noch wiederkehrte, hatte ein zufälliger Umstand ihn darüber aufgeklärt, daß man ihn in Bezug auf die Dauer seiner Krankheit getäuscht hatte. Der Arzt selbst, der nichts davon ahnen konnte, welche Nebenrücksichten die Unterhaltung dieser Täuschung forderten, hatte Otto, dessen Zustand in Folge der freudigen Hoffnung allerdings ein gebesserter schien, für stark genug gehalten, die Wahrheit zu ertragen, und ihn deshalb in Bezug auf die näheren Umstände seines Unfalls vorsichtig aufgeklärt. Mit peinlicher

Ungeduld erwatete der Kranke nun die Ankunft seiner Mutter.

Als diese mit der Absicht, ihn nochmals auf einen Tag zu vertrösten, bei ihm eintrat, glaubte er alles zu errathen und rief ihr entgegen: „Täusche mich nicht länger, sondern sage es frei heraus: sie ist todt und ich werde sie niemals wiedersehen!“

Obgleich Therese selbst nicht daran glaubte, daß Marie noch am Leben sei, gab sie sich doch alle Mühe, die feste Versicherung auszusprechen, Marien's Aufenthalt werde in kurzer Zeit entdeckt werden.

Otto aber schüttelte das Haupt und begann trostlos in heftige Klagen auszubrechen. Durch diese Gemüthserschütterung entstand in seiner ohnehin gefahrdrohenden Lage ein bedenklicher Rückfall. Das Fieber, welches ihn ergriff, konnte fast mitleidig genannt werden, obgleich es an Stelle der trostlosen Wirklichkeit ihn einwiegte in Träume von fast nicht minder traurigem Inhalt.

Es war ihm oft, als verließe er eben Marie und eile längst dem Ufer des Rheines hin. Da plötzlich dünkte es ihm, als ob vom Wasser her und in den Bäumen, die ihm zur Seite standen, ein eigenthümlich, leise beginnendes aber immer mehr und mehr anschwellendes Rauschen ertöne. Plötzlich entstand ein gewaltiges Getöse und die Wellen thürmten

sich um ihn her. In der bis dahin heitern Luft erschienen nebelhafte, farblose Gestalten, und hier und da tauchten aus dem Wasser wunderbare Wesen auf. Er erkannte die sieben Schwestern; die bleiche Gisela, Brömser's Tochter, und unter allen ragte ein hohes, schönes Weib hervor: die Lorelei. Unter den Lufterscheinungen zeigte sich die strengverhüllte Bewohnerin von Nonnenwerth, die Jungfrau vom Drachenstein, und mit Blicken voll Haß und Groll sahen die feindlichen Brüder einander an. Sie alle drangen auf ihn ein und rissen ihn gewaltsam hinab, während er Marie jammernd am Ufer nach Hilfe rufen sah.

Aehnliche Träume quälten und trösteten ihn abwechselnd mehrere Tage lang.

Endlich erwachte er eines Morgens, holte tief Athem, öffnete langsam die Augen und bemerkte, daß seine Mutter mit hellen Thränen im Gesicht auf ihn herabschaute. Als sein Blick ihr Auge traf und sie sah, daß er sie erkannte, jubelte sie laut auf. „Gott sei gepriesen," rief sie, „Du wirst genesen und uns wiedergeschenkt sein, wenn nicht alles trügt."

Otto fühlte sich selbst in der That viel leichter und schritt wirklich von nun an auf dem Wege der Besserung rasch voran.

Achtes Kapitel.

Während dem dies im Schaller'schen Hause vorging, hatte die Fama nicht geruht und die Kunde von Otto's Unfall in der Stadt verbreitet. Durch den Umstand, daß das Militair sehr wenig mit den Bürgern verkehrt, hatte es mehrere Tage gedauert, ehe man die Ursache seiner Krankheit erfuhr. Jener Offizier, der bei seiner Hilfe thätig gewesen, hatte die näheren Umstände so eben auf dem Cassino mehreren Herren erzählt, und es befand sich unter diesen jener alte Musikmeister, den wir am Eingange unserer Erzählung kennen gelernt haben

Auf dem Heimwege begegnete ihm sein junger Freund Simon Goldheim, den er seit längerer Zeit nicht gesehen hatte.

„Nun wie geht's?" rief er ihm zu; „hast Du Deinen Entschluß gefaßt?"

Simon, der das Gefühl der kindlichen Liebe, welches er seit seinem frühesten Alter zu seinem Vater nie recht empfinden konnte, fast gänzlich auf diesen Freund und Rathgeber, der ihn in der Kunst unterrichtet und so das Bessere in ihm geweckt und gefördert hatte, übertrug, wäre ihm diesmal gerne

entwischt, wenn es sich irgendwie hätte thun lassen. In der That, daß sein Vertrauen zu diesem Manne wankend geworden war, gab den schärfsten Beweis dafür ab, wie sehr sein Wesen durch die letzten Erlebnisse sich geändert hatte.

„Ich bleibe, und führe das Geschäft meines Vaters," entgegnete er kurz.

„Also kann man Dir Glück wünschen?" frug der Andere dagegen.

„Wie Du willst," erwiederte Simon, „denn wer kann voraussagen, wodurch unser Glück gemacht wird! Mich hat das Mädchen, die ich liebte, verschmäht; doch wer weiß, vielleicht bin ich noch nicht klug genug, mein Glück zu verstehen; — vielleicht würde ich anders über das denken, was mir wiederfuhr, als ich es bis jetzt kann."

„Und trotzdem willst Du hier bleiben?" fuhr der Andere fort; „ich fürchte, Du handelst ohne Ueberlegung! Weil eine Hoffnung Deines Lebens gescheitert ist, schlägst Du die andere freiwillig selbst in Trümmer und wähnst damit vielleicht dem Schicksal zu trotzen! Dein Vater hat in seinem Geschäft seinen Lebenszweck gesucht und gefunden, und wenn es ihn nun erfreut, daß er es so weit gebracht und so viel damit verdient hat, so laß Du es darum



nicht zur Kette werden, die Dich dahin fesselt, wo Du Dich nicht wohl fühlst, wo Du Deinen Lebenszweck nie erreichen, Deinen Beruf nie erfüllen kannst. Laß es vielmehr das Mittel sein, Dein Streben zu erleichtern und den Weg zu gehen, auf dem Du allein zum glücklichen Ziele gelangen kannst."

„Das klingt alles recht schön, ist aber doch nur Thoren Weisheit," sagte Simon, sonderbar lächelnd. Es durchschauerte den alten Freund, als er seinen Schüler, über dessen Worte erstaunt, anblickte.

Um von etwas anderem zu reden, frug der alte Herr, ob Simon schon von dem Unglück wisse, das die Familie Schaller betroffen habe.

„Was für ein Unglück?" frug Simon hastig, und ein unheimliches Feuer leuchtete in seinen Augen.

Der Alte erzählte, was er so eben erfahren hatte, und Simon hörte ihm aufmerksam zu. Aber statt des Mitleids mit der ihm befreundeten Familie, bemerkte der Erzähler mit Befremden, daß ein schadenfroher Zug im Gesichte seines Zuhörers hervortrat. Er konnte sich das Benehmen seines Schülers und Freundes nicht erklären und verließ ihn mit dem Gedanken, daß das Mißlingen seines Liebesplanes seinen Gedankengang wohl etwas gestört haben müsse.

Als Simon nach Hause kam, erzählte er seinem

Vater eifrig und freudig, was er vernommen hatte. Meyer Goldheim hörte seinem Sohne ruhig zu.

„Simon," sagte er darauf ernst, „ich kenne Dich nicht mehr. Du weißt, ich hänge an dem Geschäft, das ich so weit gebracht; aber ich wollt' alles d'ran geben, wär' die Geschichte mit dem Mädchen nicht vorgefallen. Wär'st Du gegangen, als ich Dir's sagte, Du hättest Dein Herz gerettet, und es wär' nicht so weit gekommen, daß Du Dich freust über and'rer Menschen Unglück. Glaubst Du, damit wär' Dir geholfen, wenn sie das Schicksal schlägt. Du hast mich früher nicht verstanden, Du verstehst mich auch jetzt nicht. Ist's des Herrn Wille, so wird er strafen, was Dir gescheh'n; aber Deine Freude daran ist gegen sein Gebot, denn: Mein ist die Rache, spricht der Herr."

Nach diesen Worten verließ der alte Goldheim seinen Sohn. Simon stand einen Augenblick und nagte, vor sich hinstarrend, an den Fingern. Dann plötzlich entrang sich ein tiefer, fast röchelnder Seufzer seiner Brust und er verließ eilig das Haus seines Vaters.

Seit dem Vorfalle im Schaller'schen Hause war Simon Goldheim — obgleich er den festen Entschluß ausgesprochen hatte, für nichts anderes mehr zu le-

ben, als für das Erringen, damit er im Besitze dereinst die Macht reichlich finde, die redliches Wollen und warme Begeisterung ihn vergeblich hatten suchen lassen — noch seltener in seinem väterlichen Hause anzutreffen, als vorher; desto häufiger dagegen brachte er seine Zeit in Gesellschaft lustiger Genossen zu, und es verging fast keine Nacht, die er nicht zum größten Theil in schwelgerischen Gelagen auswärts verbracht hätte. Manchmal allerdings konnte er dann wieder plötzlich einige Augenblicke starr vor sich hinsehend in finsteres Brüten versinken, und die Blässe seines Gesichts stach dann schreckhaft gegen die langen schwarzen Haare und den unstet finstern Blick ab; aber rasch ergriff er wieder ein Glas, stimmte irgend ein Trinklied an und war in einem Nu der tollste, ausgelassenste Bursche. An eben dem Abende, wo sein Vater ihn wegen der Schadenfreude an dem Unglücke, das die Familie Schaller betraf, zurechtgewiesen hatte, saß er in einer der besuchtesten Weinstuben, mit einer Anzahl lustiger Gesellen an einem Tische.

Einer der Zechbrüder erzählte, daß er anderen Tages zu einem Polterabend geladen sei, und das Gespräch drehte sich bald um die neue Sitte, die Verheirathung nicht mehr durch eine Hochzeit, sondern

durch den Polterabend zu feiern. Einer meinte, daß dies eine fremde, eingewanderte Sitte sei; ein anderer aber bewies, daß sie im Gegentheil echt germanischen Ursprung habe, und begründete seine Behauptung folgendermaßen:

„Noch heutzutage," erzählte er, „ist es in einigen Gegenden des Niederrheins auf dem Lande Gebrauch, am Vorabende der Hochzeit, unter vielem Jubel, zerbrochene Töpfe, Flaschen u. s. w. an die Thüren und Fensterladen des Hauses, darin die Brautleute wohnen sollen, zu werfen, und es gilt dabei der Spruch: je mehr Scherben, je mehr Glück. Vor Zeiten galt der Lärm am Polterabend zum Austreiben der Zank- und Plagegeister, damit am folgenden Tage mit der Braut nur Frieden und Freude einkehren solle und wohnen bleibe. Da wurden alle Fensterladen geschlossen, alle Ritzen und Lücken sorgfältig verstopft, jede Oeffnung zugekeilt, nur die Hausthüre weit offen gelassen. Dann begann man oben unterm Dache mit schrecklichem Lärmen und Poltern, es ward mit Wasser in allen Winkeln umhergespritzt, mit Stökken herumgeschlagen, mit Bannsprüchen gespielfechtet. Vom Speicher ging der Lärm hinabwärts durch alle Räume bis in den Keller, dann die Kellertreppe hinauf zur Hausthüre hinaus mit möglichst vielem Lär-

men. Auf daß die Geister nicht durch die offen gelassene Hausthüre wieder einschlüpften, legte man eine Kupfermünze auf die Thürschwelle, oder nagelte ein Hufeisen darüber, sprach auch wohl kräftige Sengen- und Bannsprüche. Auch waren beim Polterabend Reimsprecher und Spaßmacher thätig; man stellte allerlei Schnickschnack auf, brachte das Hausgeräth in Unordnung, und schob das alles auf die abziehenden Plagegeister." —

„Wie der Simon wieder dasitzt," rief hier einer der fröhlichen Kameraden laut aus; „gewiß denkt er an seinen Polterabend, oder es plagen ihn die Geister einstweilen im Voraus."

Simon fuhr auf; er hatte die ganze Erzählung überhört. Verlegen griff er nach dem vollen Glase, lächelte und trank es in einem Zuge leer.

„Weil wir doch einmal an den alten Hochzeitsgebräuchen sind, muß ich Euch noch erzählen, woher der Ausdruck des Korbgebens kommt. Wenn es einer weiß, so sage er's," begann der Erzähler wieder.

„Meinst Du die Geschichte mit dem Korbmacher, der in seiner Freude darauf bestand, daß seine Braut, als er eine Arbeit vollendet hatte, sagen solle: Gottlob! der Korb ist fertig; und sie darauf, da sie sich weigerte, durch seinen Eigensinn so in Aerger brachte,

daß sie zuletzt nichts mehr von ihm wissen wollte und davon lief, indem sie rief: Nun ist der Korb fertig!"—

„Die Anecdote ist gut erfunden," entgegnete der Erzähler; „sie ist aber jedenfalls aus dem Ausdruck und nicht dieser aus ihr entstanden. Meine Mittheilung ist etwas gediegener. Noch besteht die Sitte im Oberbergischen, daß jeder Bursch und jedes Mädchen, die ein Liebesverhältniß gelöst haben, bevor sie ein neues anknüpfen dürfen, sich reinigen oder sühnen müssen. — In den ältesten Zeiten wurde die betreffende Person in einem Korbe in den Fluß, Bach oder Quell getaucht, und dann unter gewissen Gebräuchen und Reimsprüchen mit einem Leintuche abgerieben. In späterer Zeit ließ man es beim Durchkriechen eines Korbes ohne Boden und bei der Ceremonie des Abreibens mit dem Tuche ohne das sühnende Wasser. Mögen die Liebesleutchen das erste Verhältniß nun selber aufgehoben haben, oder mögen sie verlassen worden sein, in den Gegenden, wo die alte Sitte noch herrscht, müssen sie, ehe sie mit Anstand ein neues Verhältniß antreten können, die „Drüh-wäsch" (Trockenwaschung) bestehen. Der Mann muß durch den Korb kriechen, das Mädchen durch das „Drügelstuch". Dieses ist ein langes, schmales Handtuch, dessen Enden aneinander genäht sind, wo-

durch ein Ring mit einem Durchmesser von etwa drei Fuß entsteht. Oft setzt es einen hartnäckigen Kampf, ehe der junge kräftige Mann nach vielem Sträuben und Ringen durch den, ihm oft mit List über den Kopf gestülpten Korb gezogen wird, und manch' „Drügelstuch" geht in Fetzen, bevor die kräftige Jungfrau hindurch gezogen ist. Wohlhabendere Leute kaufen auch wohl die Vollstreckung des Brauches mit der üblichen Zeche ab, dann muß aber der Korb allemal als Wahrzeichen auf dem Tische stehen. Meiner Ansicht nach haben wir damit den unzweifelhaften Ursprung des Korbgebens."

Die andern stimmten dem Erzähler alle bei. Nur Simon hatte wieder ohne Aufmerksamkeit dagesessen und nichts vernommen.

„Sollte man nicht meinen, Goldheim hätte selbst einen Korb bekommen?" scherzte einer unter ihnen und alle stimmten ein helles Gelächter an.

Simon schaute verwirrt auf und frug nach der Ursache ihrer Munterkeit.

Dadurch vermehrte sich das Lachen und derjenige, welcher die Bemerkung gemacht hatte, wiederholte sie.

Kaum hatte Simon gehört, was jener sagte, als er heftig aufstand. Sein Gesicht war bleicher als zu-

vor und griesend verzerrt. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er ein Glas, warf es dem Sprecher an den Kopf, daß es in tausend Splitter zersprang und der herabfließende Wein sich mit Blutstropfen mischte; dann stürzte er zur Thüre hinaus und ließ seine Genossen in starrem Erstaunen zurück.

Der Getroffene wollte in der ersten Hitze nachstürzen; aber die Uebrigen hielten ihn zurück und machten ihn darauf aufmerksam, daß es nicht richtig im Kopfe bei Simon sein müsse. Der Beleidigte beruhigte sich insoweit, daß er abzuwarten versprach, was jener zu seiner Genugthuung thun werde, und so gingen sie miteinander fort.

Neuntes Kapitel.

Durch die andauernde Angst und Sorge um das Leben des Sohnes hatten Luisen's Eltern fast gänzlich die Angelegenheiten und Vorfälle mit Richard's Vater vergessen, welche an dem Tage, als der Sohn ihnen leblos in's Haus gebracht wurde, diesem Ereigniß vorangegangen waren. Auch Luise selbst hatte an-

fänglich nicht weiter daran gedacht und bei der allgemeinen Besorgniß um den Bruder, von der auch sie aufrichtig und lebhaft ergriffen worden war, ihre eigene Unruhe in den Hintergrund treten lassen. Nach und nach kehrte jedoch die Erinnerung an den Streit ihres Vaters mit Baron von Neuberg in ihr Gedächtniß zurück, und wie es bei ihr natürlich war, konnte sie nicht umhin, alle Schuld des Zerwürfnisses von sich abzuwälzen. Gewohnt überall selbsthandelnd aufzutreten, überlegte sie fortwährend, auf welche Art es ihr möglich sein könne, eine Annäherung zu bewirken. An eine Vermittelung durch ihren Vater war für sie nicht zu denken, Otto war krank und bis zu seiner Genesung konnte alles zu spät sein; sie überlegte daher, daß es wohl nicht unmöglich für sie sei, selbst Mittel und Wege zu finden, um eine Ausgleichung zu Stande zu bringen. Daß die nun wirklich in voller Stärke in ihrem Herzen erwachte Neigung zu Richard Theil daran hatte diesen Entschluß zu reifen, versteht sich von selbst.

Luise wußte, daß Richard eine Großmutter hatte, welche in Mainz selbst wohnte. Sie erkundigte sich nun heimlich nach dieser, und erfuhr, daß sie eine alte, sehr adelsstolze Dame sei, welche ganz zurückgezogen und einsam den Erinnerungen ihrer Familie lebe.

Luise hatte schon so häufig Beweise davon gehabt, daß ihrem offenen, frischen Wesen kein noch so verschlossenes Gemüth unzugänglich blieb, und namentlich übte sie stets auf ältere Leute eine Art von Zauberei aus, so daß sie fest darauf vertraute, das Herz der alten Baronin von Neuberg, deren Mann General gewesen war, für sich zu gewinnen.

Sie ging also eines Vormittags, ohne im elterlichen Hause jemand etwas davon zu sagen, nach der Wohnung der alten Baronin, die sie ausgekundschaftet hatte, und ließ sich bei ihr anmelden.

Die alte Dame saß gerade vor einem dicken Buche, aus dem sie die Beweise suchen wollte, daß ein gewisser Graf Neuperg, der bei der Schlacht auf dem Lechfelde neben König Otto dem Großen, dem nachmaligen Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, sich hervorgethan hatte, ein Verwandter ihres Stammes gewesen sei; als der Bediente kam und ihr meldete, daß eine junge Dame sie zu sprechen wünsche.

„Hat er nach Polli gesehen?" frug sie den Bedienten, bevor sie auf seine Meldung antwortete. „Wie geht's dem lieben Thiere?"

„Der Husten läßt etwas nach, Erzellenz," berichtete der Bediente; „auch der Appetit hat sich wieder

eingestellt; er hat vorhin einen tüchtigen Knochen abgenagt und sah noch nach mehr."

„Nur vorsichtig, daß er keinen Rückfall bekommt," drohte die alte Baronin. „Wer ist denn die Dame, die mich sprechen will? Hat sie keinen Namen, daß er so dumm meldet?"

„Sie wollte ihren Namen nur Exzellenz selbst nennen," entgegnete deroteft der Diener.

„Sie soll hereinkommen," herrschte die Baronin, und jener ging, um Luise eintreten zu lassen.

Diese trat ein und ging etwas schüchtern, langsam vor. Sie begrüßte hierauf die alte Dame mit einer Verbeugung, welche diese nicht erwiederte. Dagegen nahm sie ihre Lorgnette, fixirte das junge Mädchen scharf, und fragte dann:

„Sie wollen mich sprechen? Wie heißen Sie, mein Kind?"

„Luise Schaller ist mein Name, gnädige Frau," erwiederte mit einer neuen Verbeugung Luise.

Die Baronin, welche das ihr zukommende Exzellenz vermißte, that, als ob sie nichts gehört habe.

„Ich glaubte nicht, daß mein Name der gnädigen Frau so ganz fremd sei," fuhr Luise verlegen fort; aber die Baronin, welche nun einsah, daß jene

ihren Fehler nicht von selbst bemerken werde, entgegnete mit scharfer Betonung:

„Sie haben eine eigenthümliche Manier sich auszudrücken, Mamsell Schaller. Sie wissen wohl nicht, daß sie der Witwe des Ministers Exzellenz von Neuberg, geborenen Freiin von Trappfuß, gegenüber stehen.“

Luise wurde über und über roth vor Verdruß und Verlegenheit. Daß man mit Leuten, die gezwungen sind für ihren Lebensunterhalt zu dienen, in diesem Tone sprach, war ihr natürlich erschienen, und sie selbst hatte darin nicht anders verfahren; der materielle Unterschied zwischen Herr und Diener war ihr bekannt, der ideelle Unterschied des Standes trat ihr hier zum ersten Male schroff entgegen. Sonderbarer Weise aber gerieth sie gar nicht in Versuchung, die alte Baronin über den Irrthum ihrer Anschauung aufzuklären. Sie fühlte, daß dies vergebliche Bemühung sein werde, und ahnte, daß gewisse Begriffe mit ihren Trägern unzertrennlich verwachsen seien. Da sie zugleich durch die Aehnlichkeit, welche sich in den Zügen der alten Baronin mit Richard entdecken ließ, lebhaft an diesen erinnert wurde, so nahm sie sich vor, alles über sich ergehen zu lassen, und sagte, sich nochmals tief verbeugend: „Ich vermuthete bereits, daß ich die Ehre habe, Exzellenz.“

Damit war das Eis bei der alten Dame gebrochen. Mit herablassender Freundlichkeit sich gegen das junge Mädchen wendend, sagte sie: „Vermuthlich haben Sie eine Bestellung auszurichten. Wer sagten Sie, daß Ihr Vater sei?"

„Ich bin die Tochter des Kaufmanns Schaller," betonte deutlich Luise.

„Schaller? Kaufmann Schaller?" besann sich die Baronin. „Erhalten wir vielleicht unsern Bedarf an Kaffee von Ihrem Vater? Darum bekümmere ich mich nicht, liebes Kind. Wer kann wissen, wie die Leute alle heißen mögen, von denen man seine Sachen bezieht! Wenn Ihr Vater übrigens unser Kaffeelieferant ist, so wäre es mir doch lieb, wenn ich Sie einmal darauf aufmerksam machen könnte, daß —"

„Exzellenz entschuldigen," unterbrach Luise die geläufige Rede der alten Dame nun doch etwas verletzt, „mein Vater hat nicht die Ehre Ihr Kaffeelieferant zu sein, und der Grund, weshalb ich Ihnen dem Namen nach bekannt zu sein glaubte, ist ein ganz anderer. Da uns Herr Richard von Neuberg häufig die Ehre erzeugte, an unsern kleinen Abendzirkeln Theil zu nehmen, so dachte ich —"

Schon bei den letzten Worten hatte die Baronin lebhafte Verwunderung kund gegeben, und brach

nun plötzlich in ein solch' helles Lachen aus, daß Luise erstaunt einhielt und nicht wußte, ob die alte Dame mit einem Male den Verstand verloren habe, oder ob sie selbst in der Verwirrung etwas Unsinniges gesagt habe.

„Ist das nicht ein ausgelassener Bursche, der Richard!“ fing endlich die alte Baronin an, indem sie sich mit ihrem Battisttuche die hellen Thränen, die sie gelacht hatte, aus den Augen wischte. „Treibt sich in den Abendgesellschaften der bourgeoisie umher, erzählt aber seiner alten Großmutter kein Wort davon, und weiß doch, wie gerne ich derartige Späße belache. Nein,“ setzte sie betheuernd hinzu, „kein Wort hat er mir davon gesagt! Aber er hat Recht! ein junger Cavalier muß Alles kennen lernen.“

Dann auf einen Stuhl deutend, fuhr sie fort: „Setzen Sie sich doch, liebe Mamsell Schaller; Sie sind ja ein recht artiges, kleines Mädchen. Da hat Ihnen der Spitzbube, der Richard, am Ende auch wohl ein bischen den Hof gemacht? Ja, ja, ich seh' es Ihnen an. Nun, Sie brauchen sich nicht zu schämen, Sie sind wirklich hübsch genug dazu, und man weiß ja, daß das die jungen Herren alle thun.“

Luise fühlte sich wie zerschlagen. Sie wußte weder, ob sie bleiben, noch wie sie fortkommen solle.

Halb willenlos hatte sie sich auf den Stuhl hingesetzt und sah schweigend vor sich hin.

„Mit was handelt denn Ihr Vater eigentlich?“ frug nun nach einer kleinen Pause die gesprächige alte Baronin.

„Ich kann Ihnen darüber keine genauere Auskunft geben, da die Artikel häufig wechseln,“ entgegnete Luise.

„Sie scheinen sich nicht viel um seine Handelsgeschäfte zu bekümmern,“ meinte die alte Dame, indem sie drohend den Finger erhob; „das ist nicht recht von Ihnen! Ich seh' es immer gern, wenn die Töchter mit Hand anlegen und verkaufen helfen; dann fällt es ihnen später nicht so sauer, wenn sie einmal verheirathet sind. Ich entsinne mich noch sehr wohl, wie eine meiner Jungfern einmal einen Gewürzhändler heirathete — wie hieß er doch — Sie kennen ihn gewiß — ein kleiner, dicker Mann. — Groll hieß er, richtig, Groll! Kennen Sie ihn?“

Luise antwortete nicht, sie verneinte nur mit einem leisen Kopfschütteln.

„Aber seine Frau kennen Sie gewiß? — Die Lisette? — Nicht? — Es thut auch nichts zur Sache! Das arme Geschöpf konnte sich anfänglich gar nicht in alle die Schubfächer, Schachteln und Büchsen

hineinfinden. Da kam sie denn oft und klagte mir ihre liebe Noth. Zuletzt hat sie es recht hübsch gelernt, und ersetzte später sogar ihrem Manne einen Lehrburschen. Darum gebe ich Ihnen den guten Rath: gewöhnen Sie sich bei Zeiten daran, und stehen Sie im Laden ihrem Vater hübsch zur Seite, wenn er verkauft."

Luise fing nachgerade an, sich über die barocken Ansichten der alten Dame zu belustigen; sie bemerkte daher lächelnd: „Ich bedauere, daß Ihr Rath mir, selbst beim besten Willen, nichts wird helfen können, da mein Vater gar keinen Laden hat."

„Aber Sie sagten doch, daß er Kaufmann sei?" frug die Baronin ganz erstaunt.

„Exzellenz scheinen nicht zu wissen," entgegnete Luise, „daß es Kaufleute gibt, die nur im Großen ihre Waaren versenden."

„Richtig! richtig!" rief die Baronin sich besinnend aus; „dann ist Ihr Vater wohl ein reicher Mann — ah, das ist etwas anderes; da können Sie sich freuen, da werden Sie einmal eine gute Aussteuer bekommen. — Aber ich weiß noch immer nicht," fuhr sie fort, indem sie Luise fragend ansah, „was Sie bei mir wollen, Mamsell Schlatter oder Schalder; wie war es doch?"

„Schaller,“ berichtigte Luise, und sah sich jetzt erst in die größte Verlegenheit versetzt, da sie einen Grund ihres Besuches angeben sollte, den die Baronin nun schlechterdings einmal nicht natürlich finden wollte.

Sie besann sich hin und her, was sie für eine Ursache ihres Kommens angeben könne. Endlich faßte sie sich ein Herz und sagte: „Exzellenz scheinen also nicht zu wissen, daß der Herr Baron von Neuberg mit seinem Sohne Richard vor einiger Zeit in einer besonderen Angelegenheit im Hause meines Vaters war.“

„Kein Wort weiß ich davon!“ betheuerte überrascht die alte Baronin. „Was Sie mir alles für Neuigkeiten mittheilen! Mein Sohn hier in der Stadt, im Hause Ihres Vaters! Das ist ja unerhört! Nun, freilich, Sie wissen nicht, daß ich etwas brouillirt mit meinem Sohne bin. Richard ist allerdings kürzlich noch einmal bei mir gewesen, und hat in seinem und seines Vaters Namen Abschied von mir genommen. Er sah recht betrübt aus, der arme Junge, und es fiel ihm wahrhaftig schwer, von hier weg zu gehen.“

„Richard ist fort!“ rief Luise sich vergessend, so erschrocken aus, daß die Baronin sie staunend und

voll Entsetzen anstarrte. — Aber das junge Mädchen achtete nicht weiter auf die hochadeligen Mienen, frug in angstvollem Tone weiter: „Um Gottes Willen, sagen Sie mir, wo er hin ist?"

„Grand dieu! Wie kommen Sie zu dieser vorwitzigen Frage?" schrie die alte Baronin in voller Entrüstung. „Richard ist mit seinem Vater auf Reisen gegangen, und ich begreife nicht, was Sie sich darum zu kümmern haben."

Luise hörte nichts weiter, als daß Richard sich entfernt habe. Sie fühlte das Bedürfniß zu weinen, stand auf, machte eine stumme Verbeugung und eilte hinaus, die scheltende alte Baronin nicht weiter beachtend.

Als sie zu Hause anlangte, konnte sie unbemerkt auf ihr Zimmer gelangen, indem die Eltern eben bei Otto waren, der heute zum ersten Male das Bett verlassen hatte. Sie eilte also dorthin, warf sich in einen Sessel und überließ sich ihrem Schmerze und der Bitterkeit, welche die neue Erfahrung in ihr hervorgerufen hatte.

Zehntes Kapitel.

Otto war aufgestanden, und saß, sorgfältig in einen Schlafrock gehüllt, in einem Sessel, als seine Mutter bei ihm eintrat und ihn mit Blicken voll unsäglicher Liebe betrachtete. Nie war ihr die Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Sohne, den sie vier Jahre lang, bevor Luise geboren wurde, als einziges Kind gehegt hatte, mehr aufgefallen, als eben jetzt, wo er während der Krankheit durch die zartere Gesichtsfarbe und den Zug stillen Leidens etwas von der frischen Jugendlichkeit verloren hatte. Sein großes, klares, braunes Auge wahr mehr als sonst beschattet von den langen Wimpern, und ein wehmüthiger Schleier schien seinen Blick zu umziehen. Auch der Mund war ganz dem seiner Mutter ähnlich, nur daß die Lippen etwas kräftiger den Mann kennzeichneten, wie denn auch ein leichter Flaum sie umspielte.

Therese reichte dem wiedergeschenkten Sohne die Hand. Ihr Herz schwoll über und stumme Thränen der reinsten Freude rannen über ihre Wangen. Otto blickte sie an, dann plötzlich hielt er die andere Hand vor die Augen, und indem er die ihrige fester

drückte, schluchzte er leise. Beide schwiegen, aber in diesem Schweigen lag das innigste Bewußtsein des Mitgefühls und des Trostes für Mutter und Sohn.

Auch das Verhältniß zwischen Otto und seinem Vater war bedeutend inniger geworden.

Der junge Mann erblickte in dem Schicksal seiner Schwester mit dem jungen Baron von Neuberg eine Art Analogie des seinigen und Marien's. Er war mit seinem Vater der Meinung, daß gekränkter Hochmuth den alten Baron geleitet habe, und da Richard von Neuberg schon deshalb, weil er etwas jünger war, als Otto, ihm ferner stand als Simon Goldheim, so gab Otto in all' diesen Angelegenheiten dem Vater seinen Beifall. Die Mutter gerieth dadurch in den Zwiespalt zwischen ihrer eigenen Ansicht und der ihres Sohnes, dem sie nun aus Zärtlichkeit in Nichts zu widersprechen wagte. Daher kam es, daß im Allgemeinen fast gar nicht die Rede auf diese Gegenstände kam, so daß man denn auch erst nach und nach erfuhr, Baron von Neuberg sei mit Richard auf Reisen gegangen, während der junge Goldheim, nachdem er durch seine nächtlichen Ausschweifungen viel von seiner früheren Beliebtheit verloren hatte, krank geworden sei und das väterliche Haus fast gar nicht verlasse.

Schaller sprach mitunter, wenn er mit Otto allein war, über die Zukunft seiner beiden Kinder. Es war nun bestimmt worden, daß Otto unbedingt das Geschäft seines Vaters übernehmen werde, und der alte Schaller erklärte einmal in einem Anfall von Unwillen, daß Luise heirathen könne wen sie wolle, er werde sich um deren Schicksal gar nicht mehr bekümmern.

Als Otto so weit hergestellt war, daß er die freie Luft vertragen konnte, war gerade die Zeit der Traubenlese gekommen, und man beschloß, einen Besuch auf den Weinberg, so nennt man am Rhein die Rebpflanzungen, zu machen.

Der Weinberg der Familie Schaller lag zwei Stunden von Mainz entfernt, stromaufwärts in der Nähe des Städtchens Laubenheim. Schon von weiten konnte man den fröhlichen Gesang der bei der Lese beschäftigten Arbeiter hören.

Als nun der Wagen mit der kleinen Gesellschaft in der Nähe des Weinbergs sichtbar ward, bemerkte ihn einer der Winzer, worauf alsobald alle Winzer und Winzerinen ein lautes Freudengeschrei, Jubel und Halloh erschallen ließen.

Der Wagen hielt, und sogleich traten einige Winzerinen an denselben heran. Sie trugen auf

großen Blättern ausgesucht schöne Trauben von allen Sorten und reichten sie zur Begrüßung dar; dann bemächtigten sie sich ohne Umstände der Hüte der Ankömmlinge und schmückten diese mit rothen und blauen Bändern.

Paarweise schritten die Gäste nun zwischen den vollen Rebstöcken hindurch, überall mit freudigem Zuruf begrüßt, überall herzlich dankend. Therese, am Arm ihres Sohnes, ging voran, ihr folgte Schaller mit Luise. Die Winzer fuhren munter und rüstig in ihrer Arbeit fort, stimmten auf's Neue ihre Gesänge an, brachten, wenn sie besonders schöne Trauben fanden, diese den Gästen dar, schäkerten und spaßten dazwischen laut mit rotherhitzten, freudestrahlenden Gesichtern. Seitwärts stand ein großes Faß, dahinein schütteten sie die Bütten, die sie auf dem Rücken trugen, sobald diese voll waren, und dort wurden die Trauben dann zertreten.

Therese hatte die nöthigen Flaschen und Gläser, nebst Backwerk, Brod und Fleisch mitgebracht; sie ließ alles herbeibringen und vertheilte es unter die fröhlichen Arbeitsleute.

Gegen Abend wurde das große Faß, worin das Ergebniß des heutigen Fleißes sich gesammelt hatte, auf einen Wagen geladen, ein dicker, rothwangiger

Bursche setzte sich, mit Weinlaub bekränzt, oben auf, und unter Lachen und Jubel schlossen die andern Winzer sich dem Zuge, der nach Laubenheim zurückging, an.

Unsere kleine Gesellschaft fuhr in der erquickenden Kühle des herrlichen Herbstabends, erfüllt von dem gehabten Genuße einer reinen Naturfreude zurück. Schaller und Luise waren lebhaft; sie erinnerten einander an tausend Kleinigkeiten, die ihnen spaßhaft vorgekommen waren, und Therese blickte schweigend und glücklich dem geliebten Sohne in das still erheiterte Gesicht.

Am andern Tage fuhr Therese auf Otto's inständiges Bitten mit ihm nach Schierstein.

Der Arzt hatte Zerstreuung durch eine längere Entfernung angerathen, und es war beschlossen worden, daß Otto den Winter in Berlin zubringen, im Frühjahr eine Reise nach Italien unternehmen und dann bei seiner Zurückkunft definitiv als Führer des Geschäfts eintreten solle. Der Tag der Abreise war bereits nahe festgestellt.

Therese knüpfte an diese Reise noch eine andere Hoffnung. Sie fand es nicht unmöglich, daß Otto mit den beiden Neuberg irgendwo zusammentreffen

könne, und was sollte ihrem wiedergeschenkten Erstgeborenen nicht alles gelingen können! —

Der junge Mann betrachtete die heutige Fahrt gleichsam als einen Abschiedsbesuch bei den Orten, wo er so viel glückliche Stunden verlebt hatte.

Alle Nachforschungen, welche inzwischen nach dem jungen Mädchen angestellt waren, hatten keinen Erfolg gehabt, und Otto selbst fing an sich nach und nach an den furchtbaren Gedanken zu gewöhnen, daß sie ihren Tod in den Fluthen des Rheines gesucht habe.

Er suchte nun in Begleitung seiner Mutter alle Plätze auf, die ihn auf Marie erinnern konnten. Sie gingen zuerst nach dem kleinen Kirchhofe und besuchten das Grab ihrer Pflegemutter, dann gingen sie in deren Wohnung und zuletzt nach dem Orte, wo er sie zum ersten Male gesehen hatte.

Thränen der innigsten Wehmuth flossen überall dem Andenken der Geliebten, aber um vieles beruhigter kehrte er darauf mit der Mutter nach dem jenseitigen Ufer zurück, wo in Maienruhe der Großvater den genesenen Liebling zum ersten Male wieder begrüßte. —

Eilftes Kapitel.

Der Markusplatz bildet in Venedig bekanntlich den Mittelpunkt des öffentlichen geselligen Lebens. Auf beiden Seiten ist er durch die Prokuration, große massive Palläste mit breiten Vorhallen, unter denen sich Kaffeehäuser und Läden befinden, an der untern Seite durch den neuen Pallast Sorrano, und oben durch die weltberühmte Markuskirche begrenzt. — Des Abends versammelt sich auf diesem Platze eine große Anzahl Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft, um theils unter den Arkaden vor den Kaffeehäusern plaudernd zusammen zu sitzen, theils auf und ab zu gehen, wobei die Sitzenden die Vorübergehenden betrachten und diese sich von jenen betrachten lassen. In der Mitte des Platzes tummelt sich die lebhafte italienische Jugend der niederen Stände und bleibt dabei in fortwährender Verbindung mit den übrigen Sammelplätzen der niederen Klassen, der riva dei sch'iavoni und den mercerie. Der Markusplatz ist denn auch der Ort, wo die Schönheiten Venedigs sich der Oeffentlichkeit zeigen und wo von den jungen Cavalieren entschieden wird, wem sie den Preis unter ersteren zuerkennen. Daß Gott Amor diesen Platz ganz

besonders zum Felde seiner Siegeszüge erkoren hat, ist aus den vielen Vortheilen, welche derselbe bietet, leicht zu schließen.

Im Sommer sind es meist nur Fremde aus den höheren Ständen, die sich in Venedig vorübergehend aufhalten. Im Winter dagegen finden sich die einheimischen angesehenen Familien, welche die schöne Jahreszeit auf ihren Villas zubringen, wieder dort ein.

Einer der schönsten Palläste am Canal grande, dem Canal, welcher der Hauptstraße in andern Städten entspricht, befindet sich gegenwärtig im Besitze einer berühmten Sängerin, die sich, nachdem sie während mehr als zwanzig Jahren ganz Europa durch die Vollendung ihrer Kunst entzückt hatte, mit einem beträchtlichen Vermögen von der Bühne zurückzog und nun die Hälfte des Jahres in ihrem Pallaste zu Venedig, die andere Hälfte auf ihrer reizenden Villa am Comer-See verlebt. Sie selbst ist zwar, seitdem sie von ihrer Kunst Abschied genommen, von der anmuthig schlanken Priesterin Melpomenen's zur würdevoll stattlichen Matrone geworden, aber dennoch zieht stets ein Heer von Bewunderern hinter ihren Schritten her, sobald sie sich auf dem Markusplatze zeigt. Die Ursache hiervon ist der Umstand, daß sie stets nur in Begleitung ihrer Tochter dort erscheint, einer

jungen Dame von solch ausgezeichneter Schönheit, daß sie von den jungen Galants einstimmig nicht nur für die Zierde von Venedig, sondern für die Zierde ihres ganzen Geschlechts erklärt wird. Ihre ganze Erscheinung entfernt sich zwar von dem südlichen Charakter, der sich in den Zügen ihrer Mutter entschieden ausprägt; aber eben um des Fremdartigen willen wirkt ihre Schönheit um so überraschender. Ihr Auge ist blau, aber es hat dennoch den dunklen Glanz und das Feuer der Italienerin, und ihr blondes Haar, welches in vollen Locken ein reizendes Gesicht umschließt, fällt üppig und weich auf den blendenden Hals, und hat einen Anflug von dem röthlichen Schimmer, den man häufig unter den Schönheiten der russischen Aristokratie trifft.

Die beiden Damen sind in steter Begleitung eines älteren Herrn, eines Fürsten Makonski, der einer der reichsten russischen Edelleute ist und dessen Pallast in Venedig, so wie seine Villa am Comer-See, seit langer Zeit die nächste Nachbarschaft der Sängerin bildet.

Im Spätherbste des Jahres 1847 gelangte die berühmte Sängerin mit ihrem Begleiter und ihrer Tochter etwas früher in Venedig an, als sie sonst zu thun pflegte. Es verbreitete sich dabei das sonderbare Gerücht, daß sie beabsichtige, die Verlobung

ihrer Tochter mit dem Fürsten Makonski der Gesellschaft bekannt zu machen. Zwar wurde diesem Gerüchte vielfältig widersprochen. Man fand eine Verbindung zwischen der jungen, schönen Dame und dem alten Herrn, der ihr Vater hätte sein können, absurd, während von anderer Seite wieder nachgewiesen wurde, daß nur auf diesem Wege das ungeheuere Vermögen des Fürsten in die Hände der jungen Dame gelangen könne. Alles dies trug dazu bei, die schöne Aurora doppelt interessant erscheinen zu lassen, und wo sie sich des Abends auf dem Markusplatze oder in den Theatern zeigte, richtete sich alsbald die Aufmerksamkeit von Hunderten von Neugierigen auf sie hin, und den beobachtenden Blicken folgte jedesmal ein geheimnißvolles Flüstern, in welches sich bald bedauernde, bald schmähende Bemerkungen einflochten. Aurora schien von dem allem selbst wenig zu bemerken. Sie sah nach wie vor gleichgültig auf die sie anstaunende Menge, und man konnte auch in dem Verhältniß zwischen ihr und dem Fürsten durchaus keine Aenderung bemerken.

Eines Nachmittags ging die kleine Gesellschaft unter den Gallerien der Prokuration auf und ab. Es hatten sich mehrere junge Herren aus den ersten Familien Venedigs angeschlossen, und diese plauderten

mit Mutter und Tochter über die Neuigkeiten des Tages, wobei sie nicht verfehlten die neuengagirte prima donna assoluta des Theaters Fenice möglichst gering zu schätzen, um dadurch Gelegenheit zu finden, in der Erinnerung der Mutter ihre früheren Triumphe zurückzurufen. Die Blumenmädchen, welche in Venedig sonderbarer Weise durch einige, dazu privilegirte Personen, die zu ihren Blumen in argem Contraste stehen und längst über die Zeit der Blüthe hinaus sind, repräsentirt werden, liefen eifrig ab und zu und boten ihre Sträußchen den Herren zum Verkaufe an.

Nachdem unsere Gesellschaft einige Male hin und her gegangen war, entstand ein kleines Gedränge, da die Ankunft des Dampfbootes, welches von Triest nach Venedig führt, viele der Spaziergänger nach der piazetta lockte, um die dort landenden Gondeln zu mustern.

Soeben trat auch unsere kleine Gesellschaft an das Ufer, als eine Gondel anlandete, in welcher ein einzelner, junger Passagier saß. Er mußte sich nach den verschiedenen Gebäuden erkundigt haben, welche bei der Ankunft von dieser Seite her jeden Fremden sogleich überraschen, denn der Gondolier gab mit ungemeiner Dienstbereitwilligkeit Auskunft auf seine

Fragen, und gestikulirte dabei mit großer Lebendigkeit, indem er hin und wieder nach den Pallästen deutete. Plötzlich zeigte er auch nach dem Ufer hin, wendete sich dann geheimnißvoll zu seinem Passagier und sagte ihm auf italienisch: „Dort sehen sie die größte Schönheit von Venedig: Signora Aurora."

Der junge Fremde blickte nach der bezeichneten Gegend hin, und da in demselben Augenblicke die Gondel an der Treppe der piazetta anlegte, so traf es sich, daß auch Aurora nach ihm hinsah. Die erregte Stimmung, in welche die Reise und der Anblick der Zauberpalläste Venedigs den jungen Mann versetzt hatte, machte es natürlich, daß der Anblick von Aurora's außergewöhnlicher Schönheit nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. Seine Miene mußte dies verrathen, denn es entging dem Gegenstande seiner Bewunderung nicht.

Der Gondolier stieg aus, überließ seine Gondel einem seiner Bekannten und belud sich mit den Effecten des jungen Mannes, den er dann bis zu dem wenige Schritte entfernten Gasthofe geleitete. Unterwegs bot er dem Fremden seine Dienste als Gondelführer während dessen Aufenthaltes an, versicherte ihn, daß er nirgends besser fahren könne als mit ihm, und bat ihn, nur stets, wenn er seiner bedürfe, an

der Treppe der piazetta den Namen Lazzaro zu rufen, worauf er denn jedesmal sogleich herbeieilen werde. Das lebhafte muntere Wesen des Burschen gefiel dem jungen Reisenden, er merkte sich seinen Namen und versprach ihm seine Kundschaft.

Der Angekommene war Richard von Neuberg, der von Wien kam, wo er sich von seinem Vater, der für längere Zeit auf einem Gute an der polnischen Grenze seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte, getrennt, und eine Reise nach Venedig allein unternommen hatte. Er war direct von Wien bis Triest gefahren und kam nun eben daher, um vorerst einige Wochen in Venedig zu bleiben.

Nachdem er sich im Gasthofe eingerichtet hatte, bestieg Richard die Gondel wieder und ließ sich in den Hauptcanälen umher fahren, um zuerst den Eindruck der Stadt im Allgemeinen zu empfangen.

Lazzaro erwies sich dabei als besonders erfahren in der Ortskenntniß. Er wußte nicht nur die Namen sämmtlicher Palläste auswendig, sondern er hatte bei einem jeden derselben noch irgend ein besonderes Ereigniß zu berichten. Viele seiner Erzählungen boten allerdings mitunter kein weiteres Interesse, als daß sie eben im Munde des lebhaften Italieners mit

allen erdenklichen Farben geschildert, einen Begriff von der reichen Phantasie dieses Volkes gaben.

Da es schon sehr spät im Jahre war und die schönen Tage seltener wurden, so frug Lazzaro seinen Patron sogleich, ob er nicht eine der berühmten abendlichen Gondelfahrten mit Gesang für den folgenden Tag veranstalten solle, damit die wenigen heiteren Abende nicht unbenützt verstreichen möchten.

Richard war mit dem Vorschlag sehr zufrieden und ernannte Lazzaro zum Anordner der Festlichkeit mit unumschränkter Vollmacht.

Am folgenden Abende kam dieser und berichtete, daß alles vorbereitet sei. Er hatte die gewöhnliche Kleidung des Gondoliers mit einem Fracke vertauscht und erklärte, daß dies geschehen sei, weil er sich zur Aufrechthaltung der Ordnung bei den übrigen Betheiligten in Respect setzen müsse. Das Mißfallen, welches Richard mit diesem Tausche äußerte, versetzte den guten Burschen in äußerste Betrübniß, und er gab sich alle Mühe, die Vortrefflichkeit seines Fracks zu rühmen, um diesen in Gnade zu bringen.

Die abendlichen Gondelfahrten sind fast noch das einzige, was von der früheren venetianischen Romantik übrig blieb. Die Gondoliere unterhalten fortwährend eine Art Verein von Sängern, welche na-

tionale Gesänge, Barcarolen, sodann Stanzen aus Tasso und Ariost, und endlich Arien aus den neuesten Opern einlernen, um sie dann bei diesen Spazierfahrten vorzutragen. Ein Theil der Sänger befindet sich alsdann in einer besonderen, der Hauptbarke in kleiner Entfernung folgenden Gondel, und zuweilen, wenn es die Vorschrift verlangt, stimmen sämmtliche Gondoliere mit in den Gesang ein. Die Art, wie diese Sänger die ganz im Volke lebenden Stanzen aus dem Tasso vorzutragen pflegen, ist sehr bemerkenswerth. Sie theilen die einzelnen Strophen unter sich und singen dieselben dann wechselseitig in alt hergebrachten Melodien ab; die Monotonie dieser Melodien gibt dem Vortrage fast den Character der katholischen Lithurgie, und der Eindruck, den sie hervorbringen, ist ganz dem zu vergleichen, den das Absingen einer solchen Messe hervorbringt. Mit einer bewunderungswürdigen Präcision tragen dagegen diese ungeschulten Sänger Arien und Chöre aus den neuern italienischen Opern vor. Die Schnelligkeit, mit welcher die italienische Opernmusik in das Volk übergeht, giebt den Beweis dafür, daß sie eben den echt nationalen Character trägt. Wie der Italiener selbst leicht sinnlich erregt und voll Leidenschaft ist, so auch ist die Musik in Italien zwar reich an Melodie, aber

weder an Kraft, noch an Tiefe oder Ausdauer in der Wirkung. Die eigentlichen Barcarolen oder Gondellieder sind meist in Venedig entstanden und sprechen theils den Stolz der Beherrscher des Meeres, theils auch nur die Sehnsucht der Liebe, oder die Klage um verlorenes Glück aus.

Die von Lazzaro veranstalte Fahrt ging von der piazetta ab. Bis zum Eingang des Canal-grande an der Dogana versuchten die Sänger ihre Kehlen und disputirten sich mit der größten Lebendigkeit um die Wahl der Gesänge. Lazzaro, welcher sich in der ersten Gondel bei Richard befand, verfolgte aufmerksam die Bewegung seiner Untergebenen, und rief sie mitunter, wenn sie zu laut wurden, mit gebieterischer Stimme zur Ruhe.

Richard streckte sich der Länge nach behaglich in die Gondel, und bald ertönte, erst leise, dann anschwellend, von den sanften Ruderschlägen tactmäßig begleitet, folgendes Lied über die Wellen:

Was steigt aus den Lagunen auf,
Beglänzt vom Mondenstrahl?
Von Zauberhänden kühn erbaut;
Venezia bella, Meeresbraut!

Wie stolz auf weiter Fluth sie prangt,
Die mächt'ge Herrscherin!
Dem Meer hat sie ihr Heil vertraut,
Venezia bella, Meeresbraut!

Wir dienen ihr, für sie allein
Mag fließen unser Blut!
Gegrüßt, gegrüßt mit frohem Laut,
Venezia bella, Meeresbraut!

Die Sänger waren eben mit diesem kurzen einleitenden Liede zu Ende gekommen, als Lazzaro, indem er nach einem Pallaste deutete, halblaut zu Richard flüsternd sagte: „Dies ist die Wohnung der schönen Dame, die Sie gestern bei Ihrer Ankunft gesehen haben." Richard wendete sich rasch nach dem bezeichneten Gebäude, und da er Licht hinter den Fenstern des Balcons bemerkte, so gab er Lazzaro die Anweisung ganz langsam zu fahren, und forderte ihn auf, den Sängern zu sagen, daß sie eines ihrer schönsten Lieder beginnen sollten.

Dies geschah sogleich, und als nun die Gondeln unter dem Pallaste angekommen waren, öffnete sich die Thüre des Balcons und eine Anzahl Herren und Damen traten heraus. Ohne auf Richard's Befehl zu warten, hielt Lazzaro mit seiner Gondel an, und die

Sänger folgten seinem Beispiele. Als sie das Lied geendet hatten, klatschte die Gesellschft auf dem Balcon Beifall und die Herren riefen den Sängern ein „bravi“ zu.

Diese, dadurch angefeuert, begannen alsbald ein weiteres Lied folgenden Inhalts:

Chor.

Die Welle murmelt in der Nacht —
Sonst ist es still umher.
Vor deinem Fenster halt' ich Wacht,
Nicht find' ich Ruhe mehr.

Einzelne Stimme.

Die Sterne zieh'n am Himmelszelt,
So selig ruht die ganze Welt,
Nur ich ruf' seufzend dir hinauf:

Chor.

Ach, so schön! ach, so schön!
Und doch so liebeleer!

Chor.

Nicht freut mich mehr des Meeres Pracht,
Nicht mehr der Sterne Heer;
In jeder friedlich stillen Nacht
Treibt Sehnsucht mich umher.

Einzelne Stimme.

Bald nimmt das Meer mein Leid mir ab,
Dann find' ich Ruh' im Wellengrab;
Doch ruf' ich noch im Tod hinauf:

Chor.

Ach, so schön! ach, so schön!
Und doch so liebeleer!

Nachdem sie auch dies geendet hatten, erschallte abermals lauter Beifall und eine der Damen warf ihr Bouquet den Sängern zu. Es verfehlte jedoch die Richtung und fiel in der anderen Gondel zu Richard's Füßen nieder. Dieser hatte gesehen, daß es von Aurora kam; er hob es auf und drückte es an seinen Mund, indem er nach dem Balcon hinauf sah. Aurora bemerkte den ganzen Hergang und lächelte wohlgefällig, als sie die Huldigung Richard's gewahrte. Dies Lächeln wirkte auf die Phantasie des jungen Mannes in der mondhellen, warmen Nacht, umgeben von Gesang und Poesie, wie der Trunk aus einem berauschenden Becher.

Die Fahrt ging weiter, die Gesellschaft zog sich vom Balcon zurück, andere Gondeln fuhren vorüber, Fenster öffneten sich, und manch' feuriges, schwarzes Auge schaute hinab nach dem Vorüberfahrenden, aber

in Richard's Phantasie wob sich alles zu einem buntbewegten Bilde zusammen, welches nur dazu diente, die Hauptgestalt der schönen Aurora lebhafter hervortreten zu lassen.

Die Fahrt endete spät. Richard suchte sogleich sein Lager auf, aber der Schlaf floh ihn noch lange Zeit, und als er ihn endlich fand, schwebte in seinen Träumen die reizende Gestalt Aurora's mit dem verführerischen Lächeln vor seiner Seele.

Richard hatte sich von Wien aus mehrere Empfehlungen an einige der angesehensten Familien in Venedig mitgenommen. Nachdem er die ersten Tage damit zugebracht hatte, die Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besehen, beeilte er sich einige Besuche zu machen. Er würde vielleicht kaum Gebrauch von seinen Empfehlungen gemacht haben, wenn ihn nicht die Hoffnung dazu getrieben hätte, die schöne Aurora, über deren Persönlichkeit ihm Lazzaro nothdürftige Auskunft gegeben hatte, in einem der gesellschaftlichen Kreise der Stadt anzutreffen.

Das Glück war ihm günstig. Sein erster Besuch brachte ihm die Einladung zu einer Soirée, und kaum war er dort einigen Herren und Damen vorgestellt worden, als Fürst Makonski mit den beiden Damen, als deren Führer er überall auftrat, gemeldet wurde.

Richard unterhielt sich gerade mit der Marchese Grimani, einer verblühten Schönheit, als Aurora eintrat. Ihr Anblick setzte ihn in lebhafte Verwirrung; die Marchese, diesen Eindruck bemerkend, schrieb ihn der außerordentlichen Schönheit Aurora's zu und hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem jungen Manne das Gerede hinsichtlich des Fürsten und Aurora zu hinterbringen.

Die Wirkung, welche diese Mittheilung auf Richard hervorbrachte, war eine eigenthümliche. Aurora erschien ihm noch reizender als vorher, wenn er bedachte, daß ihre Schönheit nur dazu dienen solle, die erschlafften Sinne des alten Fürsten zu ergötzen, und es dünkte ihm ein Frevel an ihrer Blüthe, wenn sie vorübergehen solle, ohne das Entzücken wach zu rufen, welches die Harmonie in gleichklingenden jugendlichen Herzen hervorruft. Die Corruption der Familienzustände in Italien war ihm noch fremd; hätte er sie gekannt, er würde sowohl sein Mitleid wie seinen Unmuth gespart haben.

Aurora hatte kaum den anwesenden Fremden bemerkt, als ein Strahl der Freude ihr Gesicht erhellte.

Richard sah dies und konnte nicht umhin, den Hausherrn zu bitten, ihn den beiden Damen vorzustellen.

Diese empfingen ihn mit der größten Freundlichkeit, und Fürst Makonski, dem er bei dieser Gelegenheit selbstverständig ebenfalls präsentirt werden mußte, erinnerte sich seines Namens und besprach sich lange und mit der größten Zuvorkommenheit mit ihm über seine Reise und seinen Aufenthalt in Venedig.

Richard mußte sich gestehen, daß der alte Herr ihn für sich gewonnen habe; auch glaubte er sich überzeugt, daß die Marchese Grimani im Irrthum sein müsse, indem das Benehmen des Fürsten gegen Aurora viel mehr das eines Vaters, als eines Verlobten war. Ja, er bemerkte ganz deutlich, daß der Fürst mit Wohlgefallen den Eindruck beobachtete, den er auf Aurora ausübte.

Die Sitte in Italien bringt es mit sich, daß das Wohlgefallen die Gesetze in der Gesellschaft vorschreibt, und so machte es sich ganz von selbst, daß Richard den ganzen Abend nicht mehr von der Seite Aurora's kam.

Das Gespräch drehte sich sehr bald um Richard's abendliche Gondelfahrt. Aurora sagte ihm, daß sie die ganze Nacht im Traume immerfort noch den Gesang gehört habe, und ihr Blick, so wie ein leichtes Erröthen ließen ihn den kühnen Gedanken fassen, daß zwischen den Gesängen auch mitunter die Scene mit

dem Bouquet ihr im Traume erschienen sein könne. Der Fürst, welcher an der anderen Seite Richard's Nachbar war, versicherte ihn, daß eine Gondelfahrt mit einer größeren Anzahl von Sängern bei Fackelbeleuchtung einen unendlich viel größeren Effect hervorrufe, und lud ihn ein, in einigen Tagen einer solchen beizuwohnen.

Aurora schien durch diesen Vorschlag in große Freude versetzt. Sie lobte den wunderbaren Anblick des Wiederscheins der Fackeln im Wasser und dankte dem Fürsten mit lebhaften Ausdrücken für den guten Gedanken, den er auszuführen beabsichtige.

Richard sagte seine Theilnahme zu. Der Fürst versprach, ihn an dem bestimmten Tage benachrichtigen zu lassen, und das Gespräch ging seinen vorigen Gang weiter.

Als die Zeit zum Aufbruch gekommen war, fragte der Fürst die beiden Damen, ob sie ihm erlaubten, den jungen Baron von Neuberg um seine Begleitung zu ersuchen, und als sie ihn darum baten, forderte er Richard auf, in seiner Gondel zuerst mit nach der Wohnung der Damen zu fahren und sich dann derselben bis zum Gasthofe zu bedienen. Richard nahm die Einladung gerne an.

Bald glitten sie rasch über das Wasser dahin,

und gelangten schneller, als es Richard wünschte, an den Ort, wo das Aussteigen der Damen das kurze, trauliche Beisammensein in dem kleinen Fahrzeuge unterbrach. Sie stiegen aus; der Fürst geleitete die Mutter und Richard reichte Aurora seinen Arm. Er fühlte den leisen Druck ihrer Finger und konnte sich nicht enthalten ihre schöne Hand zu fassen und an seine Lippen zu drücken. Sie erwiederte den Druck seiner Hand und sah ihn zärtlich dabei an. „Felice notte!“ flüsterte sie und huschte in das Portal.

Der Fürst ließ es sich nicht nehmen, Richard selbst bis an das Portal des Hôtels zu begleiten. Dort drückte er ihm noch einmal freundlich die Hand und versicherte ihn, daß er sich unendlich freuen werde, oft mit ihm zusammen zu kommen.

Richard eilte auf sein Zimmer, aber es dauerte lange Zeit, bis er so weit ruhig geworden war, um das Bedürfniß des Schlafes zu empfinden. Lange stand er noch am offenen Fenster und erfreute sich der hellen kühlenden Nacht.

Zwölftes Kapitel.

Als Richard am folgenden Morgen aufstand, fiel es ihm ein, nach der Post zu senden, um dort fragen zu lassen, ob Briefe für ihn angekommen seien. Sein Vater hatte ihm gesagt, er werde, wenn etwas Außergewöhnliches vorfallen sollte, ihm dies nach Venedig berichten. Der Fachino brachte wirklich einen Brief, und als ihn Richard öffnete, fand er darin ein Schreiben seiner Großmutter, welches nach seiner Abreise in Wien angekommen und ihm von dort nachgeschickt worden war. Sie wünschte ihm darin Glück zu seinem Zuge nach Venedig und schrieb dann unter anderem folgendes:

„Ich kannte bisher die Ursache nicht, weshalb Dein Vater so plötzlich sich entschloß mit Dir auf Reisen zu gehen, aber ein Zufall führte mich auf die Entdeckung derselben. Du hattest hier Verbindungen angeknüpft, welche Dein Vater zu unterbrechen für gut fand, und ich glaube, dieser Vorfall wird ihn endlich zu der Einsicht gebracht haben, daß die Grundsätze, die er bei Deiner Erziehung geltend machen wollte, viel schlimmere Folgen herbeiführen konnten, als diejenigen, welche er bei mir von jeher verwor-

sen hat. Du kennst die unglückliche Geschichte der Schwester Deines Vaters, die seitdem sie, einer Herzensleidenschaft folgend, ihre Ehre opferte, trotz allen Entschuldigungsgründen, aufhörte meine Tochter zu sein, und deren Gedächtniß noch jetzt, wo sie schon eine Reihe von Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt, mir peinlich ist. Dein Vater nahm damals die Partei der Verlorenen und trennte sich von mir, um sie in Schutz zu nehmen; ja er gelobte ihr sogar, als sie auf dem Todesbette lag, die Frucht ihrer Verirrung aufzusuchen und an Kindesstatt anzunehmen. Aber das Schicksal ist gerecht. Indem es in Deinem Herzen eine Neugung erweckte, die des Mannes von Neuberg gänzlich unwürdig war, zeigte es ihm die unausbleibliche Folge seiner wankenden Anschauungen. Glücklicherweise hat mein Einfluß auf Dich Dir Characterstärke genug gegeben, ein solch' unwürdiges Gefühl zu unterdrücken. Möge es für die folgende Zeit Deines Lebens Dir zur Warnung dienen! Um Dich übrigens ganz von Deiner Leidenschaft zu heilen, will ich Dir mittheilen, auf welche Art ich zur Kenntniß derselben gelangt bin. Du würdest es vielleicht kaum glauben, wenn ich Dir nicht selbst die Versicherung gäbe, daß das junge Mädchen, dem Du ohne Zweifel Dinge in den Kopf ge-

setzt hast, die sich nie verwirklichen können, die Dreistigkeit gehabt hat, zu mir zu bringen, und sich mit der größten Impertinenz nach Dingen zu erkundigen, die zu wissen nur die größte Intimität sie berechtigen konnte. Ich habe Befehl gegeben, sie nicht mehr vorzulassen, wenn sie es wieder wagen sollte mich belästigen zu wollen.

Um zu etwas anderem zu kommen, bitte ich Dich um Nachricht über ein zu meinen Ohren gekommenes Gerücht. Mann will wissen, daß Dein Vater wirklich die Spur jenes Kindes seiner Schwester aufgefunden habe; ja, man sagt sogar, es befinde sich bei ihm und er habe bereits das Versprechen, es an Kindesstatt anzunehmen, erfüllt. Ich hoffe darüber Näheres von Dir zu erfahren."

Als Richard den Brief zu Ende gelesen hatte, las er die Stelle, welche über Luisen's Besuch handelte, noch einmal durch, und es war fast, als wollte er sich recht davon überzeugen, daß seine Großmutter Recht habe, wenn sie in diesem Schritte des jungen Mädchens einen Grund finden wollte, ihn von seiner Neigung zu heilen.

Richard zählte kaum über zwanzig Jahre. Er war durch den Umstand, daß sein Vater seine Erziehung ganz allein geleitet hatte, nie zu rechter Selbst-

ständigkeit gekommen, und das Bedürfniß abhängig zu sein, war auch die Ursache gewesen, weshalb ihn das selbstständige, fast übermüthige Wesen Luisen's zuerst gefesselt hatte. Kaum aber hatte sich, bei der Unfertigkeit seines eigenen Characters, die Gewalt der väterlichen Autorität wieder geltend gemacht, so war auch seine Neigung fast gänzlich erloschen, und er stimmte willig in die Ansicht mit ein, daß Luise ohne Weiblichkeit und darum einer hingebenden Liebe unfähig sei.

Seitdem nun gar eine neue Uebermacht, in Aurora, auf die sinnliche Seite seines Gemüths ihre Wirkung geltend zu machen begann, sah er fast schon mit Zufriedenheit auf seine Trennung von Luise hin, und gestand sich bereits im Stillen, daß seine Liebe für sie nur eine Täuschung gewesen sei.

„Welch eine Rücksichtslosigkeit!“ sagte er zu sich selbst. „Eigenmächtig in dieser Sache einzuschreiten! Sie muß ihrer Herrschaft über mich schon sehr gewiß gewesen sein; aber sie hat sich geirrt und mag sich nur daran gewöhnen, daß ihr Plan mißglückt ist.“

Um sich am Nachmittage zu zerstreuen, ließ sich Richard nach der Insel San Lazzaro überfahren und besuchte dort das armenische Kloster.

Man zeigte ihm die Einrichtung der Gebäude,



die herrlichen, im üppigen Schmucke südlicher Vegetation prangenden Gärten, und bewirthete ihn dem Gebrauche gemäß mit Früchten und süßem Weine.

Er unterhielt sich mit einem alten Pater, der einst der Lehrer Lord Byron's in der armenischen Sprache gewesen, bevor dieser sein Blut für die Freiheit der Griechen dahingab. Der alte ehrwürdige Mann, dessen Gedächtniß schon etwas gelitten hatte, vermengte die Erinnerungen seines langen Lebens und mischte Wörter aus zehn verschiedenen Sprachen untereinander.

Im Bibliothekzimmer zeigte man Richard unter Glas und Rahmen ein Gedicht, welches König Ludwig von Baiern bei seinem ersten Besuche dort aufgeschrieben hatte. Abends kehrte er von seiner Ausfahrt zurück und landete wieder an der piazetta an.

Lazzaro erbot sich, ihm noch den Dogenpallast zu zeigen, und sie gingen miteinander darauf zu. Sie gelangten in den Hof, und Richard bewunderte zuerst die prachtvolle, aus weißem Marmor erbaute Riesentreppe, an deren Fuß einst Marino Falieri enthauptet wurde. Im Vorsaale erblickte er den Löwenkopf, in dessen Rachen man die geheimen Anschuldigungen niederlegte, auf welche hin der Angeschuldigte heimlich eingezogen, vor den Rath der Zehn gestellt,

streng verhört, und wenn er schuldig befunden war, sogleich verurtheilt wurde, wobei die Vollziehung dem Spruche alsbald folgte. Ohne wieder mit irgend Jemand in Verbindung zu kommen, ward der Verurtheilte durch die heimlichen Gänge des Pallastes und über die Seufzerbrücke, von deren vergittertem Fenster aus er zum letzten Male den Himmel seiner Heimath erblickte, unter die schauderhaften Bleidächer gebracht, oder sogleich hingerichtet und in nächtiger Dunkelheit in das Meer versenkt. So verschwanden oft Glieder der edelsten Familien, ohne daß diese es wagen durften, ein Wort gegen die Beschlüsse des Rathes zu äußern. Wie mancher Unschuldige fiel als Opfer dieser furchtbaren, geheimnißvollen Macht, und selbst das Haupt der Republik konnte ihr nicht sich widersetzen! Müßte doch selbst der unglückliche Doge Francesko Foscari zweimal seinen eigenen tapferen Sohn, Rodrigo, der in einem Seegefechte gegen die Türken fälschlich des Hochverraths angeklagt wurde, auf die Folter spannen und in den Qualen derselben zuletzt sterben sehen, ohne sich widersetzen zu können, und Marino Falieri gab das schreckliche Beispiel, daß das Oberhaupt den eisernen Einrichtungen des Staates eben so unterthan sei, wie jeder andere. Aber nur durch diese Entsetzen erregende Strenge, durch

die Furcht vor jener geheimen Macht, die von Allen ausgeübt, über Allen, gleich dem Schwert des Damocles hing, erhielt die Republik jene feste Sicherheit, die sie im achten Jahrhundert zur Beherrscherin des Meeres und im fünfzehnten selbst zu der des Festlandes erhob. Wie lebenskräftig und herrlich jene Zeit der Blüthe Venedigs war, beweisen noch heute die Reste, welche den Beschauer mit Staunen erfüllen. Aus den Tagen, wo die siegreichen Herren des Meeres die noch jetzt dort aufgepflanzten Siegestrophäen in ihre Stadt brachten, wo der König von Cypern um die Hand der schönen Catharina, der Tochter Cornaro's, sich bewarb und die ganze Stadt dieses Ereigniß als ein allgemein ehrenvolles und freudiges feierte, besitzt Venedig noch heute einen unermeßlichen Reichthum an Schätzen der Kunst, und man kann hier in Wahrheit sagen: könnte auch die Geschichte von Venedigs Ruhme schweigen, die Steine, die Palladio gefügt und Canova's Meißel belebt hat, würden redend Zeugniß ablegen.

Richard durchschritt die ungeheuren Räume des Pallastes und frischte die historischen Erinnerungen, welche sich an dieselben anknüpften, in seinem Gedächtnisse auf.

In dem großen Dogensaale sah er die Bildnisse

der siebzig Dogen, und zwischen Andrea Dandolo und Giovani Gradenigo bezeichnete ein schwarzer Schleier die Stelle, wo Marino Falieries Bildniß früher seinen Platz hatte.

Mit Lodovico Mannin, dem letzten Dogen, war, wie bei den Bildnissen der deutschen Kaiser im Frankfurter Römersaale, die Reihe geschlossen und der Raum gefüllt.

Als Richard von der Besichtigung zurückkam und hinaustrat auf den Markusplatz, dunkelte es bereits.

Er schaute nach der Markuskirche empor, und sah matt beleuchtet die sechs ehernen Rosse, die der Ueberwinder Napolen einst nach Paris geschleppt hatte, von wo sie wieder zurückgebracht wurden. An der Kirchenwand seitwärts schimmerte ein kleines Lämpchen, das mit seinem spärlichen Lichte durchaus nicht zu dem Zwecke angebracht sein konnte, zur Erhellung zu dienen. Richard befrug sich bei Lazzaro, und dieser erklärte ihm, daß dieses Lämpchen eine Stiftung der Stadt sei, womit sie ein Unrecht, das einem Unschuldigen zugefügt worden, so lange sie stehe, abbüßen müsse.

„Ein junger Handwerker“ — so ungefähr erzählte Lazzaro — „ging Nachts von der Gesellschaft munterer Kameraden nach Hause und fand unterwegs auf der

Straße ein blutiges Messer. Er hob es auf und nahm es mit. Am andern Morgen beeilte er sich, seinen Fund dem Gerichtshofe anzuzeigen, und ward darauf, den bestehenden Gesetzen gemäß, bis zur weiteren Untersuchung der Sache selbst festgenommen. An demselben Tage fand es sich, daß ein junger Patrizier aus einer der ersten Familien vermißt wurde, und es blieb kein Zweifel, daß er in der Nacht ermordet und darauf heimlich in den Canal versenkt worden sei. Alles ward aufgeboten, um die Thäter ausfindig zu machen, denn ein derartiges Ereigniß, welches die Frucht innerer Feindseligkeiten war, durfte unter keiner Bedingung ungeahndet bleiben. Nachdem jedoch alle Bemühungen, eine Spur des Verbrechers zu entdecken, fruchtlos geblieben waren, hielt man sich an das einzige Opfer, dessen man habhaft werden konnte, in der Person des armen Burschen, der jenes Messer aufgefunden hatte, und nahm an, daß er durch diesen Schritt den Verdacht habe von sich abwälzen wollen. Man warf ihn auf die Folter, wo er die Namen derjenigen nennen sollte, die ihn zu dem Morde gedungen haben mußten, und da der Unglückliche Niemand zu nennen wußte, verschärfte man die Folter so lange, bis er unter den fürchterlichsten Schmerzen den Geist aufgab. — Kaum war er todt, als der

wirkliche Thäter jenes Mordes, von Reue getrieben, sich selbst öffentlich anklagte. Unmöglich konnte nun der Senat sein Urtheil über den jungen Handwerker rechtfertigen, und um deshalb wenigstens in der Art, wie die ungerechte Verurtheilung gebüßt wurde, das Ungewöhnliche eines solchen Falles zu constatiren, wurde zum ewigen Gedächtniß desselben jenes Lämpchen gestiftet, welches noch heute an den Fall erinnert, bei dem es der Regierung nicht möglich war, an dem einmal gefällten Urtheilsspruche festzuhalten."

Lazzaro hatte diese Geschichte auf dem Wege nach dem Gasthofe erzählt. Sie rief bei Richard einen kleinen Schauer und mancherlei Gedanken über Staatssysteme und Ansichten in Bezug auf solche hervor.

Als er auf sein Zimmer kam, zerstreute jedoch ein Billet des Fürsten Makonski, welches ihn zur Gondelfahrt auf den nächsten Abend einlud, diese Gedanken wieder und lenkte sie auf die heitere Gegenwart mit der süßen Hoffnung, die in Bezug auf Aurora sein Herz erfüllte.

Dreizehntes Kapitel.

Am folgenden Tage fertigte Richard, um sich, bis der Abend herankomme, die Zeit zu vertreiben, einen Brief an seinen Vater und ein Antwortschreiben an seine Großmutter ab.

Ersterem meldete er seine glückliche Ankunft in Venedig und beschrieb ihm, was er Schönes auf seiner Reise bis dahin gesehen und erfahren hatte.

In seiner Antwort an die Großmutter überging er sein Verhältniß mit Luise ganz, und meldete ihr nur in Bezug auf ihre letzte Anfrage, daß sein Vater allerdings die verloren geglaubte Schwestertochter aufgefunden und zu sich genommen habe.

Er berichtete ihr, wie sie das Mädchen, ermattet und krank, kurz vor ihrer Abreise, an dem Thore des väterlichen Gutes in der Nähe des Rheinufers angetroffen hätten. Sie sei im Begriff gewesen, nach dem Tode ihrer Pflegemutter ihr Brod bei fremden Leuten zu suchen, aber sein Vater habe sie auf den ersten Blick an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter erkannt und freudig als seine Tochter begrüßt. Hierauf machte Richard eine Schilderung des Mädchens, worin er ihr sanftes, stilles Wesen rühmte und hinzusetzte,

daß ein wehmüthiger Anflug, den sie seit dem Tode ihrer Pflegemutter in ihr Gemüth aufgenommen habe, ihr etwas unendlich Rührendes gebe. Er habe in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins auf der Reise bis Wien, wahrhaft brüderliche Zuneigung zu ihr gefaßt, und es habe ihm geschienen, als müsse er ihr jedes kleine Erlebniß mittheilen und sie bei Allem um Rath fragen. Er sprach dabei die feste Ueberzeugung aus, daß auch die Großmutter ihre Enkelin lieb gewinnen und anerkennen werde.

Als er diesen Brief geendet hatte, war die Erinnerung an seine neue Schwester und Freundin so lebhaft in ihm geworden, daß er sich nicht enthalten konnte, auch noch an sie zu schreiben.

Genau und ohne Rückhalt schilderte er ihr sein Gefühl für Aurora, von dem ersten Augenblicke an, wo er sie gesehen, bis zu der Erwartung, in welche ihn der heutige Tag versetzt hatte.

Als er diesen Brief geendet hatte, fühlte er sich erleichtert und um vieles ruhiger als vorher. Seine Empfindung für Aurora war weniger stürmisch geworden, er sah nicht mehr so ungeduldig nach der Uhr, als er es bisher gethan hatte, und nahm sich fest vor, in Zukunft jedes Erlebniß dieser Art seiner Schwester mitzutheilen, wobei es ihm vorkam, als sei sie ge-

genwärtig, als billige sie seinen Vorsatz und walte mit ihrem sanften Blicke über sein Schicksal.

Der Abend nahte heran und Richard begab sich nach dem Pallaste, wo Aurora's Mutter wohnte. Er hatte gehofft, daß außer ihm, dem Fürsten Makonski und den beiden Damen Niemand bei der Fahrt betheiligt sein werde; er fand indeß, als er in den Salon trat, eine Anzahl von Freunden, welche mit eingeladen waren. Dies verstimmte ihn anfänglich etwas; als ihn jedoch Aurora mit besonderer Freundlichkeit willkommen hieß, erheiterte sich seine Stirne sogleich wieder.

Als Richard bald darauf einige aufgestellte Vasen bewunderte, kam das Gespräch auf Kunstgegenstände, wodurch Aurora veranlaßt ward, ihn aufzufordern, mit ihr in den anstoßenden Zimmern die Sammlungen ihrer Mutter zu besichtigen.

Sie machte nun auf die liebenswürdigste Weise seine Führerin, erklärte die Seltenheiten und nannte die Namen der Maler, deren Werke sie betrachteten. Richard folgte ihr aufmerksam, hörte ihre Worte, verstand aber das wenigste von dem, was sie sagte. Sein Blut gerieth, jemehr sie sich von der übrigen Gesellschaft entfernten, in immer größere Wallung, und als sie endlich vor einem reizenden Gemälde

Tizian's stille standen und Aurora's Locken seine Wangen berührten, konnte er sich nicht enthalten, den Arm um ihre schlanke Taille zu schlingen.

Aurora fuhr in ihrer Erklärung eifrig fort. Richard blickte ihr lächelnd in das Gesicht, sie erröthete zwar, doch strahlte ihr tiefblaues Auge so ermuthigend in das seine, daß er sich rasch niederbeugte und einen Kuß auf ihre weichen vollen Lippen drückte.

In diesem Augenblicke vernahmen sie nahende Schritte. Fürst Makonski kam, um sie abzurufen.

Richard war in der äußersten Verlegenheit, eine flammende Röthe bedeckte sein Gesicht, und er blieb unvermögend ruhig zu erscheinen.

Fürst Makonski indeß schien dies gar nicht zu bemerken, er reichte Aurora freundlich den Arm und führte sie langsam zur Gesellschaft zurück.

Die Fahrt begann. Richard hatte seinen Platz an Aurora's Seite. Sie war ausgelassen lebhaft und scherzte mit ihren Begleitern auf die muthwilligste Weise. Richard dagegen saß still und in sich gekehrt an ihrer Seite, und fühlte sich manchmal durch ihre Munterkeit wie verletzt. Er schwelgte noch in der Erinnerung des Vorhergegangen, und erschien sich in dem Gewoge von Lichtern, bei den schmelzenden Ge-

sängen, an der Seite einer Armida, im Heimathlande Tasso's, fast wie ein Träumender.

Einer der jungen Cavaliere regte den Gedanken an, daß Aurora selbst etwas singen möge, und alsbald stimmte die ganze Gesellschaft mit in seine Bitte ein. Sie ließ sich willig dazu überreden und wählte die folgende Barcarola, die sie mit einer weichen Sirenenstimme vortrug:

Ueber der wogenden Fluth
Zittert der Mondesstrahl;
Alles schläft, alles ruht,
Nur auf der wogenden Fluth
Zittert der Mondesstrahl.

Ruhelos treibt mich die Gluth
Sehnender Liebesqual;
Nimmer schläft, nimmer ruht,
Gleich wie die wogende Fluth,
Sehnende Libesqual.

Als sie geendet hatte, klatschten alle Begleiter, die Gondoliere und eine große Anzahl Menschen, die sich auf den Balconen und an den Fenstern der Häuser umher gesammelt hatten, lebhaften Beifall.

Richard, dessen Aufregung immer zunahm, wagte es, zum Zeichen seines Entzückens ihr leise die Hand zu drücken.

Fürst Makonski benachrichtigte hierauf die Gesellschaft, daß er mit dem Unternehmer des Theaters San Radegonda die Abrede getroffen habe, eine Oper einzustudieren, in welcher Aurora einige Mal auftreten könne.

Alle begrüßten diese Neuigkeit mit großen Freudebezeugungen und man drang in Aurora, die Parthie zu nennen, welche sie übernehmen werde. Sie erklärte, daß es die Parthie der Isabella in der Italienerin in Algier sei, und man bezeichnete diese Wahl allgemein als eine vorzügliche.

Richard allein war unangenehm überrascht, als er diese Neuigkeit vernahm. Der Gedanke, daß Aurora auf einem öffentlichen Theater sich produziren und ihre Talente preis geben solle, hatte in seinen Augen etwas Erniedrigendes und verstimmte ihn außerordentlich. Aurora bemerkte dies und scherzte darüber. Ihre Mutter mischte sich in das Gespräch, und da sie durch ihren längern Aufenthalt in Deutschland die Ansichten kannte, welche dort Geltung haben, so bemühte sie sich, dem jungen Manne begreiflich zu machen, daß man in Italien über derartige Unternehmungen ganz anders denke. Richard müßte nicht so leicht zu leiten gewesen sein, als er eben war, wenn ihn die Ueberredungskunst der bei-

den Damen nicht hätte überzeugen sollen, daß Aurora's öffentliches Auftreten in der That durchaus nichts Ungewöhnliches habe.

Die Gesellschaft ging nach Beendigung der Gondelfahrt noch in ein Caffé auf dem Markusplatze und trennte sich dort erst spät in der Nacht.

Richard machte in den nächsten Tagen noch einige anderweitige Besuche. Man empfing ihn überall sehr freundlich und bewarb sich um seine Theilnahme an Gesellschaften. Da indessen seine Leidenschaft für Aurora schon so weit gekommen war, daß ein Abend, an dem er sie nicht entweder in ihrem Hause, im Theater oder auf dem Markusplatze besuchen konnte, ihm unerträglich erschien, so vernachlässigte er allen weitern Umgang und war nur darauf bedacht, in ihrer Nähe weilen zu können.

So vergingen einige Wochen. Der Winter war angebrochen und die Vergnügungen desselben im vollen Gange.

Das Gerücht der Verbindung zwischen dem Fürsten Makonski und Aurora erhielt sich fortwährend, trotzdem, daß Richard bereits ihr erklärter Cavalier geworden war. Ueberall saß oder ging letzterer an ihrer Seite und es war bereits unter vier Augen zu mancherlei verliebten Vertraulichkeiten zwischen ihnen gekommen.

Richard hatte inzwischen Briefe von seinem Vater erhalten, denen auch ein liebevolles, theilnehmendes Billet von seiner Schwester Marie beilag. Sie äußerte ihre Freude darüber, daß er sich heiter und glücklich fühle, und sprach dabei die Ueberzeugung aus, daß sein eigenes Herz und der Gedanke an seinen vortrefflichen Vater ihn gewiß nie verlassen und überall beschirmen werde. Richard hatte die Briefe mit Hast gelesen, konnte aber nicht dazu kommen, dieselben zu beantworten.

Endlich kam der Tag heran, in welchem Aurora im Theater San Radegonda auftreten sollte. Die Logen waren größtentheils von den Freunden und Verehrern der schönen Sängerin und ihrer Mutter gefüllt, das Parterre dagegen schien für derartige Liebhabereien keinen Sinn zu haben, denn es war sehr wenig besucht. Der Unternehmer des Theaters wurde indeß durch die Freigebigkeit des Fürsten Makonski nicht nur gegen jeden Verlust gesichert, sondern für seine Bereitwilligkeit noch überdem reichlich entschädigt. Aurora hatte für den ersten Akt, wo sie als junge und reiche Italienerin erscheint, eine ihrer gewöhnlichen Kleidungen gewählt, von der sie wußte, daß sie ihr besonders vortheilhaft stand. Für den zweiten Aufzug, wo sie im Harem des Dey von Algier durch

ihre Schönheit die Frauen desselben überstrahlt, hatte sie alles aufgeboten, um mit der Richtigkeit des Costüms Eleganz, Geschmack und Phantasie zu verbinden.

Als sie beim Beginn auftrat, erhoben sich sämmtliche Zuschauer, um sie mit lebhaften Beifallsbezeugungen zu bewillkommnen. Richard befand sich in einer Loge mit dem Fürsten, während Aurora's Mutter bei derselben in der Garderobe beschäftigt war. Ein eigenthümlich berauschendes Gefühl durchdrang den jungen Mann, als er das reizende Wesen von Hunderten angestaunt und enthusiastisch begrüßt sah, das ihn allem bevorzugte, von dem er allein sich geliebt wußte, während jeder Andere die geringste Gunst für ein beneidenswerthes, unerreichbares Glück halten mußte. Und als er bemerkte, daß Aurora's Blicke ihn suchten, daß ein zufriedenes Lächeln ihren Mund umspielte, als sie ihn entdeckt hatte, da entfachte sich die Flamme der Leidenschaft mächtiger als je in seiner jugendlichen Brust.

Richard hatte von seiner Mutter, die eine Polin von Geburt war, jene eigenthümliche zahrte Gesichtsfarbe geerbt, welche diese Nation besonders kennzeichnet. Haare und Augen waren glänzend schwarz, und letztere von einem feuchten Emaille, dabei fielen die Augenbrauen stark auf, wodurch der Contrast der

Blässe seines Taints noch auffallender wurde. Die Erregung des Augenblicks ließ nun eine leichte Röthe auf seinen Wangen erscheinen und man konnte ihn mit vollem Rechte schön nennen.

Die Vorstellung ging nach Wunsch vorüber. Die Mitspielenden, durch Aurora's wunderbar schönen Gesang und die Grazie ihres Spiels hingerissen, beeiferten sich wechselseitig, ihr würdig zur Seite zu stehen, und das Publikum geizte nicht mit den Beweisen seines Entzückens. Als zum Schlusse Isabella mit ihren Begleitern zu Schiffe steigt, um nach der Heimath zurückzukehren, wiederhallte das Haus von anhaltendem und lebhaftem Beifall. Aurora mußte wiederholt auf der Bühne erscheinen, um für die Beweise der Theilnahme den Versammelten zu danken.

Nachdem der Vorhang zuletzt endlich gefallen war, fanden sich eine Anzahl von Bekannten auf der Bühne ein, um der gefeierten Künstlerin persönlich ihren Dank auszusprechen. Aurora, äußerst aufgeregt durch das Spiel und die vielfältige Huldigung, die man ihr darbrachte, bat ihre Mutter leise, die Artigkeiten für sie in Empfang zu nehmen; sie selbst winkte Richard zur Seite und ersuchte ihn, ihr behülflich zu sein, daß sie sich unbemerkt entfernen könne. Sie schien ermüdet und der Ruhe bedürftig.

Richard hüllte sie sorgsam in den Mantel und führte sie durch eine Seitentreppe nach dem Ausgang, während Fürst Makonski die ganze Gesellschaft, die Sänger und Sängerinen des Theaters mit eingeschlossen, einlud, bei ihm zu soupiren.

Richard gelangte mit Aurora hinab an den Canal, wo Lazzaro bereits mit einer verdeckten Gondel seiner wartete. Sie stiegen ein, und der gewandte Gondolier lenkte sein Fahrzeug langsam und mit kaum hörbaren Ruderschlägen hinweg.

Aurora sank ermüdet auf eines der Polster nieder, und Richard, besorgt daß die kühle Abendluft ihr schaden könne, schloß sorgfältig die Thüre und die Gardinen der kleinen Fenster. Er näherte sich darauf der schönen Sängerin und frug, zärtlich ihre Hand fassend, wie sie sich fühle. Aurora dankte ihm mit einem Händedruck, und da sie noch das türkische Costüm trug, so warf sie den Turban weg, lehnte ihr mattes Haupt an seine Schulter und ließ die vollen Locken achtlos niederhängen. Richard fühlte die Wärme ihres Hauches und das Wogen des aufgeregten Busens. Sanft legte er seine rechte Hand leise auf ihr Haupt und umfaßte sie schüchtern mit der linken. Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, preßte ihn heftig an sich und bedeckte seinen Mund

mit heißen Küssen. Richard's Sinne verwirrten sich; unmächtig dem Reize des Augenblickes zu widerstehen, umfaßte er die üppige Gestalt und versank mit ihr in ein Meer von Seligkeit. — Lazzaro blickte indessen nach dem hellen Sternenhimmel hinauf und sang mit gedämpfter Stimme folgendes Lied:

Komm herab, bereit schon steht die Barke,
Komm herab, ich harre sehnsuchtsvoll auf dich!
Alles rings umfaßt in heißer Liebe sich:
Erde und Himmel und Meer.

Soviel Küsse, als da Tropfen sind im Meer,
Soviel Küsse, o Geliebte, geb' ich dir!
Glaube, glaube meinen Schwüren, glaube mir:
Treu bin ich dir nur allein.

Komm herab mein Mädchen! harrend steh' ich hier;
Komm herab, wo dich mein Arm umfangen soll.
Leis' wie Wellenflüstern wird dann wonnevoll
Folgen dem Kusse der Kuß.

Richard erwachte aus seinem Taumel, als die Gondel an den Stufen des Pallastes landete. Heiß umschlang Aurora noch einmal den schönen Freund und drückte unzählige Küsse auf seinen glühenden Mund.

Sie forderte ihn auf, noch mit zur Gesellschaft zu gehen, aber Richard bat sie, ihn zu entlassen, und war durchaus nicht zu bewegen ihr zu folgen.

Er ließ sich durch Lazzaro in der stillen Nacht noch weit hinausfahren nach den Lagunen, blickte dabei stumm vor sich nieder in das sanft bewegte Wasser und gedachte der Worte in Marien's Brief, daß sein eigenes Herz und der Gedanke an seinen Vater ihn sicher stellen werde gegen jede Versuchung.

Aurora war inzwischen heiter zur Gesellschaft gekommen und schwelgte in den Huldigungen ihrer Bewunderer.

Ende des ersten Bandes.

Ersatz

für den bereits früher ausgegebenen 11. Band,

da der Verfasser des dort begonnenen Romans „Oberndorf" theils durch anhaltende Krankheit, theils durch eine ganze Reihe von nicht leicht zu veröffentlichenden Umständen verhindert worden, den Schluß dieses Werkes abzuliefern.

Der erste Band desselben wurde gedruckt und ausgegeben, weil die größere Hälfte des Manuskriptes fertig vorlag und die späteren, außer aller menschlichen Berechnung liegenden Störungen nicht vorhergesehen werden konnten.

Der Verleger des Albums erbittet für die unverschuldete Nichteinhaltung des im Programm Versprochenen freundliche Nachsicht der Abonnenten, und glaubt diesen seine Achtung und Ordnungsliebe nicht besser bethätigen zu können, als indem er **vorliegenden Band an Stelle des früher versendeten ersten Theiles von „Oberndorf" gratis liefert.**

Gleichzeitig werden die fehlenden Bände 12 und 13 nebst den Schlußbänden des heurigen Jahrgangs ausgegeben, so daß dieser nunmehr vollständig ist.

Die Umschläge des 23. und 24. Bandes enthalten nähere Anzeige über den

dreizehnten Jahrgang —1858— vom Album,

das der ferneren Theilnahme seiner zahlreichen Freunde hiemit bestens empfohlen sein möge.

Prag im Dezember 1857.

Die Verlagsbuchhandlung
J. L. Kober.

Druck von Kath. Gerzabek in Prag. 1857.

2

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin Schücking, Ferdinand Stolle, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

J. L. KOBER.

Zwölfter Jahrgang.

Zwölfter Band.

Familie Schaller.

II.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Mit diesem Bande wird die I. & II. Prämie zum Album 1857: Porträt und Biographie von Julie Burow, an alle Abonnenten gratis geliefert, welche diesen Jahrgang vorausgezahlt haben.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zwölfter Jahrgang.

Zwölfter Band.

Familie Schaller.

II.

1857.

Prag & Leipzig.

Verlag von J. L. Kober.

Familie Schaller.

Roman in zwei Bänden

von

Adolf Glaser.

Zweiter Band.

1857.
Prag & Leipzig.
Verlag von J. L. Kober.

Druck von Friedrich Rohlíček in Prag 1857.

Erstes Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Richard spät, und bevor er sich noch auf die Erlebnisse des vergangenen Tages wieder recht besinnen konnte, fiel sein Blick auf einen Brief, der vor ihm auf dem Tisch lag. Sein Schlaf war so fest gewesen, daß er das Eintreten des Kellners nicht gehört hatte, und dieser war, ohne ihn zu stören, leise wieder hinweggeschlichen.

Hastig, als wollte er seine Gedanken schnell an einen bestimmten Gegenstand hängen, griff er nach dem Brief und brach ihn auf. Er war von Marie und enthielt Folgendes:

„Schloß Loczniz an der polnischen Grenze.

Es befremdet den Vater, daß Du ihn so lange ohne Nachricht von Dir läßt und er trägt mir auf, Dir einen recht warmen schwesterlichen Brief zu

schreiben, weil er glaubt, daß Dein gutes und lenksames Herz der Nahrung bedürftig sei und Dir immer nahe bei sich glauben müsse, die es erkennen und verstehen. Wir entbehren Dich recht sehr, besonders der Vater, obgleich er mir es zu verbergen sucht. Es ist das Erstemal, daß Du von ihm entfernt bist und er hat Niemand um sich, der ihm diesen Verlust vollständig ersetzen könnte. Ich biete zwar Alles auf, aber mein Gemüth ist selbst zu sehr belastet, als daß ich erheiternd auf ihn wirken könnte. Oft nehme ich mir vor, heiter zu sein um seinetwillen und fast jedesmal mißlingt mir mein Vorsatz. So gestern, als wir des Abends hinausgingen nach der Gegend hin, wo man die Aussicht auf das Gebirge hat. Es war ein herrlicher Anblick. Was mich besonders ansprach, war die feierliche Stille bei aller Schönheit in der Natur. Wie nun die Sonne sank, da entstand eine so schöne Dämmerung, daß es einen ganz weich um's Herz ward und wir entzückt hinausschauten nach dem verschwindenden Gebirge, um das die Schleier der Nacht sich legten. Wir wollten uns wegbegeben und kehrten um. Da ließ sich nahe bei uns eine leise Musik hören, die ganz wunderbar in die Stimmung einfiel, die mich ergriffen hatte. Da konnte ich nicht länger an mich halten und ließ

es geschehen, daß mir die Augen recht naß wurden; und so geht es mir jedesmal, wenn ein Augenblick gekommen ist, wo ich mich freuen und mit meiner Freude den Vater erfreuen sollte. Ist er doch so besorgt, jedes Leid von mir zu entfernen! Aber meine Schuld ist es nicht, daß es so mit mir geworden. War ich nicht einst voll Freude, voll Muth, voll Zutrauen, voll Glauben? Hätte ich nicht alles dulden, alles wagen, alles hingeben können? Aber was war's? Von einem einzigen Sturme wurden alle die Bäume und Blüthen in den Gefilden meiner Jugend verheert. Ich bin nicht ganz vernichtet und zerstört, mein Herz ist noch warm geblieben nach Außen, aber wenn ich hinabsteigen will in seine Tiefe, so dünkt es mich dort leer und kalt. Du kennst ja meine Geschichte theilweise, Du weißt, wie ich mit Einem Schlage, ehe ich mit dem Vater neue Liebe fand, Alles verlor, Alles, Alles. Ich wäre damals vergangen in Noth und Elend und es wäre noch das Beste gewesen; denn was hätte ich in der Welt thun sollen, ohne einen starken Halt, an dem ich mich hätte anklammern können mit dem Herzen, das so voll Liebe war und für alle seine Liebe nur Schmerzen fand. Aber da sandte mir Gott einen neuen Halt und ich wußte wieder, warum ich leben sollte; denn ich durfte

wieder lieben. Damals gelobte ich, nicht länger zu verzagen und festzuhalten am Glauben an Gott, und an der Liebe zu denen, die er zu meiner Rettung gesendet hatte. Sieh' Richard, ich habe es gefühlt, was uns Noth thut in den Augenblicken der tiefsten Verlassenheit. Vertrauen auf Gott und Liebe, wahre, reine Liebe zu allem Schönen und Guten, darin er sich offenbart. Dann kosten wir jede menschliche Freude inniger, dann bleiben wir aufrecht in den Stunden der Trauer und entfernen uns nie von der Würde, zu der wir bestimmt sind. — Ich freue mich wie ein Kind, daß wir nun hier in der friedlichen Stille des einsamen Schlosses wohnen. Wenn Du kommst, wird es Dir auch gefallen. In einer großen Stadt möchte ich nicht leben. Wenn ich so hinausblickte in den Wucht von Thorheit und Lärmen, wo sie alle an einander vorüber gehen und die Gleichgiltigkeit und Lieblosigkeit jedem aus den Augen spricht, wo die Selbstsucht die Menschen trennt und nur Eitelkeit oder Genußsucht sie wieder zusammenführt, so sehnte ich mich hinaus nach Orten, wo es noch wahre Menschen gibt, die aus innigem Wohlwollen und Achtung ihres bessern Theils unter einander verbunden sind. Ach, der Vater hat wol Recht! Jemehr die Menschen sich von der Einfachheit der

Natur entfernen, je weiter sich die Genüsse und Bedürfnisse ausbreiten, um so weniger Zeit behält man übrig, um zuzunehmen an der Empfänglichkeit für edle Empfindungen, die doch allein im Stande sind, uns wahrhaft zu beglücken und stark zu machen gegen das Unglück. In sich einkehren will dort keiner mehr, nur immer weiter die Begriffe und Kenntnisse ausdehnen, und so geht ihnen das Leben dahin, ohne daß sie wahren Genuß kennen lernten. Selbst will jeder Alles sein, selbst sein Geschick erschaffen, selbst sich sein Glück denken und im Unglück in sich selbst Trost finden. Und diese Selbstsucht ist nichts weiter, als eben der Hochmuth, der das Paradies reiner Menschheit vergiftet. — Aber was will ich denn? Wo gerathe ich hin? Sonst sah ich nur die Blumen und bunten Schmetterlinge, wie sie helle Sonnenstrahlen einsaugen und prangen und die Menschen mit Duft den Glanz erquicken, und jetzt erkenne ich überall und Wurm und den Mehlthau auf Blatt und Blüthe. So schauen wir zwar überall in die Welt und die Welt ist immer dieselbe, gleich dem Gott der sie geschaffen hat, aber wir sehen sie so, wie sie sich in uns spiegelt und erkennen sie nur durch unsere eigene wankende Auffassung. — Bewahre Dir darum den heitern Sinn, mein Bruder, und genieße die unum=

wölkten Tage, aber vergiß auch dabei derer nicht, denen es Freude ist, Theil zu nehmen an Deiner Freude. Theile mir deine Empfindungen stets offen mit wie bisher, verbirg mir nichts, und denke bei Allem, was Du beginnst, daß ich meinen Theil davon fordere als Zoll Deiner brüderlichen Liebe." —

Als Richard diesen Brief gelesen hatte, ergriff ein Gefühl unnennbaren Heimweh's sein Herz.

„O, daß ich das früher gelesen hätte!" rief er schmerzvoll aus, legte den Brief vor sich auf den Tisch, bedeckte das Gesicht eine Weile mit beiden Händen und sah hierauf tief erschüttert, mit Thränen in den Augen, vor sich hin. „Aber," fuhr er fort, „ich will diesen Brief von nun an immer bei mir tragen, auf meinem Herzen soll er ruhen, als ein Talisman und mich schützen vor jeder neuen Versuchung."

Richard nahm sich vor, an diesem Tage keinen Besuch bei Aurora zu machen. Er ging nach der Kunstakademie und betrachtete dort das herrliche Bild Tizian's, „die Himmelfahrt der Maria." Andächtig und bewundernd sah er, wie zwischen den anbetend nachblickenden Jüngern und den freudig sich herabneigenden Himmelsschaaren die Gestalt der Jungfrau

schwebte, emporgehoben von inniger Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne.

Nachmittags schon fühlte er sich durch den Gedanken beunruhigt, daß sein heutiges Wegbleiben bei Aurora offenbar unpassend sei, und kaum war die gewöhnliche Stunde erschienen, als er sich auf dem Wege zur Piazetta befand, woselbst er alsbald Lazzaro antraf und die Gondel bestieg.

Der gewandte Gondolier frug nicht, sondern schlug die gewöhnliche Richtung ein und bald befand sich Richard im Salon, wo er bereits einige der gewöhnlichen Gäste antraf.

Eine leichte Röthe überflog Aurora's Gesicht, als sie ihn eintreten sah. Ihr Blick suchte zärtlich den seinigen und obgleich ihn bei ihrem Anblick zuerst ein leichtes Frösteln überlief, so erschien sie ihm doch von Neuem so reizend und liebenswürdig, daß er hingerissen wurde von der unwiderstehlichen Gewalt ihrer Schönheit.

Als die Gesellschaft eine Weile versammelt war, bemerkten einige der anwesenden Herren mit Befremden, daß Fürst Makonski noch nicht zugegen sei. — Aurora's Mutter entschuldigte sein Ausbleiben und setzte mit geheimnißvollem Lächeln hinzu, daß die

Anwesenden bei seiner Ankunft eine kleine Ueberraschung erwarte.

Jedermann außer Richard wußte, was sie darunter verstand und man beeilte sich ihr und Auroren Glück zu wünschen.

Als Richard dieß gewahr wurde, erkundigte er sich genauer und erfuhr nun von Aurora's Mutter, daß die Verlobung ihrer Tochter mit dem Fürsten Makonski heute erklärt werden solle.

Kaum hatte er dies vernommen, als er sich erhob und in heftige Bewegung gerieth. Sein Gesicht glühte und seiner selbst nicht mächtig, suchte er Aurora mit angstvollen Blicken. Aber diese, die alles, was zwischen Richard und ihrer Mutter verhandelt worden war, genau beachtet hatte, eilte auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn in ein entlegenes Zimmer, wo sie ihn bat, sich zu ihr zu setzen und sie ruhig anzuhören. Richard war zu heftig erregt, um auf ihre Erklärung warten zu können. Er stellte sich vor sie hin und indem er sich bemühte, ruhig zu erscheinen, sagte er mit gepreßter Stimme: „Lassen Sie mich Ihnen eine einzige Frage vorlegen, von deren Beantwortung jetzt Alles für uns abhängt. Ist die Nachricht wahr, die mir Ihre Mutter soeben mitgetheilt hat?"

Aurora erschrack vor dem wilden Feuer, das in seinen Augen glühte. Sie stand auf und indem sie sich an ihn anschmiegte, flüsterte sie: „Hören Sie, mein Freund, und glauben Sie, daß ich nur Sie liebe und sterben würde, wenn Sie mich verließen."

Der junge Mann suchte sich von ihr loszumachen, und halb abgewendet wiederholte er: „Beantworten Sie meine Frage: Sind Sie im Begriffe sich mit dem Fürsten Makonski zu verloben?"

„Er weiß, daß wir uns lieben," entgegnete halblaut und zitternd Aurora.

Diese Worte machten auf Richard einen niederschmetternden Eindruck. Sein erstes Gefühl war ein unendliches Weh; er fühlte sich gekränkt in tiefster Seele, da er zum Erstenmale sein Empfinden in schlauer Berechnung entweiht und mißbraucht sah. Er preßte beide Hände vor das Gesicht und schluchzte laut. Weinend sank Aurora an ihm zu Boden und indem sie ihr Gesicht an seine Knie preßte, flehte sie:

„Vergeben Sie mir, wenn Sie leiden; ich glaubte, daß Ihnen Alles bekannt sei und hatte nie die Absicht, Sie zu betrügen. Ich liebe Sie mehr als mein Leben und wenn Sie mich verlassen, so werde ich als seine Gattin das unglückseligste Geschöpf auf der Erde sein."

Richard schwieg. In seiner Brust gährte es; denn die Wehmuth wechselte mit Zorn und Verachtung, da er seine männliche Ehre zum Spielball entwürdigt fühlte.

Aurora hoffte, seine Aufwallung werde rasch vorübergehen und fuhr fort: „Fürst Makonski war mir zum Manne bestimmt, ehe ich zu empfinden fähig war, diese Ehe ist eine Sache der Konvenienz, aber er selbst weiß es, daß ich ihm wohl meine Hand, nicht aber mein Herz geben werde, dessen Besitz er gar nicht verlangt.

Richard hatte in seiner Wuth diese letzten Worte kaum mehr verstanden; seine Verachtung war auf's Aeußerste gestiegen. „Schlange," rief er, „elende Buhlerin!" und als wolle er sich vor dem Gift ihrer Worte schützen, stieß er sie so gewaltsam von sich, daß sie heftig mit dem Kopfe auf den Boden schlug. Kaum war dieß aber geschehen, als er seine übermäßige Heftigkeit schon wieder bereute und der schönen Sünderin hilfreich seine Hand reichte. Aurora war vom Falle leicht am Kopfe verwundet und ihre Kleidung in Folge der heftigen Szene in Unordnung gerathen.

„Mißhandeln Sie mich, Grausamer!" rief sie leidenschaftlich aus. „Schlagen Sie mich, treten

Sie mich mit Füßen, aber verlassen Sie mich nicht;" und sie klammerte sich aufs Neue an ihn an.

Richard's Zorn hatte sich etwas gelegt. „Können Sie glauben," entgegnete er, „daß ich im Stande wäre, auch dann, wenn ich meine Verachtung zur Gleichgiltigkeit stimmen und über ihre Untreue hinwegsehen könnte, dem Fürsten, als Ihrem Verlobten, gegenüber zu stehen? Lassen Sie mich, oder ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich ihm sogleich Alles eingestehen und ihm die Genugthuung anbieten werde, die ich ihm als Mann von Ehre schuldig bin."

„Verbannen Sie diese thörichten Begriffe eines übertriebenen Ehrgefühls," entgegnete Aurora. „Glauben Sie etwa, es sei dem Fürsten entgangen, daß wir uns lieben? Ein öffentlicher Schritt würde nichts bewirken, als Sie der Lächerlichkeit Preis zu geben."

„Großer Gott!" rief Richard entsetzt aus, „das können Sie mir sagen! Ihm wollen Sie sich verloben und mir gestehen Sie, daß Sie mich lieben! Wissen Sie es denn nicht, daß Sie damit einen doppelten Meineid begehen? Begreifen Sie denn diese bodenlose Schlechtigkeit nicht?"

„In Ihrer kalten Heimat mag man nach Regel und Pflicht sein Herz verschenken," erwiederte Aurora, „hier überläßt man es frei seiner Wahl und

die meinige ist von dem Augenblicke, als ich Sie sah, auf Sie gefallen."

Richard wollte nichts weiter hören und drängte ungestüm nach dem Ausgange des Palastes. Aurora hing sich an ihn und hielt ihn zurück, indem sie ihn mit Liebkosungen und Schmeichelreden zu gewinnen suchte.

In diesem Augenblicke langte Fürst Makonski an und suchte seine Braut auf. Richard benutzte die Gelegenheit und eilte rasch hinweg, als jener eben eintrat.

Der Fürst sah ihm verwundert nach, zuckte die Achseln und wollte der aus Verdruß und Wuth weinenden Aurora den Arm reichen, um sie nach dem Salon zurückzuführen. Sie entzog sich ihm, um in einem anderen Zimmer ihre derangirte Toilette zu ordnen. Der Fürst folgte ihr dorthin und beschäftigte sich um sie wie ein besorgter Vater. Richard hatte sich, in seinen Mantel gehüllt, in der Gondel niedergelegt. Sein Kopf glühte, obgleich die scharfe Winterluft kalt über das Wasser strich. Das Blut kochte ihm noch immer, so oft er dem Gedanken nachhing, daß die schöne Sirene ihm die entehrende Stelle eines Günstlings zugedacht hatte, an dessen Liebe sie sich verstohlen zu erfreuen gedachte, wäh-

rend sie sich öffentlich dem Fürsten verband, um dessen Titel und Reichthümer zu erben.

Indem er Mariens Brief fester an sein Herz drückte, sagte er halblaut vor sich hin: „Wie viel besser ist es doch in unserm kälteren Deutschland, wo zwar kein ewig heiterer Himmel lacht, wo aber die Frauen doch Herzen in der Brust haben, die edel empfinden und niedrige Gesinnung verachten.“

Am folgenden Morgen erhielt Richard in aller Frühe einen Brief von Aurora, worin sie ihn beschwor, sie zu besuchen. Sie versicherte ihn darin mit den leidenschaftlichsten Ausdrücken ihrer Liebe und betheuerte, daß sie ohne seine Gegenwart sich als die Braut des Fürsten höchst unglücklich fühlen würde.

Richard konnte diesen Widerspruch in der Seele der jungen Italienerin nicht begreifen. Daß sie in der Ehe nur eine gesellschaftliche Rücksicht sah, die mit der Naturnothwendigkeit der Liebe durchaus nicht verbunden sein müsse, war ihm ein Räthsel. Nach seiner Anschauung ging das ideale Verhältniß der Liebenden in das reale der Ehe über, und beide durchdrangen sich zum wahren Lebensglück; da er aber weder in der Ehe blos die Bequemlichkeit und das Herkömmliche des äußern Lebens, noch in der

Liebe nur die Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses suchte, so schien ihm das Nebeneinanderbestehen derselben unmöglich. Er warf den Brief heftig von sich hinweg und beschloß, da ohnedem das Weihnachtsfest, zu dem er auf Schloß Locznitz zu sein versprochen hatte, herannahte, Venedig so bald als möglich zu verlassen.

Die wenigen Tage seines Aufenthalts bis zur Abreise genügten, um ihm die Lagunenstadt ganz anders erscheinen zu lassen, als vorher.

Keine andere Stadt ist so geeignet, in ihrer Erscheinung den Wiederschein der Stimmung des Beschauers zu geben; denn während die geschäftige Phantasie mit Leichtigkeit an den überall vorhandenen großartigen Resten, die noch keineswegs den Charakter der Ruine tragen, die Zeit des Glanzes und der Pracht wiedererstehen lassen kann, erscheinen sie dem kälteren oder verstimmten Beobachter als ein trauriges Bild zerfallender Herrlichkeit, oder wie eine der Zerstörung anheimgefallene Leiche, die noch dieselben Züge wie im Leben trägt, aus der aber der belebende Geist längst entwichen ist.

Als Richard angekommen war, trugen die wenigen Gärten der Stadt und die umliegenden Inseln

noch das buntfarbige Gewand des Herbstes, während nun alles kahl war und der Himmel täglich bewölkt erschien.

Nun erst bemerkte er die vielen leerstehenden Paläste, die eingefallenen Wände und Decken, die zerschlagenen Thüren und Fenster, die verwitterten Marmortreppen, und wo sich hier und da die Armut den leeren Raum angeeignet hatte, hingen nun an den großen Fenstern mit den gothischen oder maurischen Bogenverzierungen die Fetzen und Lappen des Elends widerwärtig heraus. Die unzähligen Schaaren der Krüppel und Bettler, welche die Treppen der Kirchen belagern, verleideten ihm die Bewunderung der darin aufgestellten Kunstherrlichkeiten und der Kehricht aus den tausend Häusern und Gondeln ließ ihn in den Kanälen der inneren Stadt nichts weiter als schmutzige Kloaken erkennen. Ueberdies war das Gedränge und Geschrei in den tausendfach gewundenen, engen Straßen und auf den unzähligen Brücken, namentlich in der Gegend der Rialtobrücke, so unerträglich und sinnverwirrend, daß er durchaus ohne Bedauern den Tag herannahen sah, der ihn denselben Weg zurückführen sollte, auf dem er vor beinahe zwei Monaten angelangt war.

Lazzaro gab sich vergeblich alle Mühe, seinen

Patron zu erheitern und zu unterhalten. Er konnte gar nicht begreifen wie dieser so plötzlich alle Lust an Venedig und der schönen Signora Aurora verlieren konnte. Zuletzt war der gute Bursche selbst ganz unwillig und ließ in der Dienstbereitwilligkeit und Pünktlichkeit merklich nach; ja, als er die letzte Fahrt nach dem abgehenden Dampfboote gemacht hatte und das gewichtige Trinkgeld in die Tasche steckte, schien es, als wolle er dem abreisenden Richard in seinem gleichgiltigen Lebewohl die Versicherung geben, daß er ihn in der nächsten Stunde schon gänzlich aus dem Gedächtniß verlieren werde.

Richard hatte es nicht über sich gewinnen können, persönlich bei Aurorens Mutter und dem Fürsten Makonski Abschied zu nehmen. Er gab in einem Billet als Entschuldigungsgrund für dies Versäumniß die Eile bei seiner Abreise an, und schützte vor, daß er auf besonderen Wunsch seines Vaters so schnell als möglich Venedig habe verlassen müssen.

Zweites Kapitel.

Verlassen wir einen Augenblick den Schauplatz dieser Scenen ungeregelter Leidenschaft und daraus entspringender herber, aber heilsamer Täuschung und sehen wir uns nach einigen andern Personen unserer Erzählung um. Ein bedeutungsvolles Ereigniß für die weitere Entwicklung derselben führt uns nach Mainz zurück in das Haus des alten Goldheim, und zwar in das kleine Hinterstübchen, welches dem alten Diener Samuel zur Wohnung angewiesen ist. Reinlich und sorglich hat Mayer Goldheim den Aufenthalt seines Lebensretters einrichten lassen, aber die Nachlässigkeit und der angeborne Hang des Bewohners zu schmutziger Umgebung machte jede Bemühung fruchtlos und zeichnet das kleine Stübchen von allen Räumen des Hauses durch stete Unordnung aus. Samuel selbst liegt krank und abgezehrt auf seinem Bette; ein doppelt widerwärtiger Anblick, da das stechende eingefallene Auge und die schlaffen von niedriger Ausschweifung gefurchten Gesichtszüge mit der stark vortretenden Nase sich in dem schon vom Tode gezeichneten Antlitz abschreckend ausprägen. Vor dem Bette sitzt auf einem Stuhle Mayer Goldheim, schweigend, die Hände in den Schooß gelegt und den Kopf tief auf die Brust

herabgesenkt. Trübe Gedanken lagern auf seiner Stirne, die von Sorgen und Kummer in den letzten Wochen tief gefurcht worden ist. Das unstete Wesen seines einzigen Sohnes entfernt ihn mehr und mehr von diesem, und da er dessen Natur nicht begreifen kann, so hat er die Hoffnung aufgegeben, ihn nach seinem Willen lenken zu wollen. Simon war in der letzten Zeit in eine dumpfe, brütende Schwermuth verfallen. Aus seinen Träumereien weckte ihn mitunter ein sonderbarer Anfall, der plötzlich über ihn kam, die unterdrückte Natur des Künstlers in ihm aufstachelte und ihn zu wilden, regellosen Phantasien an das Instrument trieb, wo er dann das Toben seiner Brust ausstürmte, bis er endlich, in lautes Weinen ausbrechend, Erleichterung zu finden schien.

So vergingen die Tage traurig in dem stillen Hause und nun da der alte Diener zum Sterben kam, saß der gebeugte Mayer Goldheim da und überdachte, was ihm von den Bestrebungen und Hoffnungen seines Lebens übrig geblieben sei. So oft hatte er sich über die Unredlichkeiten und Schelmenstücke des alten Samuel geärgert, aber die lange Reihe der Jahre, in denen dieser, wenn auch ohne eigentliche Theilnahme, der Zeuge seiner Lebensschicksale gewesen, hatte ihm denselben näher gestellt und ließen ihn

dessen Verlust als einen schweren Schlag empfinden. Hatte Samuel doch seine ganze Jugend gekannt, die Entwicklung seines Reichthums mit angesehen, sein Weib begraben helfen, und war immer sorgsam und genau in der Beobachtung der religiösen Vorschriften gewesen. Seit der unglücklichen Veränderung in Simon's Charakter war Samuel dem alten Goldheim fast lieb geworden. In der Abneigung des Sohnes gegen den Diener fand er nur die Abneigung gegen den ganzen Stamm und je schmerzlicher ihm die Gesinnungen des Sohnes wurden, um so näher fühlte er sich dem alten Samuel und um so mehr glaubte er sich verpflichtet, diesen in seinen besondern Schutz zu nehmen.

Der Kranke schien zu schlafen; der pfeifende Ton, den jeder Athemzug bewirkte, kündete das Bedenkliche seines Zustandes an. Schweiß stand auf seiner Stirne und von Zeit zu Zeit wendete er sich unruhig hin und her. Endlich öffnete er langsam die Augen und betrachtete eine Zeit lang die gebeugte Gestalt seines Herrn. Langsam reckte er sich hierauf empor und indem er Goldheim am Aermel zupfte, sagte er mit heiserer Stimme: „Was stiert Ihr so zu Boden, Mayer Goldheim? Grämt Ihr Euch, daß ich sterben geh'?"

Goldheim fuhr fast erschreckt aus seinem Nachdenken auf. „Soll's mich nicht betrüben," sagte er, „daß ich Dich verlieren muß, und mit all' meinem Gelde Dich nicht vom Tod erretten kann, der mir einst mit Gefahr seines Lebens das Dasein erhielt? Die Welt ist mir so schon ein Gräuel und ich komme mir jetzt schon oft darin vor wie ein verlassener, einsamer Fremdling, wie viel leerer wird's um mich sein, wenn Du todt bist."

Ein grinsendes Lächeln verzog das Gesicht des Kranken, er wollte reden, aber ein röchelndes Husten hinderte ihn daran. Als er sich hiervon wieder etwas erholt hatte, begann er:

„Ihr grämt Euch mehr darum wie ich, und wenn ich auch nicht kann sagen, daß ich schon gerne sterb' — ich hätt' noch lange können leben ohne das verdammte Husten — so ist doch mein Verlust nicht groß. Besser ich zuerst als Ihr; was hätt ich zu erwarten gehabt, wenn ich Euch überlebt hätte? Der junge Herr mag mich nicht und hätt mich nach Eurem Tod ohne viel Umstände zum Hause hinaus gejagt."

Ein schwerer Seufzer war Goldheim's Erwiederung auf diese Worte. „Du hast Recht," sagte er nach einer Pause, „er hätte Dir den Platz in seinem

Hause eben so wenig gegönnt, wie er mich in seinem Herzen geduldet hat. Wir sind ihm fremd, und nicht nur fremd, wir sind ihm zu schlecht, eine verhaßte Last, die er nicht los werden kann und deren er sich schämt vor seinen Mitmenschen und vor sich selbst. Ach Samuel, hättest Du mich damals ermorden lassen, als ich in den Händen der Räuber war, Du hättest mir viel Herzeleid erspart in meinem Leben! Wer weiß, ob ich Deinen Liebesdienst nicht noch muß fluchen, den Du mir damals erwiesen hast."

„Und damals konntet Ihr mir doch nicht genug danken, daß es geschehen," entgegnete der kranke Diener, „aber hört, da es nun doch mit mir zu Ende geht, sollt Ihr die Wahrheit erfahren. Euren Dank ließ ich mir gefallen und er hat mir wohlgeschmeckt mein ganzes Leben lang; Euern Fluch will ich nicht haben, am wenigsten unverdient, und träfe er mich auch erst im Grabe. Ich habe Euch damals getäuscht: wie hätte ich elender, einzelner Mensch Euch retten können, da ich selbst vor Angst halb todt war und vier Mann gegen mich. Ihr waret zu leichtgläubig, daß Ihr das so annahmt auf's Wort. Ich war's nicht, der Euch das Leben gerettet hat."

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr beim Anhören dieser Worte den Lippen des alten Goldheim. „Wie?"

rief er, „Du wärst es nicht gewesen? und wer denn? Wer war dabei zugegen und nahm sich des armen Juden an?"

„Bleibt ruhig," versetzte Samuel, „und hört zu. Viel sprechen kann ich doch nicht mehr; so will ich Euch denn sagen, was ich von der Geschichte noch weiß. Wie gesagt, ich war selbst halb todt vor Angst und schrie nur immerfort um Hilfe. Da kam ein großer stattlicher Mann zu Pferde herangesprengt, der sprang ab, hieb die Räuber in die Flucht, lud Euch mit den Sachen aufs Pferd und als wir in der Schenke ankamen, gab er mir noch die fünfzig Gulden zur Zehrung und ritt weiter."

„Also," frug Goldheim mit ängstlicher Stimme und das Wort erstarrte ihm fast auf der Lippe — „also ein Christ war's?"

„Ja, ein Christ und ein recht stattlicher, vornehmer Mann war's, der mir seine gute That damals borgte," entgegnete Samuel. „Nun ich hab damit redlich geschachert und ein gutes Geschäft gemacht. Wollt Ihr's tadeln? Euch konnt's gleich sein, wer Euch gerettet hatte und dem Andern hättet Ihr's doch nicht danken können."

Goldheim hatte die letzten Worte kaum mehr gehört. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne,

ging im Zimmer auf und ab und rief aus: „Also auch das noch! So plump betrogen! Der letzte Mensch, an dem ich hielt, hat mich hintergangen und die Wohlthat, für die ich ihm mit Liebe und Güte dankte, gestohlen von meinem Erzfeind!" So sprechend rang er die Hände, dann blieb er vor dem Bette des Kranken stehen und indem er seine Blicke zornfunkelnd auf diesen richtete, sprach er: „Daß Du es über's Herz bringen konntest, Deinen Wohlthäter Jahre lang zu betrügen, will ich Dir nicht gedenken, daß Du aber in mir Deinen Glaubensgenossen getäuscht und ihn die Hand hast segnen lassen, die ihn gerettet, während er ihr hätte fluchen müssen, wenn er die Wahrheit wußte, das sei Dir niemals vergeben. — Glaubst Du, ich hätte einem Christen mein Leben danken wollen? Alles Elend, das über mich gekommen ist, von jenem Tage an, hast Du verschuldet. Ich Thor, der ich Gott dankte und seinen Fingerzeig in meiner Rettung erkennen wollte und dachte, er hat mich durch die Hand eines seiner treuen Diener gerettet, weil ich seinen Namen heilig hielt und ihn nie vergaß; der ihn pries, da er mein Tagewerk segnete und mich mit Güte überhäufte. Betrug war Alles und eitler Wahn und Täuschung und das Unglück, das mich in meinem

Sohne verfolgt, wächst nur aus der Wurzel Deines Betrugs, wie Unkraut aus der bösen Saat auf dem Felde. Verflucht war mein ganzes Ringen und Streben; denn ein Christ hat mich vom Tode errettet, den mir Gott zugedacht, und Du betrügst mich und nimmst auf Dich den Dank für das verfluchte Geschenk dieses von Gott verlassenen Lebens. Darum ist nun mein Sohn abtrünnig geworden und verläßt den Weg seiner Väter. Hätt ich's doch wissen können, wenn ich die Wahrheit gewußt hätte, daß es zu meinem Verderben ausschlagen mußte. Sie thun uns nichts umsonst, und wenn Sie dem Vater das Leben erhalten, so fordern Sie dafür den Sohn und für den geschenkten Leib des Alten nehmen sie die Seele des Kindes als ihre Beute und lachen dazu und höhnen uns noch aus, daß wir so dumm waren und glaubten, sie schenkten uns was. So hat Dein Betrug alles Unheil herbeigeführt, und nun, da es zu spät ist, nennst Du es ein Geschäft! Du hast gehandelt mit dem Höchsten, was es gibt und das Liebste Deines Wohlthäters verschachert für den Mammon, und Dich von dem Gelde genährt, ohne daß Dir die Speise zu Gift geworden ist. Aber Dich soll jetzt in Deiner letzten Stunde noch treffen der Fluch eines unglücklichen Vaters, den der Herr zur schwe-

ren Prüfung einem Teufel anheimgegeben hat, wie einst Hiob seinen treuen Diener!"

Ein röchelndes konvulsivisches Lachen aus der Brust des Kranken folgte diesem Ausbruche des Zornes. Dann lag der alte Samuel plötzlich still und sein verglastes, gebrochenes Auge stierte dem verzweifelten Goldheim in das zornglühende Gesicht, so daß dieser plötzlich inne hielt. Samuel war todt. Nachdem Goldheim dies bemerkt hatte, verließ er die Kammer. Als ihm auf dem Gange seine alte Haushälterin begegnete, wich sie scheu zurück; denn die Haltung und die ganze Erscheinung des ehrwürdigen Mannes war plötzlich so verändert, daß er um zehn Jahre gealtert schien.

Drittes Kapitel.

Während Richard in Venedig sich aufhielt, war der alte Baron von Neuberg mit Marie nach seinem Gute an der polnischen Grenze abgereist, welches er von seiner verstorbenen Gemahlin geerbt hatte und dessen Mittelpunkt das stattliche Schloß Loczniß bildete.

Auf der Reise dahin erzählte Baron Neuberg seiner Adoptivtochter einen Theil seiner Geschichte,

anknüpfend an den letzten Aufenthalt auf dem Gute, wodurch jene zugleich über ihre Herkunft aufgeklärt wurde.

Der Vater des Barons stand als General in österreichischen Militärdiensten und war nach dem Jahre 1814, als Mainz zur Bundesfestung erklärt wurde, dorthin versetzt worden, wo er dann bis zu seinem Tode verblieb. Die einzige Schwester des Barons, damals fast noch ein Kind, hatte die Eltern bei ihrem Wegzuge nach Mainz begleitet, während er selbst in Wien geblieben war, wo er die Ingenieur-Akademie besuchte. Sein vertrautester Freund, an dem er zur damaligen Zeit mit jugendlicher Schwärmerei hing, war der Sohn aus einer reichen polnischen Fürsten-Familie, Konstantin Mosczynski, der ungefähr in gleichem Alter mit ihm, ebenfalls sich mit brüderlicher Zuneigung an ihn angeschlossen hatte. Durch ihn war von Neuberg in mehre hochgestellte adelige Familien, die den Sommer auf ihren Gütern, den Winter in Wien zu verleben pflegten, eingeführt worden. So kam es auch, daß er seine nachherige Gemahlin, die junge und schöne Gräfin Soltyk kennen lernte, die nach dem Tode ihrer Eltern bei weitläufigen Verwandten lebte, und in ihrer Wahl ganz unabhängig nach eigener Herzensneigung verfahren konnte. Mit der Einwilligung

seiner Eltern gab von Neuberg den Militärdienst auf, um sich mit seiner Geliebten verbinden zu können. Es geschah und die beiden jungen Gatten bezogen Schloß Loczniß, das Heiratsgut der Gräfin. Sechs Jahre hatten sie dann in glücklicher Ehe verlebt, als endlich die lang vergeblich gewünschte Hoffnung auf die Geburt eines Kindes sie auf den Gipfel der Glückseligkeit hob. Aber die Erfüllung dieser höchsten Freude brachte in ihren Folgen für den jungen Gatten das Ende seines Glückes und das größte Leid seines Lebens. Die Geburt Richard's kostete seiner Mutter das Leben. Der trostlose Gatte fand zwar im Anblick seines Kindes so viel Beruhigung, daß sein brennend heißer Schmerz sich in heftige Thränen ergießen konnte, und die Aehnlichkeit des Knäbchens mit der Mutter löste die Qualen der Verlassenheit in stillere Wehmuth auf, aber dennoch fühlte er das Bedürfniß, ein Wesen um sich zu sehen, das mit ihm trauern, mit ihm um die Verstorbene weinen könne. Er hatte von Kindheit an seine einzige Schwester zärtlich geliebt, und bat nun seine Eltern, sie ihm zum Trost und seinem Kinde als mütterliche Pflegerin zu senden. Die Eltern konnten es dem tiefgebeugten Sohne nicht abschlagen, die sehnlich erwartete Schwester traf bald darauf bei ihm ein

und beide schlossen sich in der vereinten Pflege um das Kind immer inniger an einander an.

Nachdem so zwei Jahre vergangen waren, während welcher die Schwester mit treuer Hingebung des Bruders Kummer erleichtert und mit mütterlicher Zärtlichkeit den kleinen Richard gehegt hatte, kam die Zeit, da die seit langer Dauer verbreitete polnische Revolution des Jahres 1830 ausbrach. Familienbeziehungen und nachbarliches Interesse bewirkten, daß die beiden Geschwister mit lebhaftem Interesse den Verlauf der Begebenheiten verfolgten. Abgerechnet davon, daß die ganze Erhebung die Aufmerksamkeit des Barons lebhaft in Anspruch nahm, beschäftigte ihn besonders der Antheil, welchen sein Jugendfreund, der Fürst Mosczynski, dabei hatte. Lebhaft stieg die Zeit in seinem Gedächtniß auf, wo er einst mit diesem geschwärmt hatte für die Wiederbefreiung seiner Nation. Sie waren seitdem in steter Verbindung geblieben und auch jetzt empfing der Baron mitunter Nachrichten von seinem Freunde und dem Verlaufe der Erhebung.

Leider wendete sich das Schicksal der Freiheitskämpfer im Jahre 1831 zum unglücklichen Ausgang. Nachdem Dembinski im Herbste dieses Jahres weichend noch von den Russen einen fürchterlichen Ab-

schied nahm, mußte das edle Heldenvolk den Kampfplatz räumen. Die Führer waren gezwungen, sich heimlich nach dem Auslande zu flüchten, und unter den Flüchtlingen, deren Leben am meisten bedroht war, befand sich auch der Fürst Moszczynski. Er eilte zuerst nach Schloß Locznitz zu seinem Freunde und ward dort mit derjenigen Begeisterung empfangen, die dem wahren Helden überall entgegen kommt. Mehrere Wochen hielt ihn sein Freund versteckt und kaum die vertrautesten Diener des Hauses wußten von der Anwesenheit des geheimnißvollen Gastes. Da nun entspann sich aus dem andauernden Verkehr und der daraus erwachsenden Kenntniß des beiderseitigen Werthes zwischen des Barons Schwester und dem edlen jungen Flüchtling eine Neigung, die anwachsend zur innigen Liebe ward. Alle weiteren Umstände: das Mitgefühl an dem Seelenleiden des für die unglückliche Sache seines Volkes begeisterten Fürsten, die Hoffnungslosigkeit des gegenseitigen Verhältnisses, das trauliche Beisammensein auf dem einsamen Schlosse, verstärkten die Empfindung und mußten der Leidenschaft das Gepräge des reinsten Vertrauens geben.

Endlich wurde es unmöglich für den Fürsten, sich länger verborgen zu halten. Er gehörte zu den

bekanntesten Trägern der Revolution und man begann dem Verlaufe seiner Flucht sorgfältig nachzuspüren. Eine schleunige heimliche Flucht in der einfachsten Verkleidung konnte ihn allein retten und die Trennung war unvermeidlich. Die Szenen des Abschieds zwischen den Geliebten waren herzzerreißend und nur das Gefühl, daß die Schwester dem Bruder unentbehrlich war, gab ihr in den härtesten Augenblicken einigen Trost und erhielt sie vor Verzweiflung. Der Fürst mußte in stiller Nacht heimlich sich entfernen. Seine Flucht schien gelungen und mit bangem Herzklopfen warteten von Tag zu Tag die Zurückgebliebenen auf Nachricht von ihm. Als die Nachricht endlich kam, war es die schrecklichste, die sie fürchten konnten. Der Fürst war entdeckt, ausgeliefert und nach Sibirien transportirt worden. Als der Baron und seine Schwester die schreckliche Gewißheit von dem traurigen Schicksale ihres Freundes erhielten, fühlte letztere bereits, daß sie Mutter werden würde. Ihre Verzweiflung war grenzenlos und wieder war es nur der Hinblick auf ihren Bruder und seinen Sohn Richard, was sie am Leben erhielt. Sie betrachtete sich hinfort als die Wittwe des Fürsten und fühlte sich damit in ihrer Liebe frei von jedem Vorwurf, ja sie war stolz darauf, ein Pfand derselben zu besitzen

und der Gedanke, ein lebendes Vermächtniß des Geliebten an's Herz drücken zu können, durchschauerte sie oft mit unnennbar süßer Wehmuth.

Zu dieser Zeit starb der noch immer in Mainz stationirte Vater des Barons, und letzterer sah sich gezwungen mit der Schwester und dem kleinen Richard, dem Wunsche der Mutter gemäß, dahin zu eilen.

Es war unmöglich vor den Augen der strengen Mutter den Zustand der Tochter zu verbergen. Hart und lieblos, wie die alte Baronin von je gewesen, war sie unzugänglich für die Vorstellungen des Sohnes, für die Bitten und Leiden der Tochter. Der Baron hatte, um die alternde Mutter nicht mehr ganz verlassen zu müssen, Schloß Locznitz einem Verwalter übergeben und sich ein Gut am Ufer des Rheines nahe bei Mainz gekauft. Aber die unerbittliche Härte der alten Baronin ließ es zu keinem Einverständniß in der Familie mehr kommen. Die Niederkunft ihrer Tochter mußte auf das sorgfältigste verheimlicht und das Kind entfernt werden, und da der edeldenkende Sohn dem Ansinnen seiner Mutter, sich ganz von der Schwester zu trennen, nicht nachkommen wollte, so weigerte sich die alte Baronin sogar mit ihm vereint zu leben und blieb

abgesondert von ihren Kindern allein in Mainz zurück. Ja, auch nach dem bald darauf erfolgten Tode ihrer unglücklichen Tochter, an dem sie selbst die größte Schuld trug, vermied sie mit unnachgiebigem Starrsinn des Sohnes Schwelle. Nur mit ihrem Enkel Richard unterhielt sie fortdauernde Verbindung.

Diese Mittheilung hatte in Mariens sanftem Herzen das Gefühl der innigsten kindlichen Liebe zu dem Baron verstärkt. Er war der Jugendfreund ihres Vaters, der einzige Schutz und Trost ihrer unglücklichen Mutter gewesen und hatte sie selbst nun, als sie nahe daran war, in Verzweiflung und Elend unterzugehen, aufs Neue dem Leben wiedergeschenkt.

Wenn das weibliche Herz jede Lebenshoffnung sinken sieht, hängt es sich mit letzter Anstrengung da fest, wo es fühlt, daß es noch Liebe geben und durch seine Liebe, wenn auch nicht beglücken, so doch wohlthun darf. Denn wie der Mann bei jedem schweren Schicksal in Thaten seinen Trost findet, so heftet das Weib in der Nacht der Verzweiflung an den kleinsten Schimmer der Liebe sein Auge und blickt umher, wo sie trösten, pflegen und erheben kann. Marie fühlte sich noch nicht ganz an Trost verarmt, als sie mit jedem Tage mehr einsehen lernte, welchen Werth ihr Dasein für den väterlichen Beschützer

hatte. Sie gelobte sich, ihm jeden Wunsch zu erfüllen und ihr Glück für die Zukunft einzig in seiner Zufriedenheit zu suchen.

Nach zwanzig Jahren Abwesenheit traf nun der Baron zum ersten Male wieder auf Schloß Locznitz ein. Der größte Theil der Dienerschaft war indeß neu hinzugekommen und nur wenige der älteren erinnerten sich an die Ereignisse früherer Zeiten. Sie wußten nur, daß der Baron einen Sohn habe und betrachteten Marie daher als die Verlobte desselben.

Die seither unbewohnten Herrschaftszimmer, die bis dahin verschlossen waren, da man sie nur von Zeit zu Zeit ausgelüftet hatte, wurden zum Empfang der Ankömmlinge bereitet und boten bald ein behagliches Bild mittelalterlicher Einrichtung dar.

Marie machte sich gleich nach ihrer Ankunft viel zu schaffen, um für den herannahenden Winter alles recht wohnlich herzurichten. Die Abgelegenheit des Schlosses schien ihr ganz besonders zu behagen und da der alte Baron Sorge dafür trug, daß die reichhaltige Bibliothek mit neueren Werken versehen wurde, so fürchtete sie nicht, sich vereinsamt zu fühlen, ja sie sah im Gegentheil freudig dem Kürzerwerden der Tage entgegen.

Es wäre wunderbar, hätte sich in einem abge-

legenen Dorfe, dessen Mittelpunkt ein großes Schloß ist, mit langen Gängen, vielen Thüren und ernsthaften Ahnenbildern, der Glaube an Spukgeschichten nicht gebildet; zumal wenn dieses Schloß für eine lange Reihe von Jahren zum Theil unbewohnt geblieben ist. Es darf uns daher nicht wundern, daß auch in Loczniß mancherlei Gerüchte im Umlauf waren, die von gewissen abgelegenen Gängen des Schlosses seltsame Spukgeschichten berichteten. Auch dem Baron und Marien war bereits davon erzählt worden und ersterer hatte lächelnd die Bemerkung gemacht, daß das Nichtvorhandensein solcher Gerüchte unter den abwaltenden Umständen der sicherste Beweis für das Erscheinen eines ganz fremden Geistes im Dorfe gewesen wäre. Auf Marie hatten die abenteuerlichen Erzählungen keinen weiteren Eindruck hinterlassen, als daß sie lebhaft an dieselben erinnert wurde, wenn sie einmal des Abends in jenen entlegenen Gängen sich befand, und daß sie dann bei zufälligem Geräusch wohl etwas mehr als es sonst der Fall gewesen wäre erschrack und, ohne es selbst zu wollen, ihre Schritte beschleunigte.

Der Hauptschauplatz aller gespensterhaften Begebenheiten, die bis jetzt nur in gewaltigen Schlägen an die Thüren, in schleppenden schweren Fußtritten,

ängstlichem Stöhnen, Kettengerassel und dergleichen bestanden hatten, war ein langer schmaler Gang im Schlosse, in welchen die Thüren einer ganzen Reihe von kleineren Zimmern mündeten, die während der Zeit der Abwesenheit der Herrschaft gänzlich leer gestanden hatten, nun aber zum Schrecken der Dienstleute zu Gesindewohnungen benutzt werden sollten.

Marie hatte sich noch wenig in diesen Zimmern umgesehen. Endlich entschloß sie sich dazu und inspizirte eines Nachmittags die verrufenen Gemächer. Sie beschäftigte sich zuerst damit, einer sie begleitenden Dienerin ihre Pläne in Bezug auf die Verwendung der Zimmer mitzutheilen und ehe sie in ihrem Eifer daran dachte, war die Dämmerung bereits eingebrochen. Sie beschloß daher ihre Beschäftigung für diesen Tag zu beenden, schickte die Dienerin fort und setzte sich noch einen Augenblick an ein Fenster des Zimmers, in dem sie sich eben befand, um die einsame Gegend umher zu betrachten. Das melancholische Düster des trüben Herbstabends war nicht geeignet, heitere Gedanken in ihr zu erwecken und sie versank in traurige Erinnerungen. Bald erhob sie sich jedoch und eilte das Zimmer zu verlassen.

Als sie die Thüre öffnete, erschrack sie fast über die Dunkelheit, die sich bereits auf dem langen Gange

verbreitet hatte. Rasch ging sie einige Schritte vorwärts, aber wie gelähmt blieb sie plötzlich stehen, denn es war ihr, als vernehme sie ganz deutlich ein nicht sehr entferntes unheimliches Geräusch. Sie preßte die Hand fest auf das pochende Herz und hielt unwillkührlich lauschend plötzlich den Athem ein. Sie hatte sich nicht getäuscht. Immer näher hörte sie das räthselhafte Geräusch, das einem schleppenden, schwerfälligen Gange glich. Sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr. Ohne in der Aufregung recht zu wissen, nach welcher Seite hin sie ihre Schritte lenkte, suchte sie zu entfliehen, kam aber dem unerklärlichen Schlürfen nur näher, und jetzt schien es ihr gar, als vernehme sie ein unterdrücktes tiefes Stöhnen. Ihre Angst stieg auf's höchste. Sie sah sich um, erkannte an ihrer Seite eine Thüre, eilte auf dieselbe zu, öffnete sie, trat durch dieselbe ein, und hielt sie hinter sich mit beiden Händen zu. Aber ihre Furcht wuchs zum höchsten Entsetzen, als sie die beängstigenden Schritte von draußen sich nahen hörte und endlich bemerkte, daß die Thüre ihres Zufluchtsortes von außen geöffnet werden sollte. Einen Augenblick noch vermochte sie es, der eindringenden Gewalt zu widerstehen; ihre Einbildungskraft erhöhte jedoch den grauenhaften Eindruck des Augenblicks so

sehr, daß sie ihre Kräfte plötzlich schwinden fühlte. Die Thüre wich, sie taumelte einige Schrite zurück und sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden.

Als Marie wieder erwachte, glaubte sie zu träumen, so abenteuerlich war die Umgebung, in der sie sich sah. Sie lag auf dem Boden des Zimmers und an ihrer Seite saß oder kauerte vielmehr eine seltsame Erscheinung, die eine kleine Laterne in der Hand hielt und ihr in das Gesicht leuchtete. Sie wagte kaum sich zu rühren und betrachtete angstvoll das starre Gesicht des sie beobachtenden Wesens. Bald aber, nachdem ihre aufgeregten Sinne etwas herabgestimmt waren, erschien ihr dieses Gesicht nicht ganz unbekannt und sie entdeckte endlich, daß das Gespenst, vor dem sie geflohen, einfach der Narr des Dorfes war, der, wie es auf dem Lande häufig ist, seiner Mißgestalt und seiner gutmüthigen Narrheit wegen das Spielzeug der Dorfjugend und der Gegenstand der kärglichen Wohlthätigkeit der Bewohner der Umgegend war.

So ungefährlich solche Menschen erscheinen, wenn sie sich bei Tage auf belebten Wegen zeigen, so unheimlich wirkte in diesem Augenblicke der Anblick des koboldartigen Geschöpfes auf Marie und ein Schauder überlief sie, als sie seinen stieren Blick auf sich ru-

hen fühlte. Kaum bemerkte jedoch der Kleine, daß sie die Augen aufschlug, als er sie gutmüthig anlächelte, sein Licht auf den Boden stellte und nach einer Ecke des Zimmers lief, von wo er Brod und andere Eßwaaren herbeiholte, die er vor ihr niederlegte. Aus diesen Zeichen nahm Marie ab, daß er nichts Böses im Sinne habe, sie erhob sich daher und wollte eilig das Zimmer wieder verlassen. Aber der Kleine sprang ihr nach, faßte sie am Kleide und suchte sie durch unartikulirte Töne, Winke und Geberden aufzuhalten. Da ihre Furcht fast gänzlich vergangen war, so fing sie nun an sich etwas genauer in dem Raume umzusehen, wo sie sich befand.

Da sah sie denn, daß der ausgestoßene Krüppel während der Abwesenheit der Herrschaft dies kleine Zimmer zu seiner Behausung seltsam eingerichtet hatte. Die Bewohner des Dorfes dachten nicht anders, als daß er auf einem der Gänge des Schlosses die Nächte zubrachte und da eine Hinterthüre ihn stets unbemerkt in diesen Theil des Gebäudes gelangen ließ, so war man bis jetzt noch gar nicht aufmerksam auf sein Treiben daselbst geworden. Marie bemerkte gar bald, daß das Zimmer nicht nur seine Wohnung, sondern auch seine Schatzkammer war, wo er außer

alten Kleidungsstücken, die man ihm geschenkt, eine Menge verschiedener Gegenstände aller Art, die er in den Winkeln des Schlosses aufgefunden haben mußte, umher aufgestellt hatte. Die ganze Einrichtung des Zimmers war somit sein eigenes Werk. Ängstlich folgte er Mariens forschenden Blicken. Er deutete auf jeden einzelnen Gegenstand, auf die alten Lappen und Decken, aus denen er sein Lager bereitet hatte, auf den zerbrochenen Stuhl, den er so gut als möglich zusammengefügt, die zerrissenen Bilder, die er mit Stecknadeln an die Wand gesteckt hatte und ein rührender Ausdruck der innigsten Freude belebte seine mißgeformten Züge. Einen besondern Wunsch schien der arme Zwerg zu haben, denn er bemühte sich auf alle Art, Marien etwas klar zu machen. Endlich gelang es ihm, nach vielen Anstrengungen und zehnfacher Wiederholung, die Worte: „Nicht fortjagen" hervorzubringen.

Marie verstand ihn; er befürchtete, daß die Ankunft der Herrschaft ihn aus seinem Asyl vertreiben und sein geheimnißvoll gehegtes Glück zerstören werde. Sie fühlte das tiefste Mitleid mit dem armen, von Gott und der Welt verstoßenen Menschen und kaum hatte sie seine Bitte verstanden, als sie ihm lebhaft zunickte und ihm versprach, daß Niemand ihn im

Besitz seiner Herrlichkeiten stören und ihm das Bewohnen des Zimmers streitig machen sollte.

Der Kleine drückte seine Freude in einer zwar rührenden, aber doch höchst komischen Weise durch gurgelnde Freudenlaute aus, eilte dann zu seinen aufgespeicherten Schätzen und schien etwas als Dankgeschenk dort auszusuchen. Plötzlich griff er hastig nach einem Gegenstand, erfaßte ihn, eilte damit zu seiner Beschützerin und drängte sie mit bittenden Blicken, den Beweis seiner Erkenntlichkeit anzunehmen.

Es war ein plump gearbeiteter alter Ring von falschem Metalle mit unächten Steinen besetzt, den er sich bemühte seiner Wohlthäterin an den Finger zu stecken. Marie ließ es lächelnd geschehen und beeilte sich darauf, den Ort ihres seltsamen Abenteuers zu verlassen und zu ihrem Pflegevater zu gelangen, um ihm die Bitte des armen Dorfnarren vorzutragen.

Baron von Neuberg hatte sich über das lange Ausbleiben Mariens bereits gewundert und zu ängstigen angefangen. Er wollte eben Erkundigungen nach ihr einziehen, als sie zu ihm in das Zimmer trat und ihm das gehabte Abenteuer mittheilte. Zuletzt zeigte sie ihm den Ring. Der Baron be-

trachtete ihn eine Zeit lang sinnend, als erwecke er halbvergessene Zeiten in ihm, und sagte dann:

„Wie seltsam! Ich erkenne diesen Ring als ein Erinnerungszeichen aus der glücklichen Zeit der ersten Jahre meiner Ehe. An ihm habe ich damals meinen ersten Orden verdient."

„Wie ist das zu verstehen?" frug Marie und der Baron erzählte:

„Ich kam einmal von einem mehrtägigen Besuche bei Deinem Vater, dem Fürsten Moszczynski, nach Hause zurück, und beeilte mich bei meiner geliebten Frau noch spät am Abend einzutreffen. Nahe der Grenze mußte ich einen dichten Wald passiren. Plötzlich vernahm ich ein erbärmliches Hilfegeschrei und als ich näher kam, sah ich, wie einige Räuber einen Handelsjuden überfallen hatten und ausplünderten. Dieser selbst lag blutend und besinnungslos am Boden. Sein Diener, auf den die Räuber weiter nicht achteten, stand schlotternd an allen Gliedern dabei und unterhielt ein fortwährendes Zettergeschrei nach Hilfe. Ich eilte hinzu, jagte mit ein paar guten Hieben die Räuber fort, brachte den Bewußtlosen mit seinem noch immer laut jammernden Burschen bis vor das nächste Wirthshaus, schenkte letzterem dort noch etwa hundert Gulden, die ich von

der Reise übrig hatte und zog dann weiter. Da indessen Abenteuer in unserer Zeit eine Seltenheit geworden sind und die ganze Geschichte mir Spaß gemacht hatte, so wollte ich gerne ein Andenken daran haben. Ich nahm also diesen werthlosen Ring mit falschen Steinen, den der Jude am Finger trug, zu mir, und nannte denselben bei meiner Zuhausekunft scherzend: meinen ersten Orden."

„Wie viel mehr Werth hat also dieser Ring als tausend andere, die echt und kostbar sind!" bemerkte Marie. „Der arme Verrückte, der ihn mir gab, konnte nicht ahnen, welche Erinnerungen sich an diesen Schatz knüpfen und wie groß meine Freude an seinem Geschenke werden würde. Aber dafür müssen sie ihm nun auch die Bitte erfüllen, für deren Gewährung ich mich verbürgte, und ich werde ihn als meinen Schützling betrachten, für den zu sorgen ich nie vergessen will, denn er bewahrte das Gedächtniß einer edlen That und soll mir darum stets geheiligt sein."

Der Baron gab seine Einwilligung und von diesem Augenblicke an war Marie die Beschützerin des Dorfnarren.

Viertes Kapitel.

Unterdessen nahte die Zeit heran, die Richard zu seiner Ankunft nach Schloß Locznitz bestimmt hatte. Sein Vater hatte es Marien bereits mehrmals nicht undeutlich bemerklich gemacht, daß seine Wünsche darauf abzielten, aus ihr und Richard ein Paar zu machen. Er hatte das größte Zutrauen zu des Mädchens klarem und gereiftem Wesen nnd verhehlte es ihr nicht, wie Richard's Gemüthsrichtung ihn wünschen lasse, daß derselbe sich früh eine Lebensgefährtin wähle, deren Charakterfestigkeit vortheilhaft auf sein Wesen zu wirken vermöge. Er wußte, daß der junge Mann das beste Herz besaß, aber dabei eines Haltes bedurfte, den er nirgends besser finden könne, als in der Liebe zu einer edlen Gattin.

Marie war mehrmals den Andeutungen des Barons ausgewichen, doch versicherte sie ihn dabei stets, daß sie keinen andern Zweck für ihr Leben kennen wolle, als sich der Sorge für ihn zu weihen.

„Und wenn ich einmal nicht mehr bin?“ hatte ihr der Baron einmal darauf erwiedert; „dann stehst Du allein und der eigentliche Zweck Deines Lebens wird doch für Dich ein verlorner sein. Doppelt unruhig werde ich dann aus der Welt gehen müssen,

während es in Deiner Hand gelegen hatte, mich vollkommen zu beruhigen."

Diesem Einwande konnte die gute Marie zuletzt nichts anderes mehr entgegen setzen, als das Geständniß ihrer Liebe zu Otto.

Der Baron hörte ihr theilnehmend zu und als sie geendet hatte, küßte er ihr bewegt die Stirne. „Armes Kind," sagte er, „so hast auch Du es schon erfahren, wie die äußere Geltung die edelsten Gefühle untergräbt! Weil Du arm, eine elternlose Waise warst, wurde Deine Liebe mißachtet, während eben sie allein doch wahren Anspruch auf erwiedernde Treue hatte. Aber," fuhr er fort, „diese bittre Erfahrung darf nicht alle Blüthen Deines Lebens getödtet haben; wo wäre sonst Gerechtigkeit auf Erden? Sie wird in ihren Folgen zum Segen für Dich werden und gerade der Umstand, daß auch Richard, ehe wir hier herzogen, ein Verhältniß angeknüpft hatte, das aus den entgegengesetzten Gründen erfolglos war, und von mir absichtlich unterbrochen wurde, wird Euch Beide ruhiger und darum inniger an einander ketten. Ihm spiegelte man Liebe vor, weil sein Stand, sein Name und sein Reichthum ihn zu einer begehrenswerthen Partie machten, aber der erste Versuch auf das Herz des Mädchens, die er

gewählt, scheiterte, denn da sie nicht einmal im Stande war ihre Ansichten von öffentlichen Verhältnissen den seinen unterzuordnen, wie viel weniger würde es ihr möglich gewesen sein, ihn durch weiblich hingebende und aufopfernde Liebe glücklich zu machen!"

Nach Mariens Mittheilung hoffte der Baron um so sicherer, daß sein Plan mit Richard und ihr dennoch in Erfüllung gehen werde, wenn sie nur erst von den Folgen ihrer Erfahrung geheilt sei. Er berührte deshalb diesen Gegenstand einstweilen nicht weiter und vertraute auf die Einwirkung der Zeit und des längeren Zusammenlebens nach Richard's Ankunft.

Richard traf bald darauf ein und alle drei freuten sich herzlich der Wiedervereinigung. Die Erlebnisse in Venedig hatten den jungen Mann um vieles ernster gemacht und die Veränderung seines Wesens wurde seinem Vater sogleich bemerklich.

Bald hatte sich Richard in der neuen Behausung zurecht gefunden und nachdem die ersten Tage seines Aufenthalts unter gegenseitigem Austausch der gewöhnlichen Erlebnisse hingegangen waren, ging er fleißig mit seinem Vater auf die Jagd.

Die rüstige Bewegung in der freien Luft sagte



dem jungen Mann ausnehmend zu und tilgte bald die Spuren des erschlaffenden Aufenthalts in Venedig vollständig in seinem Gemüthe aus. Wenn er so lauernd auf dem Anstand lag und die weißbeschneite Fläche übersah, so kam ihm oft das Getändel mit der schönen italienischen Sirene wie ein häßlicher Fleck in seinem Leben vor. Das Gefühl der Reue trieb ihm dann oftmals das Blut heiß nach dem Kopfe und wenn die kalte Dezemberluft ihn wieder erfrischte, wurde er wohlthuend daran erinnert, daß er nun zwar in einem weniger milden Klima, aber unter andern, bessern Menschen sei.

Wenn Vater und Sohn mit einander ausgezogen waren und Abends heimkehrten von der Jagd, so erwartete sie Marie mit häuslicher Sorglichkeit und die Stunden am Kamin dehnten sich in traulichen Gesprächen oft bis in die Nacht hinein aus.

Schon hatte der alte Baron auch bei Richard mehrmals darauf hingedeutet, wie er wünsche, daß dieser Gut und Schloß Locznitz selbst verwalten möge, und Richard fand sich gar nicht abgeneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Als der Vater aber darauf anspielte, daß es dann aus mehren Gründen nöthig sei, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, sprach sich

Richard oft in bitterer und abwehrender Weise über die Frauen aus.

Erstaunt hörte ihm sein Vater zu. Dann aber, des Sohnes Stimmung wohl erkennend, sprach er lange im ernsten Tone zu ihm.

„Man ist so leicht geneigt," sagte er, „eigene Fehler auf fremde Rechnung zu schreiben, und darum gibt ein Mann, der den Werth der Frauen nicht achtet, gewöhnlich das Zeugniß seines eigenen Unwerthes ab. Entweder hat er sich ihnen gegenüber schwach oder ehrlos gezeigt, und rechnet denselben dann seine Fehler und obendrein die Beschämung an, welche er sich selbst bereitete. Das liebende Weib ist dem Manne folgsam nach dem Gesetze der Natur; der liebende Mann aber, der das Weib achtet, wird es in Achtung leiten und was beim Weibe mit der Liebe zu entschuldigen ist, wird beim Manne zum Verbrechen an derselben. So lange das Weib nicht befangen ist von Liebe, besitzt sie eine moralische Kraft, die so mächtig ist, daß sie die heftigste Leidenschaft zu bezwingen vermag und darum ist ein Weib, die sich dieser Kraft begibt und ohne Liebe sich der Begierde überläßt, allerdings verächtlich, während sie, wenn sie in der Hingebung der Liebe fehlt, nur dem befangenen Blicke verdammenswerth erscheinen kann.

Deine Erfahrungen in Bezug auf die Frauen, so weit ich dieselben kenne, waren eines Mannes nicht ganz würdig, und dein übereiltes Verhältniß zu der jungen Kaufmannstochter entstand lediglich aus der Unreife und Unselbstständigkeit Deines Gemüths. — Du sahst Dich durch die überlegene Willenskraft des Mädchens gefesselt und hieltst dieß Gefühl für Liebe. Wahre Liebe hast Du noch nicht kennen gelernt, weil Du Dich noch nicht vollständig als Mann empfunden hast. Wenn Du also in der Schlinge irgend einer Buhlerin neue Erfahrungen gesammelt hast, so sind auch sie jedenfalls wiederum nur das Ergebniß Deiner mangelhaften Selbsterkenntniß. Die Liebe eines echt weiblichen Herzens ist eine Ahnung, eine unbestimmte Sehnsucht, die erst dann in voller Stärke erwacht, wenn das Geständniß der Gegenliebe gleich dem erweckenden Sonnenstrahl sie trifft."

„Wohl muß es ein beseligendes Bewußtsein sein, selbst das Gefühl wachgerufen zu haben, das uns die höchste Wonne gibt, sich als das Vortrefflichste mit vollem Vertrauen betrachtet zu sehen von dem Wesen, das man selbst wieder für das anbetungswürdigste hält!" entgegnete gedankenvoll Richard.

„Aber um dies Gefühl kennen zu lernen," versetzte der Baron, „muß man eben nicht der Lockung

des Augenblickes folgen, nicht von Nebendingen und äußern täuschenden Eigenschaften sich verblenden lassen, sondern Verständniß suchen in dem, was den einzelnen Menschen erhebt über das Gewöhnliche; man muß sich gegenseitig begreifen in den edelsten Bedürfnissen und mit einander Einem Ziele zustreben, das hinausgeht über das endliche Dasein des Einzelwesens. Wie aber konntest Du glauben, daß wahre Liebe entstehen könne, wo die ersten Bedingungen eines glücklichen ehelichen Verhältnisses nicht erfüllt werden sollten? — Beim Eintritt in das Haus Schaller's überzeugte mich der erste Blick, daß ich eine jener Familien kennen lernen würde, die den Prinzipien der modernen Weltanschauungen huldigen, jenen Prinzipien, die gerade bei der Erziehung der Frauen die ahnungsvolle Schüchternheit echt deutscher Gemüthstiefe gefährden, und das Weib entweder in eine Bahn treiben, die es an der Erfüllung seines eigentlichen Zweckes hindert, oder mindestens den jungfräulichen Duft der Seele, diese schönste Zierde irdischer Schöpfung, frühzeitig verzehrt. Weit entfernt davon, Dein Schicksal und das des Mädchens von der Meinungsverschiedenheit der Eltern abhängig machen zu wollen, hielt ich es für meine Pflicht, als Vater zu prüfen, wie weit jene falsche

Selbstständigkeit schon über die Liebe, das eigentlich Höchste im Herzen des Weibes, bei Luise gesiegt habe. Ich würde ohne diesen Zweck jenen Streit nicht hervorgerufen haben; denn ich kannte im Voraus den wunden Fleck aller Neuerungssüchtigen, die da in Jedem einen Gegner erblicken wollen, der nicht gleich ihnen Tisch und Bänke zertrümmert, und die nur dem ihre Achtung zuwenden, der noch weiter geht als sie, als ob die äußerste Spitze allein heilbringend sei! Ich kannte Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Dir all' dieses entgehen würde, und wählte deshalb das einzige Mittel des schroffsten Entgegentretens, um das Mädchen selbst zum entscheidenden Schritte zu veranlassen.“ —

„Ich bin Ihnen den größten Dank schuldig, mein Vater,“ erwiederte Richard, „und wenn ich es auch noch immer nicht ganz einsehen kann, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß Sie mich von einem übereilten Schritte zurückhielten, der mich vielleicht für die Dauer meines Lebens unglücklich gemacht haben würde. Ich habe es neuerdings wieder einsehen gelernt, daß ich noch nicht im Stande bin, mein Schicksal selbst glücklich zu gestalten. Ihre große Fürsorge hat mich bisher nicht dazu kommen lassen, meine Kräfte zu entfalten und ich muß es für

ein Glück ansehen, daß Ich mich noch immer auf Ihre väterliche Liebe verlassen kann. Nehmen Sie denn das feste Versprechen hin, daß ich in allen wichtigen Schritten meines Lebens Ihrem Rathe folgen und ohne ihn keinen entscheidenden Entschluß fassen werde."

Der alte Baron erkannte die günstige Gelegenheit, seinen Plan zu verfolgen.

„Wohlan, mein Sohn," sprach er, so will ich Dich denn einmal auf ein Wesen, das ich Deiner Liebe würdig halte, aufmerksam machen. Hast Du noch nicht daran gedacht, daß Marie ein treues, liebevolles und aufopferungsfähiges Weib werden würde?"

„O gewiß, das würde sie," rief Richard aus.

„Und glaubst Du nicht," fuhr der Vater fort, „daß die Achtung, die Du ihren vortrefflichen Eigenschaften zollst, zur Liebe werden könne? Mein sehnlichster Wunsch ist, Euch Beide mit einander glücklich zu sehen, als die Besitzer dieses Gutes, das einst auch der Schauplatz meines Glückes war. Suche Mariens Neigung zu erringen, werde ihrer würdig, und Du wirst uns Alle zufrieden machen können."

Richard war von seines Vaters Vorschlag überrascht, aber sein Wesen war so biegsam, daß der

ausgestreute Samen nicht ganz auf unfruchtbares Erdreich fiel.

Baron von Neuberg, wie die meisten österreichischen Edelleute, gehörte dem katholischen Glauben an, ebenso seine Gattin und Mariens Vater. Der alte Baron beschloß daher, die zur Verbindung Richard's mit Marien nöthige Dispensation, sobald letztere ihre Zustimmung zur Verlobung gegeben habe, selbst in Rom nachzusuchen, dort die Vermählung zu feiern, und somit beim ersten Beginn des Frührjahrs die Reise nach Italien zu unternehmen.

Marie war indessen nicht nur der angebetete Liebling der Untergebenen des Barons, sondern auch bei Bekannten und Nachbarn ein gern gesehener und lieber Besuch geworden. Sie hatte sich ein Geschäft daraus gemacht, die Frauen der Dienstleute aufzusuchen, sich mit ihnen zu unterhalten und sie mancherlei Vortheile zu lehren. Die freundliche, offene und theilnehmende Art, wie sie sich einzuführen wußte, der milde liebliche Ausdruck ihrer schönen Erscheinung wirkten so einnehmend und Zutrauen erweckend, daß Niemand sich scheute, ihr seine Noth zu klagen oder sein Anliegen mitzutheilen, und schon ihre bloßen Worte wirkten dann ermuthigend und tröstend. Sie brachte manche Verbesserungen in die Haushal-

tungen und erstreckte vorzugsweise ihre Sorge auch auf die Kinder, deren Erziehung in der dortigen Gegend sehr vernachläßigt wurde.

Sie galt dabei nach wie vor für Richard's Verlobte und so oft sie an diese Annahme gemahnt wurde, trieb es ihr, seitdem sie des alten Barons Wunsch kannte, das Blut aus den Wangen. Sie zwang sich selbst nach und nach zu dem Gedanken, daß dieser Plan in der That für Richard heilbringend und eine Wohlthat sei. Über den Verlauf seines Liebesabenteuers in Venedig hatte sie nichts weiteres erfahren. Da sie die wahre Lage der Sache nicht ahnen konnte, war sie viel zu zartfühlend, um eine Frage darüber an ihn zu richten. So reifte in ihr nach und nach der Entschluß, sich dem Wunsche des Barons, wenn er ihre Hand für Richard verlangen sollte, nicht zu widersetzen.

Richard hatte sein Betragen gegen Marie wesentlich geändert. Er war zwar früher nicht weniger aufmerksam gewesen als jetzt, aber seine Aufmerksamkeit trug nun mehr das Gepräge stiller Ergebenheit. Dabei beobachtete er sie in allen ihren kleinen häuslichen Verrichtungen, und mußte sich gestehen, daß sie allem, was sie that, einen anmuthigen Reiz beizumischen wußte. Seine Empfindung ihr ge-

genüber erschien ihm jedoch ohnehin so innig und befriedigend, daß er gar nicht des Bedürfniß fühlen konnte ihr Verhältniß zu ändern.

Fünftes Kapitel.

Schon zeigten sich die Vorboten der großen geschichtlichen Ereignisse von 1848. Der verunglückte polnische Aufstand unter Mieroslawski war vorüber, dieser selbst zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänlicher Gefangenschaft begnadigt worden. Zwei andere Haupturheber, Th. Wisniowski und Joh. Kapuscinski, waren in Lemberg hingerichtet worden, wobei die Frauen der Stadt ihre Theilnahme an dem Schicksale dieser Unglücklichen dadurch kund gaben, daß sie deren letzten Weg mit Blumen bestreuten. In Italien war der Krieg zwischen den einzelnen Staaten unter einander und gegen Oesterreich vollständig zum Ausbruche reif; in Frankreich gaben die Verbrechen in den höheren Schichten der Gesellschaft das Zeugniß für die allgemeine Verdorbenheit und Rohheit der Zustände, während die Stellung des loyalen Liberalismus dem bürgerlichen Königthum gegenüber eine immer gespanntere wurde. Die Füh-

rer der religiös-liberalen Bewegungen in Deutschland warfen sich auch zu Trägern der politischen Bewegung auf und traten überall rückhaltlos hervor. So nahte das Ende des Jahres 1847 heran.

Als der Weihnachtabend herangekommen war, ging Marie mit der alten Wirthschafterin, die ihr bereits auf Tod und Leben zugethan war, an die Zurüstung des Festes und freute sich kindlich darüber, daß sie gerade an diesem Abende die so lange abwesende weibliche Sorgfalt in die Familie zurückführen durfte.

Zuerst ordnete sie die Geschenke, die sie für Richard und den Vater in den stillen Abendstunden gearbeitet hatte, und brannte hierauf die Lichter des Weihnachtsbaumes an. Die alten Ahnenbilder sahen wie verwundert aus ihren dunklen Rahmen auf das Treiben des lieblichen Mädchens, und die dunklen, langen Schatten des Baumes fielen bei der grellen Beleuchtung riesenhaft auf Wand und Decke. Als alle Lichter angezündet waren, klingelte Marie, die alte Wirthschafterin öffnete die großen Flügelthüren und die beiden Herren durften eintreten.

Wie freudig leuchtete Mariens Auge, als der alte Baron sie gerührt in die Arme schloß und dankend ihre Stirne küßte! Richard hätte gleich den

Bräutigamskuß auf Mariens Lippen drücken mögen so liebenswerth, gut und schön erschien sie ihm in diesem Augenblicke.

Nachdem nun Marie die beiden Herren zu den Geschenken geführt und ihnen mit kindlicher Freude alles beschrieben und erklärt hatte, lehnte sie sich an den Arm des alten Barons und schaute hellen Blicks mit ihm nach dem geschmückten leuchtenden Baume.

Eine Thräne der Rührung trat in des Barons Auge. Er war weich gestimmt, wie in den schönsten Tagen seines Glücks. Ueberwältigt faßte er die Hände der beiden jungen Leute und indem er sie abwechselnd liebevoll anblickte, sagte er: „Diese Stunde fällt seit langen Jahren wieder einmal wie ein heller Sonnenblick in mein Leben. So mit Euch beiden vereint zu sein, habe ich mir oft gewünscht, aber nicht für einen kurzen Abend, sondern für alle Zeit, die mir zu leben noch übrig bleiben wird. O, meine Kinder! jetzt in dieser schönen, heiligen Stunde ist der Zeitpunkt gekommen, wo ihr Euch entscheiden könntet über Eure Zukunft. Ihr kennt die Wünsche, die ich für Euch im Herzen trage, und habt Zeit gehabt, sie wohl zu erwägen. Sprecht denn zu einander, öffnet Eure Herzen und verwirklicht eine Hoffnung, deren Erfüllung kein Hinderniß entgegen

steht und deren Zustandekommen wir gewiß alle niemals zu bereuen haben werden."

Richard verstand seines Vaters Absicht. Auf Marie zugehend und ihre Hand fassend, sagte er: „Gib Deine Einwilligung zu des Vaters Wunsch, Marie, und mein einziges Bestreben soll sein, mich Deiner immer würdiger zu machen."

Marie war bei den ersten Worten des Barons heftig erschrocken, alle Munterkeit entwich aus ihrem Gesichte und die blühende Farbe ihrer Wangen verwandelte sich in Todtenblässe. Als Richard ausgeredet hatte, kostete es sie den schwersten Kampf, um die mit Gewalt hervordringenden Thränen zurückzuhalten, aber sie blickte in das liebevolle Auge ihres Vaters und rief den Vorsatz in ihre Seele zurück, den sie aus Dankbarkeit fest gefaßt hatte.

Unfähig ein Wort zu reden, lehnte sie ihren Kopf an Richard's Brust und brachte nichts weiter hervor als ein leises, kaum hörbares „ja."

Richard umschlang sie in der Freude seines Herzens und wiederholte triumphirend ihr Jawort, der Vater aber umarmte Beide auf das Herzlichste und konnte kaum Worte finden, seine Freude und Zufriedenheit auszudrücken.

Sie trennten sich bald, um zur Ruhe zu gehen,

und Marie war kaum auf ihr Zimmer gelangt, als sie ihren Thränen freien Lauf gestattete und die Bilder vergangener Tage wie zum ewigen Abschied an ihrer Erinnerung vorübergehen ließ. Sie setzte sich ans Fenster und öffnete dasselbe. Es war eine milde Dezembernacht, die Luft rein und stärkend, der Himmel klar und hell. Tausend Sterne schauten mit mildem Glanze freundlich hernieder und Mariens Auge sah zu ihnen auf mit wehmüthigem Sehnen. „Ach," sagte sie leise vor sich hin, „da stehen die ewigen Lichter und blicken so feierlich auf die ruhige Erde hernieder und die heilige Nacht bedeckt mit ihrem Schleier die Welt und verwandelt jeden Schmerz in sanftere Trauer! Nicht nur der Gedanke an eine bessere Welt umfängt tröstend bei ihrem Anblick die Seele; die unendliche Macht und Größe des Alls drängt unsre eignen Empfindungen zurück und läßt uns ahnend fühlen, wie klein der Augenblick ist, in dem wir Einzeln leiden, gegenüber dem unendlichen ewigen Leben in der Natur mit all seinen Leiden und Freuden So soll sie denn abgeschlossen sein mit der heutigen Nacht, die schmerzliche, bittere und doch so schöne Erinnerung! Was auch die Ursache war, die ihn von mir trennte, das Leid, das mir daraus entstand, möge ihm nicht angerechnet werden

und wenn ein Gebet aus vollem Herzen wirklich etwas vermag, so flehe ich um reichen Segen auf sein Haupt."

Ihre Augen wurden naß, sie wendete die Blicke von dem unermeßlichen Firmamente ab und schaute hernieder zur Erde, wo der Winter seine schützende Decke von hohem Schnee mitleidig ausgebreitet hatte. Unten im Dorfe brannten hier und da noch Lichter, die zwischen den weißen Dächern, den beschneiten Bäumen und Straßen traulich hervorschimmerten. Einzelne Raben flogen von einem Baume zum andern, und wo sie krächzend aufflogen und sich niedersetzten, schüttelten sie den Schnee in leichten Flocken hernieder, sonst war alles still umher. Vom nahen Kirchhofe schauten die schwarzen Kreuze düster herüber.

Marie blickte sinnend dorthin und ein leiser Schauder durchrieselte sie. Sie gedachte des Todestages ihrer Pflegemutter und wie sie damals auf dem Grabe gesessen hatte, von aller Welt verlassen, mit der erst erwachenden, furchtbaren Ahnung ihrer Trennung von Otto in der Brust.

Jetzt hatte sie einen Vater gefunden, der sie die entschlafene Pflegemutter nicht entbehren ließ, und einen Verlobten, der bereit war, sein ganzes Leben ihrem Glücke zu weihen; weshalb sollte sie

trauern? — Und doch! wie ganz anders würde die Feier der heiligen Nacht ihr Herz bewegt haben, wäre es frei gewesen von dem Stachel, den die Zerstörung ihres ersten, heiligsten Gefühles darin zurückgelassen hatte! Sie konnte sich nicht davon befreien, und jeder Versuch zeigte ihr nur auf's Neue, daß das, was Otto ihr geraubt, Niemand auf der Erde ihr mehr ersetzen könne. Der Rückblick auf seine vermeinte, unverdiente Treulosigkeit begann das Gift des Zweifels an der ewigen Gerechtigkeit in ihre fromme Brust zu werfen und heiße, bittre Thränen rollten über ihre Wangen. Als sie sich ausgeweint hatte, ermannte sie sich wieder, warf demüthig einen gläubigen Blick nach dem sternbesäeten Firmamente, einen zweiten auf die stille, ruhende Erde, und in ihrer frommen Seele hallte es wieder: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen.

Der folgende Tag trug ein rechtes Festtagsgewand. Lange bevor es hell wurde, verkündete das Geläute der Dorfkirchenglocke die Stunde zur Christmette, und der feierliche Klang weckte die Schläfer und rief sie auf zum Dankgebete für den heutigen Tag, dessen Erscheinen nicht früh und nicht innig genug gefeiert werden kann.

Die kleine, festlich erleuchtete Dorfkirche empfing die eintretende Marie mit feierlichem Eindruck. Männer und Frauen hatten sich bereits versammelt, und knieten in stiller Andacht im Gebet versunken umher. Marie nahm mitten unter ihnen Platz. Sie ließ die ganze hehre Gewalt der Stunde auf sich wirken, aber ihre Gedanken eilten inbrünstig von dem neugebornen Kinde, dessen Ankunft die Engel begrüßten, und die Weisen in den Sternen lasen, zu dem liebevollen Tröster der Betrübten, der da sagt: Kommet alle, die ihr mühselig seid und beladen; ich will euch erquicken.

Herzlich grüßte sie im Heraustreten die vorübergehenden Leute, und faßte den Vorsatz, in der vollen Erfüllung ihrer Pflichten und in der weitesten Ausdehnung der Nächstenliebe den künftigen Zweck ihres Lebens zu suchen und zu finden. Sie wollte ihre Liebe zu Otto auf dem Altar der christlichen Liebe opfern, wollte sie begraben und auf ihre Gruft das Kreuz der Ergebenheit, Milde und Frömmigkeit pflanzen; aber sie bedachte nicht, daß wahre Liebe unsterblich ist und die Gruft, darin sie verscharrt wird, verläßt, um als ein versöhnender Engel, oder quälender Dämon, den Zurückgebliebenen tröstend oder strafend zu umschweben.

Als sie zu Hause wieder anlangte, war es noch immer lange vor Tagesanbruch.

Gewohnt, stets beschäftigt zu sein, brachte sie Ordnung in die Spuren der gestrigen Abendfeier, und beschäftigte sich dann mit der Vorbereitung zum Frühstück.

Da sie immer die Erste dabei war, so fiel es Richard gar nicht auf, sie schon zu finden, als er eintrat. Heiter und offen ging sie ihm entgegen, und begrüßte ihn herzlich. Bald fand sich auch der alte Baron dazu ein, und er benutzte die gemüthliche Stunde des Frühstücks, um den Verlobten seinen Plan mit der Reise nach Rom mitzutheilen.

Richard ward dadurch unangenehm an Venedig erinnert, und frug sogleich, wie die Reise gehen würde.

Zu seiner Beruhigung entwarf der Baron den Plan, von Triest über Ankona den Weg einzuschlagen.

Er setzte die ersten Tage des neuen Jahres zur Abreise fest, und erweckte durch seine lebhafte Schilderung des Treibens während der Karnevalszeit in Rom selbst bei Marien ein ungewöhnliches Interesse und frohe Erwartung.

Die kurze Zeit zwischen den Weihnachtsfeiertagen und Neujahr wurde theils zu Vorbereitungen

der Reise, theils zu Besuchen und Ankündigungen der Verlobung bei den benachbarten Herrschaften verwendet. Der Neujahrstag brachte in seinem Verlaufe dann eine Menge von Glückwünschen und Gegenbesuchen, und außerdem noch ein ganz besonderes Freudenfest, welches durch die Jugend des Dorfes veranstaltet war. Die bevorstehende Vermählung Richard's mit Marie gab die Veranlassung dazu.

Festlich gekleidet fanden sich am frühen Morgen eine Anzahl junger Mädchen und Bursche auf dem Schlosse ein. Das erste Mädchen in der Reihe trug einen Kranz von Immergrün, das sie unter dem Schnee gepflückt hatte. Sie näherte sich Richard, dem sie mit einem zierlichen Knix den Kranz überreichte, wobei sie eine kurze Anrede hielt, die der Schulmeister verfertigt hatte, und deren Inhalt sich in den Vergleichen zwischen der ewig grünenden Pflanze, die selbst unter dem Schnee des Winters ihre Frische bewahre, und der Liebe der beiden jungen Brautleute bewegte.

Als das Mädchen geendet hatte, trat ein Bursche zu Marie heran und begann, indem er ihr einen Kranz von Weizenähren darreichte, wie sie von einer Ernte zur andern an der Decke der Bauernstuben aufbewahrt werden, ebenfalls einige Sprüche zu sa-

gen. Der Schulmeister, als Verfasser der beiden Anreden, stand im Hintergrunde und sog gleichsam jedes Wort vom Munde des Sprechers. Aber, o Jammer! kaum hatte der Bursche einige Worte gesprochen, als er verlegen stotterte, stockte und über und über roth, in äußerster Verwirrung da stand. Die Mädchen kicherten, die Bursche ärgerten sich und selbst Richard gerieth einen Augenblick in Verlegenheit. Marie dagegen nahm mit der herzlichsten Freundlichkeit die dargereichte Gabe an, ergänzte mit dem größten Ernste den abgebrochenen Satz des Sprechers, indem sie ihm erwiederte, und wußte durch ihre ungezwungene Haltung den Leutchen die Meinung beizubringen, als sei die Störung gar nicht zu bemerken gewesen. Sie wußte, daß der Bursche mit der verunglückten Rede der Liebhaber des Mädchens war, die sich ihrer Aufgabe so glücklich entledigt hatte, und sie nahm sich deshalb sogleich vor, denselben wo möglich aus seiner beschämenden Lage zu reißen. — Als nun die jungen Leute aufgefordert wurden hereinzutreten und ein kleines Frühstück einzunehmen, machte sie den guten Burschen durch ihre ungezwungene Leutseligkeit bald ganz munter und gesprächig. Da blickten die Andern fast neidisch auf ihn hin und meinten, er müsse etwas ganz besonders Kluges in

seinem Wesen haben, daß ihn das Fräulein so auffallend bevorzuge. Voller Stolz beobachtete ihn seine Geliebte und er war mit einem Male aus seiner lächerlichen Situation herausgerissen und ein Gegenstand der Bewunderung geworden.

Reich beschenkt begaben sich die Gratulanten wieder nach Hause. — Der Bevorzugte mußte seiner Braut und den übrigen Mädchen jedes Wort wiederholen, das Marie mit ihm gesprochen hatte.

Wenige Tage nachher trat der Baron von Neuberg mit den beiden Verlobten die Reise nach Rom an. Bevor sie in den Wagen stiegen, drängte sich Mariens Schützling, der Dorfnarr heran, für dessen ungestörtes Verbleiben im Schlosse und gute Verpflegung sie reichlich Sorge getragen hatte. Er küßte die Kleider seiner Wohlthäterin und ergriff ihre Hand, um zu sehen, ob sie auch sein Geschenk mit auf die Reise nehmen werde. Marie verstand ihn und lächelte. Sie zog den Ring, den sie an einer Schnur wie ein Amulet um den Hals trug, hervor, und ihr armer Schützling jubelte und sprang vor Freude in die Höhe. Von der edlen That, deren Erinnerung sich an den Ring knüpfte und die ihr denselben als einen Talisman erscheinen ließ, wußte er freilich nichts.

Sechstes Kapitel.

Die ersten Wochen des Jahres bringen für Rom bekanntlich eine ganze Reihe von Festtagen und Lustbarkeiten: das Fest der heiligen drei Könige, das Fest der päpstlichen Stuhlfeier und endlich die acht Karnevalstage, während denen das buntbewegte Volksleben vor den stilleren Wochen der Fasten in bachantischem Getümmel austobt. Die Corsofahrten bieten während dieser ganzen Zeit Bilder des lebhaftesten Treibens dar, Alles, was in Rom schön genug ist oder es zu sein glaubt, um sich bewundern oder begaffen zu lassen, zeigt sich des Abends zu Wagen oder zu Pferd den Augen des stets schaulustigen Publikums. Masken tauchen dazwischen hier und da auf und treiben ihr muthwilliges Spiel mit den Begegnenden. Der Zudrang der Fremden wird mit jedem Tage größer und jeder, der die Absicht hat, Rom zu besuchen, richtet es so ein, daß er zur Karnevalszeit sich dort aufhält.

Die schöne, neuvermählte Fürstin Makonski befand sich denn auch bereits seit einigen Wochen mit ihrem Gatten in Rom. Sie hielt es natürlich als echte Italienerin für ein Verbrechen, die tägliche Corsofahrt jemals zu versäumen, und pflegte nach

derselben sich an jedem Abend im Theater in ihrer Loge einzufinden, weniger um der hundertmal gehörten Oper beizuwohnen, als um dort Besuche zu empfangen. Regelmäßig pflegten ihr dann einige junge Kavaliere, Söhne aus vornehmen Familien, mit denen sie bereits bekannt geworden war, die Neuigkeiten des Tages zu hinterbringen und fade Schmeicheleien zu sagen.

In der letzten Zeit betrafen nun diese Berichte gewöhnlich die Ankunft hoher Personen, oder solcher, die sich durch ihre öffentliche Stellung und sonstige Besonderheiten auszeichneten.

So hinterbrachte denn auch eines Abends einer der jungen Herren die Nachricht, daß eine deutsche Familie angekommen sei, bestehend aus dem Vater, der ein rechter deutscher Bär zu sein scheine, dem Sohne und der Verlobten des letzteren, die durch ihre Schönheit gewiß bald allgemeines Aufsehen in Rom erregen würde.

Eine solche Neuigkeit ist für eine italienische Logengesellschaft, namentlich wenn die Besitzerin selbst jung, schön und angebetet ist, keine Kleinigkeit. Man stürmte mit Tausend Fragen auf den jungen Conte Feraldo, den Bringer der Nachricht, ein, und wollte wissen, wo die schöne Deutsche wohne, was sie für

Haare, was für Augen habe, und ob sie sich wohl Abends auf dem Corso zeigen würde.

Auch die Fürstin hatte verschiedene Fragen gethan, und frug endlich noch nach dem Namen der Fremden.

Der Conte, froh, endlich eine der vielen Fragen beantworten zu können, nannte den Namen des Baron von Neuberg.

Zum Glück für Aurora klang dieser Name den meisten ihrer Besucher so barbarisch, daß sie ihn alle mehrmals laut in den wunderbarsten Variationen zum Verdruß der Nächstsitzenden, die sich in ihrer musikalischen Aufmerksamkeit dadurch gestört fanden, wiederholten. Aurora konnte während dessen hinter ihrem Fächer die heftige Ueberraschung verbergen, welche ihr die Nennung des Namens bereitet hatte.

Nach einigen Augenblicken wendete sie sich freundlich zu dem neben ihr sitzenden Principe Monto und bat ihn, seinen Platz doch für einige Augenblicke mit dem des Conte Feraldo zu wechseln, da sie diesen um etwas zu fragen habe.

Der Principe stand sogleich auf und räumte seinen Platz dem Conte, welcher sich sehr erfreut näherte, nachdem ihn die Fürstin mit besonders freundlicher Stimme dazu aufgefordert hatte.

haft, wie die Italiener alle sind, sich mit ihm in ein Gespräch einließ, bald auch aus der Aussprache die Vermuthung schöpfte, daß er ein Deutscher sein müsse, und ihn nun über den Verlauf seiner Reise, den Zweck seines Aufenthalts, die Dauer desselben und andere Umstände befrug.

Richard ging auf das Gespräch ein und gab über die meisten Fragen bereitwillig Auskunft, doch verschwieg er den eigentlichen Zweck seines Hierseins, seine bevorstehende Vermählung mit Marie.

Der Italiener kam nun auf den Gedanken, daß die junge Dame vielleicht gar nicht die Braut, sondern die Schwester oder irgend eine Anverwandte seines Gesellschafters sei, und da ihm als nächstem Nachbar fast eben so viel daran lag, etwas Näheres über die schöne Fremde zu erfahren, als es ihm darum zu thun war, der Fürstin Makonski Bericht zu erstatten, so setzte er seine Erkundigung in seinem Interesse fort und frug den jungen Baron, ob er sich allein in Rom befände.

Dieser fand sich durchaus nicht bewogen, eine Kaffeehausbekanntschaft besonders zu berücksichtigen, und da er es noch in der Gewohnheit hatte, Marie seine Schwester zu nennen, so entgegnete er leichtsin-

nig, daß er mit seinem Vater und seiner Schwester zusammen hierher gekommen sei.

Diese Neuigkeit war richtig und da die Theaterzeit bereits angebrochen war, so brach der Conte eilig auf, um so bald wie möglich seiner Freundin, der Fürstin Makonski, den versprochenen Bericht zu erstatten.

Die Fürstin sah dem Conte erwartungsvoll entgegen. Sie hatte bei der gestrigen Nachricht heftige Eifersucht empfunden und begrüßte daher die neue Botschaft mit so ganz besonderer Freude, daß der Überbringer derselben in den Irrthum versetzt ward, es sei ihm gelungen, durch seine Dienstbereitwilligkeit das Herz der schönen Vielumworbenen erobert zu haben. In Wahrheit war er der Fürstin indessen ebenso gleichgiltig, wie alle andern, die sie umschwärmten.

Der Fürst ließ seiner jungen Gemahlin seit ihrer Vermählung die vollkommenste Freiheit und ging selbst dem Spiel und seinen eignen Vergnügungen nach. Ihre Schönheit, ihre hohe gesellschaftliche Stellung verschafften ihr denn auch bald eine Menge von Anbetern. Was Wunder, daß sie diese schon gänzlich überdrüßig war, und daß sie die Erinnerung an den ohnehin noch nicht vergessenen, spröden jungen Deutschen, der sich ihrer Liebe zuerst erfreut und

sie dann verschmäht hatte, in große Bewegung versetzte. Sie hoffte, die Zeit werde auf ihn gewirkt haben und ein Wiedersehn werde ihn zurück zu ihren Füßen führen.

Sie trug dem Conte Feraldo also auf, weiter in der Beobachtung der Familie des Barons von Neuberg fortzufahren und eine Gelegenheit zu veranstalten, wo sie sich derselben ohne Aufsehen bemerklich machen oder nähern könne.

Diese Gelegenheit sollte sich bald finden. Aber noch ein anderes Wiedersehen bereitete sich zu derselben Zeit in Rom vor.

Wie wir wissen, hatte Otto Schaller zu seiner vollkommenen Wiederherstellung den Winter in Berlin zubringen und dann eine Reise nach Italien machen sollen. Bei seiner Zurückkunft war dann beabsichtigt worden, ihn zum Führer des Geschäfts an seines Vaters Stelle einzusetzen.

Otto war auch damals sogleich nach Berlin gereist; aber schon nach wenigen Wochen, nachdem er die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt, und das Leben dort hinlänglich kennen gelernt hatte, fand er an der unthätigen Beschaulichkeit eines solchen beobachtenden Lebens keine Freude mehr, und begab sich sogleich auf die Weiterreise, um vor

dem Beginne des Frühjahrs wieder zu Hause und in seiner gewohnten Thätigkeit zu sein.

Aus Allem, was ihm begegnete, zog er so viel Vortheil für seinen Geist, als möglich, und konnte sich sagen, daß diese Reise seine Ansichten über Welt und Menschen bedeutend gereift und verändert habe; aber er fühlte es zugleich klar, daß das Bedürfniß nach einer regelmäßigen Thätigkeit ihn beherrsche, auf die gestützt für ihn allein der wahre Werth des Lebens erwachsen könne.

Otto befand sich bereits zu derselben Zeit in Rom, als die Familie von Neuberg dort anlangte. Er hatte nicht die Absicht, die ganze Karnevalszeit daselbst zuzubringen, denn eine fortdauernde Unruhe gönnte ihm dazu nicht Behaglichkeit genug, und seine Gedanken waren stets auf die Rückkehr geheftet, da er von der Beschäftigung, die ihn dann erwartete, vollkommene Befriedigung und Ruhe zu finden hoffen durfte.

So wanderte er eines Tages in den Straßen von Rom umher, und bemerkte es nicht, wie am Corso, zwischen andern, ein Wagen an ihm vorbeifuhr, in welchem ein alter Herr mit einer jungen Dame saß.

Er selbst war dagegen wohl bemerkt worden,

Marie hatte ihn gesehen und war todtenbleich, stumm auf den Sitz des Wagens zurückgesunken. Ihr Begleiter, der alte Baron von Neuberg, erschrak heftig, und befahl sogleich zurückzufahren. Zu Hause angekommen, frug er besorgt, als Marie sich erholt hatte, um die Ursache ihres plötzlichen Unwohlseins. Diese aber, in der Voraussetzung, daß die Ursache ihres Schreckens, wenn sie keine Täuschung war, dem Baron äußerst unangenehm sein werde, verschloß sie vor der Hand in der Brust und gab eine ausweichende Erklärung des Unfalles. In ihrem Herzen waren jedoch auf's Neue bittere Schmerzen und der heftigste Kampf erwacht, denn die ganze Vergangenheit mit ihrer unaussprechlichen Wonne und dem darauf folgenden tiefen Weh hatte in einem Blick wieder ihre Rechte über sie gewonnen, und sie fühlte, daß sie Otto immer noch, ja mehr als je liebte. Qualvolle Stunden bereitete ihr nun das Zusammensein mit Richard, unablässig waren ihre Gedanken damit beschäftigt, daß in derselben Stadt zu derselben Zeit der Mann weile, den ihr Herz zu der Stelle erkoren hatte, die sie nun aus Pflichtgefühl einem Andern einräumen sollte. Otto war ihr blaß erschienen, und dieser Umstand warf tausend Zweifel in ihre Seele. Wie, wenn er krank gewesen wäre?

Wenn er um ihretwillen gelitten hätte? Vielleicht hatte er sein Entferntbleiben bald bereut, sie aufgesucht, und da er sie nicht fand, hatte er sich der Verzweiflung überlassen und die Gegend seiner Geburt verlassen. Was führte ihn nach Rom? War er vorübergehend hier, oder gedachte er zu bleiben? Was sollte sie beginnen, wenn sie ihn begegnen würde? — Alle diese Gedanken wechselten und wogten in ihrer Brust und sie schloß die ganze helle Winternacht kein Auge zu, sondern blickte sorgenvoll hinaus auf die ewige Stadt voll Wunder und Räthsel.

Der Conte Feraldo war indessen mehrmals mit Richard zusammengetroffen und hatte keine Gelegenheit versäumt, um auszukundschaften, an welchem öffentlichen Orte dieser mit seiner Familie anzutreffen sei. An dem Tage, nachdem Marie Otto gesehen hatte, mußte sie zu Hause bleiben, da sie sich nicht wohl fühlte, und an eben diesem Tage benachrichtigte der Conte Feraldo den jungen Baron von Neuberg, daß am darauffolgenden Morgen eine große musikalische Messe in der St. Peterskirche stattfinden werde.

Soviel Richard wußte, hatte sein Vater noch keine Schritte gethan, um wegen Ertheilung des

Dispens Audienz beim Papste zu erlangen. Er erkundigte sich also beim Conte, ob der folgende Tag wohl zur Audienz geeignet sein möge, ohne jedoch den näheren Zweck derselben auseinander zu setzen.

Der Gefragte erklärte ihm, daß er keinen bessern Tag wählen könne und Richard beschloß nun den Vormittag, während sein Vater sich zur Audienz vorbereite, mit Marie nach der Peterskirche zu gehen. Als ihn daher der junge Italiener beim Abschiede frug, ob er sich entschlossen habe, dem festlichen Gottesdienste beizuwohnen, bejahte er dies und gab jenem dadurch die Veranlassung zu dem Plane, sowohl der jungen Fürstin Makonski als sich selbst zum gewünschten Ziele zu verhelfen Er gedachte Richard auf die Fürstin aufmerksam zu machen, und unterdessen die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich der schönen vermeintlichen Schwester des jungen Deutschen zu nähern.

Marie ging gerne am folgenden Morgen auf den Vorschlag Richard's ein. Sie hoffte in der Kirche andächtige Sammlung zu gewinnen und dann mit größerer Ruhe zurückkehren zu können.

Sie begaben sich mit einander nach dem gewaltigen Riesendome.

Die heilige Handlung begann und Marie war in wehmüthige Andacht versunken, während Richard aufmerksam dem musikalischen Theile des Gottesdienstes lauschte.

Unterdessen aber wurden sie Beide genau beobachtet.

Der Conte Feraldo, der sich mit seiner schönen jungen Freundin ebenfalls eingefunden, hatte die beiden gesuchten Fremden bald entdeckt und mit seiner Begleiterin seinen Platz so gewählt, daß er Richard beim Herausgehen unmöglich verfehlen konnte.

Die Fürstin war mit seinem Plane vollständig einverstanden. Er sollte den jungen Baron beim Herausgehen anreden und dafür sorgen, daß dieser unverhofft der Fürstin gegenüber stehe. Sie hatte dabei die Absicht, den Eindruck zu beobachten, den dieß Wiedersehen auf Richard ausüben werde.

Alles ging nach Wunsch. Als die Menge dem Ausgange zueilte, gelangte Richard mit Marie, der er natürlich, bevor sie vor der Pforte waren, den Arm nicht anbieten konnte, in die Nähe des Conte Feraldo.

Dieser grüßte Richard, sprach ihn freundlich an und unterhielt sich eine kurze Weile mit ihm. Plötzlich

wendete der Conte sich zu seiner Begleiterin, als wollte er sie über etwas befragen.

Durch diese Wendung war für Aurora der Augenblick gekommen, um ihr Gesicht Richard zuzuwenden.

Dieser erkannte sie kaum, als ein jäher Schreck ihn durchfuhr. In der äußersten Verwirrung, besorgt, daß Marie etwas von dem Vorgange gewahr werde, wagte er es nicht, sich nach dieser umzusehen, sondern drängte in eiliger Hast nach der Pforte und durch diese hinaus in's Freie. Dort erst kehrte er sich um. Als er Marie nicht gewahr wurde, wollte er nicht wieder in die Kirche zurückgehen, sondern drängte sich seitwärts und beobachtete die Herausgehenden genau, um jene so zu erwarten. Er stand lange dort, die Kirche hatte sich geleert, Marie war nicht herausgekommen. Er trat darauf hinein und durchforschte ängstlich den ganzen Raum, ohne sie gewahr zu werden. Er mußte sie in der Verwirrung übersehen haben, als sie herausging. Gut, daß die Wohnung nicht sehr weit entfernt und der Weg dahin leicht zu finden ist, dachte er bei sich und eilte, noch immer verwirrt von der unverhofften Begegnung, rasch dort hin.

Marie war jedoch gar nicht aus der Kirche gekommen. Als Richard den Conte und die Fürstin so plötzlich verlassen hatte, konnte sich der erstere sein

Betragen durchaus nicht erklären. Er glaubte indeß die Gelegenheit um so mehr zu seinem Vortheil benützen zu müssen und wendete sich mit der größten Artigkeit zu Marie, um diese anzureden. Marie verstand die italienische Sprache nicht; sie gerieth in lebhafte Verwirrung und diese vermehrte sich und steigerte sich zur Angst, als sie Richard so rasch forteilen sah.

Durch alles dieses waren die Umstehenden aufmerksam geworden, und bald blickten eine Menge Menschen auf das einzelne schöne Mädchen hin.

Plötzlich drängte sich ein junger Mann durch die umgebenden Neugierigen, schob den Conte Feraldo zur Seite und indem er wie verklärt in Mariens Gesicht blickte, rief er auf deutsch laut aus:

„Marie! sehe ich recht, Marie!“

„Otto!“ rief das junge Mädchen mit unbeschreiblichem Ausdrucke dagegen, und wäre ohnmächtig hingesunken, hätte der junge Mann sie nicht in seinen Armen aufgefangen.

Die herausströmende Menge war einen Augenblick gehemmt. Verwundert blickte man auf die beiden jungen Leute, die ihrer Sprache nach Fremde sein mußten und sich hier so unvermuthet mitten im Gewühl erkannten. Als Otto jedoch die Ohnmäch-

tige aufhob und nach der Sakristei hintrug, verfolgte die gleichgiltige Menge, den besonderen Vorfall lebhaft besprechend, wieder ihren Weg weiter.

Otto hatte alles um sich vergessen. Halb besorgt um der Geliebten Gesundheit, halb auch, als könne sie ihm wieder entrissen werden, hielt er sie wie eine Mutter ihr Kind, in seinen Armen fest, Alles um ihn her durfte in diesem Augenblicke in Trümmer zerfallen, er hätte nichts gefühlt als das Einzige, daß die verloren- und todtgeglaubte Geliebte wieder an seinem Herzen lag. Als er in der Sakristei angekommen war, ließ er sie sanft auf eine Bank nieder, und hielt sie an seine Brust gelehnt aufrecht. Ein junger Priester brachte etwas Brod und Wein, entfernte sich, und ließ die Beiden allein.

Otto hielt die Ohnmächtige noch immer in seinen Armen und suchte bald dadurch, daß er ihr die süßesten Namen gab, bald durch seine Küsse sie wieder zu erwecken. Kein Nachdenken darüber, wie Marie nach Rom gekommen sei, was sie hier suche, oder wie überhaupt ihr Schicksal sich gestaltet habe, fand in diesem Augenblicke bei ihm Platz; die Angst um ihr Leben wechselte in seiner Brust mit dem Schauer des Entzückens über das unverhoffte Wiedersehen. Er wünschte, daß sie die Augen öffnen und erwachen

möge, und doch wieder gab ihm der Augenblick, wo sie so hilflos an seiner Brust lag, eine Seligkeit, der er kein Ende denken konnte.

Endlich erwachte Marie und das Erste war, als sie Otto erkannt hatte, daß sie in ein herzbrechendes Weinen ausbrach und ihr Gesicht schluchzend mit beiden Händen bedeckte.

Otto kniete vor ihr nieder. Ihre Thränen erschreckten ihn und riefen tausenderlei trübe Ahnungen in ihm wach. Jetzt erst kam es ihm in den Sinn, daß die wunderbarsten Schicksale das unscheinbare Mädchen aus dem Dorfe am Rheine hierher geführt haben mußten.

Als Mariens Thränen indeß nicht aufhören wollten zu fließen, ergriff ein unendliches Mitleid mit ihrem Jammer das Herz ihres Freundes. Seiner selbst kaum mächtig, mußte er an sich halten, um nicht ebenfalls laut aufzuschluchzen.

Er schritt mehrmals den kleinen Raum auf und ab und rang nach Worten, um seiner gepreßten Brust Luft zu schaffen.

„Welch ein Wiedersehen!" sagte er endlich, vor Marie stillstehend. Eine Ohnmacht folgt dem ersten Blick und das Erwachen daraus giebt einer Szene Raum, die eher der Verzweiflung, als der Freude

gleicht. Sprich zu mir, Marie, sage mir ein Wort, sage mir, daß Du mich noch liebst, und ich sehe mit Ruhe allen weiteren Eröffnungen entgegen."

„Ach, Otto!" entgegnete schluchzend das Mädchen, „Du fragst, ob ich Dich noch liebe? Was gab Dir ein Recht an der Unzerstörbarkeit meiner Liebe zu zweifeln? Habe ich Dich verlassen? habe ich nicht gerungen drei Tage und drei Nächte in unsäglicher Qual, und wäre ich nicht längst in Jammer und Elend von der Erde entschwunden, weil Du mich verließest, wenn eine höhere Fügung mir nicht schützend zur Seite gestanden hätte?"

„O, ich ahnte es!" rief Otto aus. „Du verließest die Gegend, wo wir einst so glücklich waren, weil Du mich für ungetreu hieltest. Du hast es nicht gewußt, Du Ärmste, weshalb ich von Dir entfernt blieb, denn wie konntest Du es ahnen, welch ein plötzlicher Unfall mich für mehrere Tage gänzlich besinnungslos machte. Armes, armes Herz, was hast Du gelitten, da Du mich für wortbrüchig halten mußtest, mich, der nie aufgehört hat, für Dich zu athmen!"

„Sprichst Du wahr?" rief Marie entzückt aus, faltete ihre Hände über die Brust, und sah mit thränendem Auge verklärt zu Otto auf. „O sag

es mir noch einmal, daß Du mich noch liebst, daß Du nicht freventlich mich verlassen wolltest und alles Leid schwindet dahin vor der Wonne dieses einzigen Wortes."

„Marie, einzig Geliebte meines Herzens!" jubelte Otto, und schloß die Wiedergefundene fest an seine Brust.

Seine Thränen vermischten sich mit den ihrigen, aber es waren nicht mehr Thränen des trostlosen Schmerzes, sie galten dem höchsten Entzücken, das sich nicht in Worten zu ergießen vermochte.

„Aber sprich, erzähle, wie Du hierher kamst?" frug darauf Otto die Geliebte, indem er sich Hand in Hand mit ihr niedersetzte.

Marie erzählte in kurzen Worten alles, was sich seit dem letzten Abschiede von Otto mit ihr zugetragen hatte. Wie sie ihn erwartet; wie sie dann, halb irre geworden an der Welt und an Gott, die Gegend habe verlassen wollen, wo sie so unendliches Leid erduldet hatte; wie sie die Vorsehung ihren Oheim habe finden lassen, der sie an Kindesstatt angenommen, und wie sie nun mit diesem bis hierher gekommen sei. Bei dem letzten Theile ihrer Erzählung zögerte sie etwas und gerieth in Verwirrung, da sie daran erinnert wurde, daß sie nun die Hoff-

nung Richard's und dessen Vaters nicht erfüllen könne. Sie schüttete ihr ganzes Herz vor dem Geliebten aus und verhehlte ihm nichts von Allem, was zwischen ihr und Richard vorgefallen war. Jetzt konnte ja nicht mehr die Rede vom Zögern und Verschweigen sein, sie wollte nur seinen Rath, wie sie sich weiter benehmen solle. Dann forderte sie ihn auf, ihr nun zu erzählen, was ihn damals abgehalten, zu ihr zu kommen und was er bisher erlebt hatte.

Sie bebte bei der Mittheilung seines Unfalls, weinte Thränen der Wehmuth, als er ihr die Trauer schilderte, die ihn ergriffen, nachdem er sie todt geglaubt.

Als er geendet hatte, war es Beiden, als läge nur ein schwerer Traum zwischen ihrem letzten Abschiede und dem heutigen Wiedersehen. Der erste Sturm der Freude war vorüber, aber eine Ruhe der Seligkeit, ein unendlicher himmlischer Friede war in ihre Herzen eingekehrt und erfüllte sie mit dem höchsten Muth der wahren Liebe. Sie umarmten sich auf's Neue, und Otto wollte der Geliebten sogleich zu ihrem Vater folgen. Marie aber bat ihn, sie nur bis zur Thüre der Wohnung zu begleiten, beschrieb ihm, wann er am andern Tage ungehindert eintreten

könne, und versprach seinen Besuch inzwischen anzukündigen und ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Siebentes Kapitel.

Als Marie zu Hause anlangte, war Richard bereits wieder weggegangen, um sie ernstlich aufzusuchen. Dieser Umstand kam ihr sehr gelegen, sie konnte sich vollkommen wieder fassen und einen Plan entwerfen, wie sie dem alten Baron ihre überraschende Neuigkeit schonend beibringen wolle.

Bald darauf kam dieser sehr befriedigt von seiner Audienz im Vatikan zurück. Ohne Ahnung von dem Vorgefallenen beeilte er sich, von der freundlichen Aufnahme zu berichten, welche ihm Papst Pius, trotz den Differenzen, die zwischen ihm und Oestreich damals obwalteten, zu Theil hatte werden lassen.

Man hatte sich eine wichtige Neuigkeit im Vatikan zugeflüstert, ohne sie jedoch verbürgen zu können. Es sollte nämlich in Paris eine Revolution ausgebrochen sein, welche das Ministerium Guizot gestürzt habe. Diese Neuigkeit war im Zusammenhang mit

den Bewegungen in Italien, die sämmtlich auf Reform ausgingen und in der Lombardei, Venedig und Modena bereits so weit gekommen waren, daß Oestreich zur Strenge gegriffen und das Standrecht erklärt hatte, von großer Wichtigkeit. Jedoch hatte die Miene des Papstes durchaus nicht errathen lassen, ob er schon davon in Kenntniß gesetzt sei.

Bekanntlich empfängt der Papst herkömmlicher Weise zu gewissen Tagen und an bestimmter Stunde alle Fremden, die ihn zu sehen wünschen. Früher war es dabei üblich seinen Pantoffel zu küssen, neuerdings ist dies jedoch dahin ungeändert, daß er auf seinem Thronsessel sitzend, die rechte Hand auf die Lehne desselben aufstützt, und jeder der Vorübergehenden dann den Siegelring an seinem Finger mit den Lippen berührt. Bei besondern Angelegenheiten, wo dies Zeremoniel nur zur Einführung dient, entfaltete Pius IX. ein äußerst loyales Wesen; so auch dem Baron von Neuberg gegenüber, dem von Wien aus gewichtige Empfehlungen zur Seite standen. Der Baron konnte daher nicht zu Ende kommen, die Milde und Freundlichkeit in den Gesichtszügen des Papstes zu rühmen. Er erinnerte dabei an die Zeit, wo dieser als päpstlicher Nuntius während der Cholera in Neapel eine Aufopferungsfähigkeit be-

wiesen hatte, die ihn mit Recht in den Augen des Volkes als Heiligen erscheinen ließ. Damals hatte er seine ganzen Habseligkeiten vertheilt und war zu Fuß in jede Hütte geeilt, wo ein Kranker hilfsbedürftig lag. — Sein erstes Auftreten als Papst bewies später die erhabene Freimüthigkeit seiner Gesinnung, und wie sehr sein persönliches Erscheinen auf Jedermann einnehmend wirkte, hatte der Baron genügend an sich erfahren. Der Dispens sollte ohne Anstand ertheilt und die beiden Verlobten bei nächster Gelegenheit dem Papste vorgestellt werden.

Marie war schmerzlich berührt durch die heitere Laune des alten Barons. Seine eifrige Mittheilung gab ihr einen neuen Beweis, wie sehr ihn der Gedanke an die Verbindung zwischen ihr und Richard erfreue und wie sicher er sich in demselben fühle, und nun sollte sie mit einem Male alle diese schönen Hoffnungen und Aussichten für ihn zerstören! Zwar fühlte sie mehr als je, daß sie ihm stets eine treue, liebende Tochter bleiben werde, aber er hatte doch Richard's Glück für die Zukunft von dieser Verbindung abhängig geglaubt! Sie litt schmerzlich bei dem Bewußtsein, daß ihr Schicksal sie in diesen Kampf gestellt und den Entschluß allein auf sie übertragen habe. Aber die Liebe macht stark. Kein Kampf ist so schwer,

daß sie darin nicht siege; sie schlägt Wunden, aber sie führt auch den Balsam mit, diese zu heilen.

Marie ließ den alten Baron seine Erzählung beenden und wollte ihm hierauf ihr Begegnen mit Otto auf eine schickliche Weise eben mittheilen, als die Ankunft Richard's sie für den Augenblick aus ihrer Verlegenheit riß. Dieser trat rasch ein und ohne etwas weiteres zu bedenken, eilte er mit einem freudigen Ausruf auf Marie zu, um sich zu erkundigen, wie sie aus der Kirche und nach Hause gekommen sei. Eine schlimme Ahnung hatte ihn vermuthen lassen, daß der Conte Feraldo oder Aurora etwas gegen ihn unternommen und Marien vielleicht gar Eröffnungen in Betreff seiner gemacht haben möchten.

Marie athmete auf, als sie Richard's Frage vernahm. Sie knüpfte an die Entgegnung darauf sogleich die Einleitung zur Erklärung ihres Zusammentreffens mit Otto, indem sie sagte, daß ein unverhofftes Wiedersehn sie zurückgehalten und so überrascht habe, daß sie sich in der Sakristei habe erholen müssen.

Richard begnügte sich mit dieser Erklärung, weil er Schlimmeres befürchtet hatte, und er war froh, daß weder der Conte Feraldo noch Aurora bei Mariens Zurückbleiben im Spiele waren.

Sein Vater dagegen fand es auffallend, daß ein Wiedersehen Marie so sehr überrascht und bewegt hatte. Eine gleichgiltige Persönlichkeit konnte dies nicht bewirkt haben und da er des Zufalls auf der Straße vor einigen Tagen beim Vorüberfahren gedachte, kam ihm halb und halb die Ahnung, wer es gewesen sein könne.

Er würde unter andern Umständen sicher weiter gefragt haben, nun aber vermied er es und ward in seiner Ahnung noch bestärkt, als Marie ihm ankündigte, daß er morgen auf einen Besuch aus der Heimat gefaßt sein solle, den sie ihn noch näher bezeichnen werde.

„Und dieser Besuch hat Dich in der Kirche zurückgehalten und von Richard's Begleitung getrennt?“ frug er.

Marie bejahte es.

„Du hast ihn bereits vor einigen Tagen hier in Rom gesehen und es verschwiegen?“ forschte der Baron weiter, und als Marie nicht gleich darauf zu antworten wußte, war er überzeugt, daß er richtig gerathen habe. Da er jedoch in der festen Meinung war, Marie sei von einem Unwürdigen hintergangen worden, so erfüllte ihn diese Nachricht mit doppelter Besorgniß und er faßte Pläne, sich und

seine Adoptivtochter vor dem gefährlichen Feinde zu schützen. Er schwieg daher einstweilen still und ließ nichts von seinen Gedanken erkennen.

Da Richard seit seiner Begegnung mit Aurora keinen weitern Gedanken hatte, als so schnell wie möglich Rom verlassen zu können, so dachte er über Mariens Abenteuer nicht weiter nach, sondern frug nur noch rasch, ob sein Vater durch den Besuch beim Papste seinen Zweck erreicht habe. Als dieser ihm dies bejahte, war Richard sogleich mit weiteren Vorschlägen wegen Beschleunigung seiner Verbindung mit Marie und Beendigung des Aufenthaltes in Rom beschäftigt. Da der Karneval nicht fern war und während der Fastenzeit dem katholischen Ritus zufolge, keine Trauungen vorgenommen werden dürfen, so fand diese durch die besonderen Umstände hervorgerufene Eile eine natürliche Erklärung.

Im Laufe des Tages suchte Marie die Gelegenheit, um ihrem Vater vorsichtig nähere Aufschlüsse über ihr Zusammentreffen mit Otto zu geben. So gut sie übrigens vorbereitet zu sein glaubte, um denselben behutsam davon in Kenntniß zu setzen, so schlecht gelang es ihr, lange mit der ganzen Wahrheit zurückzuhalten. Ihre Lippen flossen über, denn ihr Herz war erfüllt von Glück und Wonne. Freilich

kamen ihr dabei auch aufrichtige Thränen der Betrübniß wegen Richard in die Augen, aber das Gefühl war mächtig in ihr, daß ihr Vater nur ihr Glück wünschen könne.

Der Baron hatte nichts anderes erwartet. Es entsprach jedoch seinem rasch entschlossenen Wesen vollständig, daß er bereits die feste Absicht in sich trug, hier eben so eigenmächtig für Mariens Wohl Sorge zu tragen, wie er früher Richard's Bestes zu befördern glaubte, indem er dessen Verbindung mit Louise hintertrieb. Er nahm also Mariens Mittheilung ruhig hin und sagte ihr nur, er werde den Besuch des jungen Mannes erwarten. „Aber," wendete er sich rasch zu ihr, „Du weißt noch immer seinen Namen nicht?" Marie mußte diese Frage verneinen und that dies, indem sie sagte: „Er hat mich auch nach Ihrem Namen nicht gefragt und sich damit begnügt, daß Sie für ihn mein väterlicher Wohlthäter sind." — Der Baron schwieg.

Die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution hatte sich am folgenden Tage nicht nur bestätigt, sondern die Lage der Dinge war sogar noch drohender geschildert worden, und ein neues Gerücht hatte den König Louis Philipp abdanken und nach England entfliehen lassen. Ganz Rom war

über diese Nachrichten in der lebhaftesten Bewegung, denn man sah voraus, daß sie nicht ohne bedeutende Folgen für Italien bleiben würden. In der Lombardei war es ohnehin schon zum Auflauf und drohenden Angriffen zwischen Bürgern und Militär gekommen und in Venedig eine Demonstration im Theater dadurch eingeleitet worden, daß die Cerito zu Ehren der neapolitanischen Verfassung im Theater fenice die Sicilienne in italienischen Farben tanzen mußte.

Als Otto bei Baron von Neuberg eintrat, war Richard ausgegangen und Marie befand sich mit ihrem Vater allein. Dieser ging dem Eintretenden entgegen und forschte mit finsteren, kalten Blicken in den Zügen des jungen Mannes. Da sich Beide nie gesehen hatten, konnten sie sich nicht erkennen und Otto beeilte sich, seinen Namen zu nennen.

Wie erstaunte der alte Baron, als er damit in ihm den Sohn des Mannes erkannte, dessen Bekanntschaft unter so ungünstigen Umständen den schlimmsten Eindruck auf ihn hervorgerufen hatte. Es erschien ihm nun ganz unzweifelhaft, daß Otto niemals wahre Neigung zu dem armen, namenlosen Mädchen gefaßt haben könne und der Verdacht befestigte sich in ihm, daß weder dessen Liebe von da-

mals, noch seine Wiederkehr jetzt, aus reinen, uneigennützigen Absichten hervorgegangen sei. Wie leicht konnte es unterdessen schon durch die alte Baronin bekannt geworden sein, daß Marie von ihm an Kindesstatt angenommen war.

Er nahm also eine noch kältere Miene an. „Sie sind schon längere Zeit in Rom?" frug er und fixirte Otto dabei mit forschenden Blicken, „man interessirt sich an fremden Orten für die Ankunft von Landsleuten und so haben Sie wohl von ihren Bekannten erfahren, daß wir hier angekommen seien."

Otto verneinte diese Frage.

„Irre ich nicht," fuhr der Baron weiter fort, „so sind wir Ihnen vor mehreren Tagen auf der Straße begegnet; erinnern Sie sich nicht?"

Auch hierauf antwortete Otto verneinend.

„Meine Nichte hat mir mitgetheilt," begann jetzt der Baron, „daß Sie sie bereits früher kannten. Sie waren ohne Zweifel sehr erfreut, als Sie die glückliche Wendung ihres Schicksals erfuhren?"

„Ich ahnte diese durchaus nicht," entgegnete Otto, „denn damals, als ihre Pflegemutter uns die Geschichte ihrer Geburt erzählt hatte, war an eine Wiedervereinigung mit ihren Verwandten schwer zu denken, und als sie während meiner Krankheit die

Gegend verließ, hatte ich leider nicht den Trost, irgend eine Spur ihres Aufenthalts zu entdecken. Wie konnte ich anders denken, als daß der Tod sie für immer von mir fortgeführt habe. Doch, Sie sagten," fuhr er fort, „daß Sie mein Landsmann seien. Noch habe ich nicht das Vergnügen, zu wissen, wen ich als Mariens Vater und Wohlthäter zu verehren habe."

„Wie? Sie wissen meinen Namen nicht?" frug erstaunt der Baron. „Sie wissen nicht, daß Marie die Nichte des Barons von Neuberg ist?"

„Von Neuberg?" rief Otto erschreckt aus „Marie ist die Nichte des Barons von Neuberg? Nein, das wußte ich nicht, das hatte ich nicht geahnt!"

Marie erschrack heftig, als sie diesen Ausruf vernahm. Was lag hier vor? Welch eine geheime Beziehung machte den Namen ihres Wohlthäters zur Ursache des Schreckens für den Geliebten? Wo waren sie sich begegnet, da sie sich doch nicht zu kennen schienen? Eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen und trieb sie doch auch wieder an, versöhnend einzuschreiten. Standen sich die Beiden feindlich gegenüber, so konnte sie allein vermitteln, das fühlte sie.

Sie trat also auf den Baron zu, faßte seine

Hand und sagte, indem sie ihm bittend in das Auge blickte: „Er war es, der damals, als das herannahende Ende meiner Pflegemutter mich gänzlich zu verwaisen drohte, mit edler Selbstverläugnung freiwillig mir, der Verlassenen, seinen Schutz und seine Liebe antrug. An dem Todestage der Dahingeschiedenen gelobte ich, schon dafür, daß er ihr einen ruhigen Tod bereitet hatte, ihm dankbar zu sein mein Leben lang."

„Und wer gibt Dir die Gewißheit, daß es von Anfang an seine freie Absicht war, dies Versprechen von Dir zu fordern?" erwiederte der Baron. „Sah er sich nicht vielleicht nur durch die ängstliche Sorge Deiner sterbenden Pflegerin dazu bewogen, Dir Schutz zu bieten?"

„Wer mir die Gewißheit gibt?" frug Marie, und ihre Augen glänzten vom Feuer der Ueberzeugung. „Mein Herz gibt und gab sie mir, denn das vernahm mehr von ihm und verstand ihn besser, als seine Worte versprachen!"

„Und Du glaubst, daß Du dem Gedächtniß Deiner Pflegerin mehr schuldig bist, als der Liebe, die ich Dir zugewendet habe?" frug in vorwurfsvoll bitterem Tone der Baron.

„Ich verstehe sie nicht, mein Vater, erwiederte

schmerzlich erstaunt Marie; „fühlen Sie es denn nicht mit, daß ich meinem Gelöbniß Treue schulde und mein eignes Herz nicht betrügen kann? Aber ohne dies bleibt auch das Wort, welches ich an der Bahre meiner Pflegerin gegeben, ein heiliges Versprechen. Sie zürnen dem Gedächtniß der Verstorbenen," fuhr sie in mild vorwurfsvollem Tone fort, „weil ich mich freventlich ihren Nachforschungen entzogen hatte. Sie werden sagen, durch ein Verbrechen habe sie sich in die Liebe eingeschlichen, die ich ihr weihe; aber war ihr Gefühl für mich nicht dennoch wahre und eben, weil sie ungerechtfertigt war, um so innigere Liebe? Rücksicht auf menschliche Verhältnisse hielten die ferne von mir, die von der Natur dazu bestimmt waren, mich an ihrem Herzen zu halten; war dies weniger unrecht?"

„Nicht dies bestimmt mich, Deine Neigung nicht zugleich zu billigen," entgegnete der Baron. „Eine tiefe Kluft trennt uns von der Familie des jungen Mannes, dem Du Deine Liebe zugewendet hast, und das Mißtrauen, welches Dich bei mir in Erstaunen setzt, hat seinen Ursprung darin, daß wir schon einmal getäuscht wurden, und daß das Mädchen, von der ich sagte, sie habe Richard's argloses Herz bethört, die Schwester Deines Geliebten ist."

Als Otto diese Worte hörte, konnte er nicht länger schweigen und indem er dem Baron fest ins Auge blickte, sagte er mit großer Bestimmtheit: „Wie ist es möglich, daß ein Mann, dessen edle Handlungsweise Mariens Wort mir verbürgt, sich solch ungerechter Rede schuldig machen kann? Mit welchem Rechte, Herr Baron, behaupten Sie, daß meine Schwester Ihren Sohn bethört habe? Wollen Sie etwa alle Schuld jenes unangenehmen Zerwürfnisses auf uns schieben, ohne zu bedenken, daß Ihr schroffes Entgegentreten eine Wendung hervorrief, der gerade Sie sehr gut hätten vorbeugen können? Meine Schwester war jung, voll Leben und empfänglich, möglich, daß es ihr schmeichelte, den jungen Baron von Neuberg unter ihren Bewerbern zu sehen; deshalb war es nicht ihre Schuld, wenn dieser sich um sie bewarb."

Marie gerieth in Sorge und Angst, als sie Otto so entschlossen reden hörte. Sie ging zu ihrem Vater und hing sich schmeichelnd an dessen Arm, während sie zugleich den Geliebten bat, sich zu mäßigen.

Aber der Baron sagte zu ihr: „Laß ihn reden, mein Kind, und Du selbst sollst es mit anhören, wohin die Ueberstürzung dieser neuen Menschheitbe-

glücker führt. Warte nur einige Augenblicke, und Du wirst an der Kühnheit des Bruders die Selbständigkeit der Schwester ermessen können."

„Erwarten Sie nicht, Herr Baron," entgegnete Otto ruhig, „daß ich Ihnen hier das Schauspiel wiederholen werde, welches ihnen mein Vater in seiner Uebereilung gab; aber glauben Sie auch nicht, daß Ihr geringschätzender Ton mich abhalten wird, die Wahrheit laut zu vertheidigen. Sie sind Mariens Schützer und dieser Umstand allein läßt es mir um Alles in der Welt wünschenswerth erscheinen, Ihnen näher zu kommen und mich mit Ihnen zu verständigen. Sie reden von den Fehlern meines Vaters; haben Sie jedoch damals den Eindruck abgewartet, den Ihr Einschreiten in unserem Hause hervorrief? Sie warfen neue, ungehörte Meinungen hin, aber die erste, ich gestehe es, nicht vorsichtige Entgegnung ließ Sie jede weitere Verbindung unterbrechen. Glauben Sie, einen Kranken durch Verachtung heilen zu können? Wenn Sie einsahen, daß mein Vater im Irrthum befangen war, weshalb traten Sie ihm so schroff entgegen? Hätten Sie die Meinungen langsam sich durchdringen lassen, Sie wären als heilender Arzt gepriesen worden, während man Ihrem Verfahren nach nichts anders denken konnte, als daß Stolz

die Triebfeder ihres Auftretens sei, und eben dieser Gedanke alle Wirkungen Ihrer Worte wieder vernichten mußte."

„Was Sie da sagen, mag gut gemeint sein," entgegnete der alte Baron, „aber solche Kranke, wie Ihr Vater, sind unheilbar."

„Und wenn ich dies gelten lasse," entgegnete in schönem Eifer Otto, „handelte es sich denn zuerst um meinen Vater, oder um meine Schwester? Mögen Sie mir glauben oder nicht: ich weiß, welch einen tiefen Eindruck Ihr Besuch auf diese gemacht hatte, so tief, daß Sie mit meinem Vater zürnte, dessen Handlungsweise sie vorher stets unbedingt für richtig gehalten hatte."

„Täuschen Sie sich nicht," erwiederte der Baron, „eine Erziehung, wie sie ihre Schwester genossen hatte, wirkt unauslöschlich in ihren Folgen weiter auf das ganze Leben."

„Allerdings," versetzte Otto, „aber die eigentliche Richtung in der Entwickelung des Weibes gibt ihr doch erst die Liebe."

„Wie kann sich da wahre Liebe entwickeln, wo das Selbstgefühl mächtiger ist, als jede andere Em-

pfindung, und wo die Herrschsucht der Frau im Voraus keine Harmonie entstehen läßt?" erwiederte zweifelnd der Baron.

„Ist es möglich," entgegnete Otto, „daß ein Mann wie Sie glauben kann, der Wortstreit über die Vorrechte des Mannes oder der Frau werde in Wirklichkeit über deren Glück entscheiden! Mich dünkt, darin handelt Niemand nach Ansicht, sondern nur nach Anlage, und der Vorwurf allzugroßer Selbständigkeit, den sie meiner Schwester zuwenden, könnte sich leicht in den Verdacht allzugroßer Abhängigkeit bei Richard verwandeln. Wie leicht wäre es Ihnen möglich gewesen, diese beiden Gegensätze auszugleichen, dann hätten sie Glück gestiftet, während Ihr Dazwischentreten das Gegentheil bewirkte. So wenig, wie in dem Augenblicke, als sie ihre Prinzipien zum Erstenmale darlegten, Richard schon das war, wofür Sie ihn ausgeben, eben so wenig war es nöthig, an einer Umänderung meiner Schwester zu zweifeln; ja, ich sage es mit fester Ueberzeugung, Sie handelten eigenmächtig, als Sie ein Band zerrissen, das Sie nicht geknüpft hatten. Für Richard mußte Ihr Einschreiten doppelt schädlich wirken, da Sie durch Ihre väterliche Autorität eine erwachende, gute Neigung gewaltsam in ihm erstickten; und meine Schwester,



die Richard erst von dem Augenblicke an wirklich lieben lernte, wo Sie ihr zeigten, was er hätte werden können, darf Sie darüber anklagen, daß sie von Ihnen getäuscht wurde. Doch ich will nicht weiter reden, Sie nicht noch mehr erbittern; Marie kennt mein Herz und wird es nicht verlangen, daß ich mich unmännlich fügen soll."

Marie hatte mit Begeisterung den Worten des Geliebten zugehört. „O, mein Vater," rief sie jetzt, „wie konnten Sie ihm mißtrauen? Erkennen Sie nicht sein edles, großes Herz? Müssen Sie nicht freudig mein Glück in seine Hände legen?" Aber plötzlich schwieg sie erbleichend in jähem Schreck; denn ein strenger Blick des Barons zeigte ihr, daß sie im Irrthum befangen war, wenn sie ihn von Otto's edlem Sinn überzeugt glaubte. Einen Augenblick schwiegen alle drei und nur ein unterdrücktes Schluchzen verrieth den schweren Kampf in Mariens Brust. Endlich schien sie entschlossen. Langsam trat sie zu dem Baron, indem sie, tiefen Gram in den bleich verstörten Zügen, mit ersterbender Stimme sagte: „Als ich verlassen von aller Welt am Todesbette meiner Pflegemutter kniete und Otto das Versprechen gab, sein Weib zu werden, da verband mich dies Wort mit ihm für's ganze Leben. Nur sein

Tod oder freiwillige Entsagung können mich dieses Schwures entbinden.

Als sie dies gesagt hatte, wendete sie sich zu Otto. „Ich stehe nun vor Dir, wie damals," sagte sie zu ihm, „eben so arm, so verlassen von aller Welt. Willst Du, daß ich Dir angehören, daß ich Dein Weib sein soll, so sprich es aus und ich folge Dir, wenn auch mein Herz über diesen Zwiespalt brechen sollte."

Der Baron, den die energische Sprache Otto's bereits gegen seinen Willen für den jungen Mann eingenommen hatte, war sichtlich betroffen über Marien's Entschluß. Hier fühlte er stärkeren Widerstand als bei Richard und seine Festigkeit begann bereits zu wanken. „Wie, meine Tochter?" sagte er mit weicher Stimme, „Du kannst mich verlassen?"

Marie konnte nicht länger an sich halten. Laut weinend warf sie sich an Otto's Brust.

„So erklären Sie mir wenigstens, was Sie von Marie fern hielt, gerade zu einer Zeit, wo Ihre Gegenwart doppelt unentbehrlich für sie war?" frug nach einer Pause der Baron. „Wo waren Sie an jenem Tage, als ich das Haus Ihres Vaters besuchte? — Wären Sie dabei gewesen, ich bin überzeugt, es wäre vielleicht Alles anders gekommen."

„An diesem Tage," antwortete Otto, indem er auf seine Geliebte einen Blick inniger Zärtlichkeit warf, „weinte ich mit Marie an der Leiche ihrer Pflegemutter und wiederholte ihr das Gelöbniß, ihr Schützer zu sein für das ganze Leben. An eben diesem Tage raubte mir ein furchtbarer Zufall das Bewußtsein und ließ es mich dann erst wiederfinden, als Marie für mich verloren schien."

Der Baron stand bewegt und nachdenkend.

Marie dagegen sprach: „Müssen wir nicht in all' diesen Ereignissen und scheinbaren Zufällen eine wunderbare Fügung anerkennen und wäre es nicht thöricht, ihr zu widerstreben? Noch ist ja Zeit, noch kann Alles zum Guten sich wenden, laßt uns denn darauf bedacht sein, dem Fingerzeig der Vorsehung zu folgen."

Der alte Baron trat hierauf plötzlich zu Otto heran, reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich fange an zu fürchten, daß ich zu rasch verurtheilt habe und will darauf denken, meine Uebereilung wieder gut zu machen.

Als er diese Worte gesprochen hatte, flog ihm Marie an den Hals und überhäufte ihn mit Küssen und Schmeichelreden.

In demselben Augenblicke trat Richard in das Zimmer.

Er blieb überrascht stehen. Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich seiner, als er Otto erkannte. Er wußte nicht, sollte er ihm freundlich entgegentreten, oder sollte er eine gleichgiltige Miene annehmen. Da nun schritt der alte Baron helfend ein.

„Richard," sagte er, „Du siehst, wir haben hier einen werthen Besuch, und ich habe soeben mein Bedauern ausgesprochen, daß es mir erst hier vergönnt wurde, den jungen Herrn Schaller kennen zu lernen. Die ehrenvolle Bestimmtheit seines Charakters hat mich rasch zu seinem Freunde gemacht und ich muß gestehen, daß es mich gefreut haben würde, wenn Du denselben früher mir als Deinen innigsten Freund entgegengeführt hättest."

Richard war äußerst erstaunt über seines Vaters Worte. Da er noch immer keine Ahnung von dem Vorgefallenen haben konnte, so ging er auf Otto zu, reichte ihm freundlich die Hand, schüttelte diese brüderlich, und sagte, wie er sich freue, ihn zu sehen.

„Und ich hoffe, daß diese Freude eine wahre und ungeheuchelte ist," sagte der alte Baron, „denn die Freundschaft eines jungen Mannes, wie ich Herrn Schaller erkannt habe, kann Dich nur ehren, und

darf Dir um keinen Preis gleichgiltig werden. Wohlan," fuhr er fort, „zeige denn, daß Du diese Freundschaft zu schätzen weißt, und Sie, Herr Schaller, erkennen Sie, daß ich gern bereit bin, die Hand zu bieten, wo es ein Unrecht gut zu machen gilt. Mein Sohn Richard, Du hoffest, das Glück Deines Lebens in Mariens Liebe zu finden und Marie war entschlossen, aus Liebe zu mir das Bündniß mit Dir zu schließen, aber eine höhere Fügung hat ihr gerade jetzt, bevor es zu spät war, einen Mann wieder entgegengeführt, der ältere und höhere Rechte an ihre Liebe hat und dem ihr Herz ohnehin den Vorzug geben würde. Ich hoffe, Du bist Mann genug, um Herrn Schaller und Deiner Schwester Glück zu wünschen, zur Erneuerung der bereits am Todesbette ihrer Pflegemutter geschlossenen Verlobung"

Richard sah einen Augenblick verwirrt und erstaunt vor sich nieder, dann blickte er mit betrübter Miene auf Marie hin.

Diese trat auf ihn zu.

„Du hast das Glück Deines Lebens nun einmal in meine Hände gelegt," sprach sie in sanftem Tone zu ihm, so will ich mich denn dieses Amtes entledigen. Laß mir das Vorrecht Deine Zukunft zu gestalten. Ich selbst kann Dir nicht mehr angehören, das ist nicht

die Folge meines Willens, es ist eine höhere Schikkung, aber ich will eine Stellvertreterin für mich wählen und selbst Deiner Erwählten den Brautkranz aufsetzen. Aus meiner Hand sollst Du die Braut empfangen, die Dich durch ihre ungetheilte Liebe glücklicher wird machen können, als ich es durch das Opfer meiner Erinnerung gekonnt hätte."

Richard war ergriffen und gerührt. Er sprach nichts, aber er drückte Mariens Hand und warf sich dann seinem Vater schluchzend an die Brust.

Dieser selbst, durch den ganzen Auftritt heftig erschüttert, bat Otto, sie auf einige Stunden zu verlassen, da auch Marie der Erholung bedürfe.

Otto billigte dies vollkommen und ging mit dem Versprechen, in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Marie begab sich auf ihr Zimmer und Vater und Sohn blieben allein. Der alte Baron klärte nun Richard über Mariens früheres Verhältniß zu Otto vollständig auf. Richard war dadurch beruhigt, und da die lebhafte Erinnerung an Aurora ihn ohnehin gedemüthigt hatte, so sah er in diesem Verluste eine wohlverdiente Mahnung und Strafe.

Achtes Kapitel.

Als Otto nach einigen Stunden wiederkam, brachte er höchst wichtige politische Neuigkeiten. Es blieb nicht allein kein Zweifel mehr, daß in Frankreich die Revolution große Fortschritte gemacht hatte, sondern die Bewegung hatte auch bereits in Italien ihr Echo gefunden. Der König von Frankreich, so lauteten die neuesten Berichte, war entflohen, und hatte zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, abgedankt. Umsonst hatte dann die Herzogin von Orleans Schutz für ihre beiden Kinder in der Deputirtenkammer gesucht, auch sie war zur Flucht getrieben worden. Darauf hatte man die Tuillerien eingenommen und den Thron verbrannt. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erschallte es nun allenthalben, und die Einsetzung einer provisorischen Regierung verkündete die Errichtung der demokratischen Republik.

In Mailand war in Folge dieser Nachrichten die Aufregung in erschreckender Weise gestiegen und die ganze Lombardei sah sich von innen und außen hart bedrängt. Man fürchtete überall Ausbrüche von Revolutionen, ähnlich der Pariser.

Als Otto diese Neuigkeiten mitgetheilt hatte, ließ der alte Baron seinem Verdruß freien Lauf.

„Wie lange wird es dauern,“ sagte er, „so befolgen sie in Deutschland das herrliche Beispiel. Und wo anders werden sie zuerst anfangen, als an unserm schönen Rheine.“

„Wie ich die Sache ansehe,“ meinte Otto, „so scheint überall ein wahres Revolutionsfieber in Ausbruch begriffen zu sein. Es herrscht eine allgemeine Mißstimmung in der Politik und die vielfältige Unzufriedenheit will sich nun auf einmal Luft machen. Daß es den Rhein zuerst treffen wird, geht schon ganz natürlich aus seiner Lage hervor, denn dort werden die Nachrichten zuerst verbreitet und demnach zuerst zünden.“

„Sie haben Recht,“ versetzte der Baron, „es wird nicht lange dauern, so haben sie auch in Mainz die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und die Festungsverhältnisse werden dort die Sache sehr schlimm gestalten.“

„Eben diese Besorgniß verfolgt mich schon seit mehren Stunden,“ erwiederte Otto, „und wenn ich es recht bedenke, so ist jeder Augenblick, den ich zögere, dorthin zu eilen, ein unverantwortliches Unrecht an der Pflicht gegen meine Eltern.“

„Auch mich beunruhigt die Sorge um meine Mutter,“ entgegnete der Baron. „In Italien wird ohnehin unter solchen Umständen unseres Bleibens nicht sein, und es ist besser, man steht gerüstet an dem Ort, wo man hingehört. Aber eine Bedingung möchte ich Ihnen stellen,“ fuhr er fort, „wer kann wissen, wie sich die Sachen jetzt gestalten werden! Lassen Sie uns denn bedacht sein, mäßig zu verfahren und das Nächste nicht außer Augen zu lassen. Die Kluft zwischen Ihrem Vater und mir würde durch eine plötzliche Erklärung unsrer veränderten Beziehungen gerade jetzt nur vergrößert werden können. Er würde vielleicht in meinem Entschlusse eine Folge der Furcht vor der Zeitbewegung sehen und neue Mißverständnisse könnten daraus entstehen. Da gilt es denn, dieser Ansicht zuvorzukommen. Hören Sie meinen Plan. Ich reise mit Marie wenige Tage vor Ihnen ab und Marie soll dann, ohne ihren jetzigen Namen zu nennen, als das arme Mädchen von ehemals Ihr elterliches Haus betreten, Ihre Mutter gewinnen und uns den Weg bahnen.“

„Damit ist denn zugleich eine neue Prüfung für meine Eltern verbunden,“ entgegnete lächelnd Otto, „aber thun Sie es immerhin. Marie wird sich gewiß den Weg in die Arme der Eltern bahnen

und meine Mutter wird sie freudig als die Braut ihres Sohnes begrüßen."

Marie fand den Plan des Barons ebenfalls ganz vortrefflich. Sie verband damit noch eine neue Absicht, die sie später Otto mittheilte, als sie mit ihm allein war.

Sie hoffte nämlich Luisens Neigung zu Richard zu erforschen und dies Verhältniß wo möglich wiederherzustellen. Sie erkundigte sich daher genau nach Luisens Charakter, und Otto versprach, um ein vollständiges Bild vom Wesen seiner Schwester zu geben, ihr einen Brief mitzutheilen, den er erst kürzlich von seiner Schwester erhalten hatte.

Kurze Zeit darauf brachte er ihr die nachfolgenden Zeilen:

Luise schrieb: „Ich habe es oft nicht glauben wollen, wenn man erzählte, daß Menschen in einer Nacht plötzlich um viele Jahre älter geworden seien, aber wir glauben eben nur das, wozu wir einen Vergleich in uns finden. Nun habe ich es gelernt, daß es Erfahrungen gibt, die uns rasch über einen längeren Zeitraum hinwegsetzen, und wenn auch nicht in einer Nacht, so doch in wenig Wochen um viele Jahre älter machen können. Wie thöricht war ich, zu glauben, es sei eine Beeinträchtigung

der Frauen, wenn man sie vom öffentlichen Leben ausschließt! Hat doch die Natur der Frau das schöne Amt gegeben, in diesem Kampf und ungelösten Streit der allgemeinen fortschreitenden Bewegung durch die Fessel der Liebe den Mann an den schwindenden Augenblick zu ketten und ihm mit den sanften Freuden der Häuslichkeit die Gegenwart zu schmücken, wenn sein Blick in rastlosem Suchen in die Weite schweift. Die Welt ist so schön und das Leben bietet so viel bunte und duftende Blüthen, darum sollen wir nicht vorüber gehen, ohne das Schöne erschaut und erfaßt zu haben, und die Blüthen nicht zertreten, ohne das Herz an ihnen zu laben! Wie freue ich mich auf Deine Zurückkunft, mein Bruder, und wie innig werden wir uns an einander anschließen, wenn Du erst wieder hier bist. Ich habe so oft das Bedürfniß, mich Jemand recht vollständig mitzutheilen; meine Freundinnen verstehen mich in vielen Dingen nicht und von den Eltern trennt mich oft wieder die Verschiedenheit des Alters zu sehr. Früher verstand ich es nie so gut, wie unentbehrlich Du mir bist, und ich würde mich recht unglücklich und einsam fühlen sollte unsre Trennung noch länger dauern. . —

Als betrübende Neuigkeit theile ich Dir mit,

daß der Großvater sich leider in einem recht bedenklichen Gesundheitszustande befindet. Simon Goldheim, von dem ich Dir zuletzt schrieb, daß er längere Zeit gefährlich krank darniederlag, ist nun so weit wieder hergestellt, daß er des Vaters Haus verlassen darf. Wie ich höre, soll jedoch sein ganzes Wesen gestört sein und während seiner Krankheit hat man mehrmals für seinen Verstand gefürchtet. Sein Vater hat ihm, in der Besorgniß um das Leben des Sohnes, jeden früheren Wunsch bewilligt, ihm freigestellt, ja sogar ihn zu überreden gesucht, sich zur Ausbildung in der Musik nach Paris zu begeben; aber der arme Simon hat für nichts Höheres mehr Sinn. Er scheint abgestumpft gegen Alles, was ihn sonst begeisterte. Ach Otto! dieser Fleck in meinem Leben wird sich nie austilgen lassen. Wüßte ich ein Mittel, mein Unrecht gegen Goldheim gut zu machen, und kostete es, was es wolle, ich würde es ergreifen. Da jedoch jede Verbindung zwischen ihm und unsrem Hause unterbrochen ist, und ein auffallender Schritt von meiner Seite, wie die Umstände jetzt liegen, die Sache eher verschlimmern als verbessern würde, so kann ich nichts thun, als darauf hoffen, daß die Zeit Alles ausgleichen und heilen wird. Dieses traurige Erlebniß hat schnell in mir gereift,

was doch über kurz oder lang gekommen wäre. Ich bin mißtrauisch geworden gegen mich selbst und ängstlich in Bezug auf jedes Gefühl und jeden Wunsch, die sich in mir regen. Da habe ich mir denn fest vorgenommen, Dir in Zukunft nichts zu verheimlichen, was mich bewegt oder beunruhigt. Dein Rath soll mich leiten und ich werde in Allem mich ihm unterwerfen. Man sieht in der letzten Zeit mit gespannter Erwartung auf die politischen Ereignisse in Frankreich, und der Vater hat schon mehrmals den Wunsch ausgesprochen, daß Du bald zurückkehren möchtest, um in der Nähe zu sein, wenn es unsern Nachbarn von jenseits des Rheines einfallen sollte, uns zu beunruhigen.

Bald hätte ich vergessen Dir anzuzeigen, daß Vetter Jan sich mit Rosalie Kamp verlobt hat. Die einzige Schwierigkeit ist die, daß Rosalie durchaus nicht mit ihm nach Holland ziehen will. Der gute Vetter ist dadurch doppelt in Verlegenheit, denn erstens muß er sich in seiner Nationalehre verletzt fühlen, und zweitens weiß er nicht, wie er es anfangen soll, um dem Wunsche seiner Braut nachzukommen. Die Mutter kann dir diesmal nicht schreiben, sie läßt Dich wie immer bitten, Deine Gesund-

heit zu schonen, und recht bald etwas von Dir hören zu lassen."

Marie las diesen Brief mehrmals durch und nachdem sie sich über einzelne Persönlichkeiten und Beziehungen, die ihr fremd waren und namentlich über die Andeutungen in Bezug auf Simon Goldheim befragt hatte, sagte sie zu Otto:

„Wenn mich nicht alles trügt, so ist gerade Luise das Wesen, um Richard glücklich zu machen. Er selbst wird an ihrem festen Charakter vollständig sein Wesen entwickeln und befestigen, während sie dagegen durch seine Einwirkung einen Theil ihrer früheren Selbständigkeit ablegen und nicht mehr in den Fall kommen wird, die Schranken der Weiblichkeit zu überschreiten, denn dazu besitzt Richard doch zu viel Charakterstärke. Aber sie müßte vorerst ein ganz neues Feld der Thätigkeit, einen ganzen neuen Wirkungskreis als seine Frau finden, wobei sie gezwungen wäre, sich mit und durch ihn hinein zu leben, und wo sie ganz allein auf seinen Rath und Beistand angewiesen wäre. Alles dies wird sich vortrefflich machen, wenn sie aus der dortigen Gegend fortkommen. So sehr ich es bedauern werde, denn ich fühle es, Luise wird mir eine liebe Freundin und Schwester werden, so werde ich es doch mit Richard's

Vater besprechen, daß Beide wenigstens für die erste Zeit nach ihrer Verheiratung auf Schloß Locznitz schalten und walten. Daß diese Verbindung zu Stande kommt, dafür stehe ich ein."

Während die beiden Liebenden dies mit einander besprachen, besorgte der alte Baron die nöthigen Papiere und Anordnungen zur schleunigen Abreise. Richard war inzwischen verstimmt und niedergeschlagen in das nah gelegene Kaffeehaus gegangen, um etwas Näheres über die wichtigen politischen Neuigkeiten zu erfahren.

Er war kaum eingetreten und hatte eben eine Zeitung zur Hand genommen, als der Conte Feraldo sich ihm näherte, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Aurora war nämlich durch Richard's auffallende Verlegenheit bei ihrem Anblick im Verlangen, ihm näher zu kommen, nur noch bestärkt worden. Sie konnte sich nicht denken, daß ihre Anschläge gänzlich mißlingen sollten und das Benehmen des jungen Barons machte das Abenteuer für sie nur noch piquanter.

Sie hatte dem Conte darum aufgetragen, den ganzen Vorfall mit Stillschweigen zu umgehen und um jeden Preis das gute Einvernehmen mit dem jungen Freunde aufrecht zu erhalten.

Der Conte kam also wie gewöhnlich auf Richard zu, um ein unbefangenes Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Richard jedoch hatte, obwohl er den ganzen Plan nicht durchschauen konnte, wohl bemerkt, daß der Conte sowohl mit Aurora bekannt sei, als daß derselbe Marien besondere Aufmerksamkeit zuwendete und er schloß daher, der geschmeidige Italiener habe seine eigene Bekanntschaft jedenfalls nur aus einem von diesen beiden Gründen gesucht. Da es ihn ohnehin endlich kränkte, der Spielball absichtlicher oder unabsichtlicher fremder Zwecke zu sein, so brachte die Anrede des Italieners sein Blut in rasche Wallung und er beachtete denselben gar nicht.

Der Conte wiederholte, was er gesagt hatte, und da Richard abermals that, als ob er nichts gehört habe, ließ jener einige heftige Bemerkungen fallen, die etwas von „deutscher Bär" und „Rohheit" enthielten.

Das war gerade genug, um Richard's Zorn zur Wuth zu steigen.

Er stand auf, warf dem Conte das Zeitungsblatt, welches er in der Hand hielt in das Gesicht und wartete ab, was dieser darauf beginnen werde.

Der Conte schäumte vor Wuth und würde auf

seinen Gegner losgestürzt sein, hätte Richard's ruhige Haltung, der feste, von Zorn sprühende Blick und die muskulöse Gestalt den entnervten Italiener nicht in Schrecken gesetzt. Es blieb ihm indeß nichts anderes übrig, als Richard eine Herausforderung zukommen zu lassen.

Dieser nahm sie auf Pistolen an; zwei Tage darauf am frühen Morgen sollte das Duell stattfinden und jeder der Gegner sich mit seinem Sekundanten an Ort und Stelle einfinden.

Richard eilte nach Hause. Als er dort eintrat, war der alte Baron soeben zurückgekommen. Er hatte bereits alle nöthigen Papiere besorgt und setzte nun, da die beängstigenden Nachrichten von allen Seiten her sich von Stunde zu Stunde häuften, die Abreise für sich und Marie auf den folgenden Morgen fest. Otto und Richard sollten Tag's darauf Rom verlassen und auf einem andern Wege über Wien zurückkehren, um dann einige Tage nach der Ankunft der ersteren einzutreffen. Der Baron beurlaubte sich noch an demselben Tag im Vatikan beim Papste.

Richard athmete auf, als er diese Anstalten treffen sah; er schwieg einstweilen noch gegen Otto von dem Duell und wollte diesen, wenn sein Vater und

Marie unbesorgt abgereist sein würden, bitten, ihm zu sekundiren.

Die Stunde der Abreise kam. Otto und Marie trennten sich schwer, denn obgleich sie wußten, daß sie sich bald für immer angehören sollten, so fiel doch der düstre Schatten der Erinnerung an ihren kaum erst verschmerzten Verlust bei dieser Gelegenheit schwer in ihre Herzen. Wahrt man doch ein wiedergefundenes Gut stets mit größerer Sorge, als ein nie verlorenes! Richard war auffallend bewegt, als er seinem Vater und Marie Lebewohl sagte. Sie schoben dies auf Rechnung seiner wehmüthigen Stimmung in Folge der Auflösung seiner Verlobung mit Marie. Diese tröstete ihn mit der Versicherung, sein Wohl eben so fest im Auge zu behalten, wie das ihrige.

Die beiden jungen Männer begleiteten die Abreisenden noch eine Strecke weit zu Pferd und kehrten darauf zurück; der alte Baron und Marie bestiegen in Civita vecchia ein Dampfboot, das nach Genua abging.

Beim Zurückgehen kündete Richard seinem Freunde Otto an, daß er am andern Morgen ein Duell haben werde, bei welchem er ihn sich zum Sekundanten ausersehen habe.

Otto erschrack darüber anfänglich heftig und verlangte eine ausführliche Erzählung des Vorgefallenen und der Ursache des Duells. Dadurch sah sich Richard genöthigt, dem Freunde die ganze Geschichte mit Aurora zu eröffnen und er that dies rückhaltlos und frei.

Otto befand sich nun in der peinlichsten Verlegenheit. Wenn Richard ein Unglück zustieße, von wem anders sollte dessen Vater Rechenschaft fordern als von ihm? Er erbot sich rasch, einen Vergleich zu versuchen, aber Richard gerieth über diesen Vorschlag so sehr in Aufregung, daß er ihn wieder aufgeben mußte und nun rathlos schwieg.

Sie waren am frühen Morgen von Rom weggeritten und kamen erst gegen Mittag wieder zu Hause an. Kaum waren sie eingetreten, als Richard seine Pistolen hervorsuchte, während Otto voll Besorgniß im Zimmer auf und ab schritt. Keine feige Zaghaftigkeit beunruhigte ihn, sondern einzig der Gedanke, daß Marie und ihr Vater ihn an ihrer Stelle wähnten und daß er nun nicht im Stande sei, den Freund von einem Schritte zu entfernen, von dem die Bitten der Schwester und die väterliche Ermahnung ihn gewiß würden abgehalten haben. Er hätte Morgen gern selbst an Richard's Stelle gestanden, um

das tödtende Blei für ihn zu erwarten und mit seinem Blute die Treue seines Wortes zu besiegeln.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und eine tief verschleierte Dame trat ein. Richard erkannte sie augenblicklich; es war die Fürstin Makonski.

Mit leiser, bebender Stimme frug sie, ob der Baron Richard von Neuberg ihr einen Augenblick allein Gehör leihen wolle.

Otto vermuthete sogleich, wer die Dame sei und war galant genug, sich in das anstoßende Zimmer zurückzuziehen, obgleich er es nicht ohne einige Besorgniß that. Er fürchtete die verführerische Gewalt der reizenden Italienerin auf des Freundes leicht bewegtes Gemüth, doch hoffte er auf der andern Seite wieder, daß sie gewiß gekommen sei, den Streit mit dem Conte Feraldo gütlich beizulegen und in diesem Falle würde ihre Ueberredungskunst ihm willkommen gewesen sein.

In der That war es der Zweck von Aurora's Besuch, das Duell zu verhindern. Sie wünschte durchaus nicht die Ursache zu einem öffentlichen Skandal zu sein, auch fürchtete sie sich die Rache der reichen und mächtigen Verwandten des Conte Feraldo zuzuziehen, wenn das Duell, und davon war sie im Voraus überzeugt, ungünstig für diesen ausfallen solle.

Sie vertraute für das Gelingen ihres Versöhnungsversuchs bei Richard noch immer auf die Macht ihrer Schönheit.

Als daher Otto das Zimmer kaum verlassen hatte, schlug sie den Schleier zurück und näherte sich Richard, indem sie ihn frug, ob sein Gedächtniß ihr nicht eine kleine Stelle eingeräumt, ob er ganz der Zeit vergessen habe, wo er täglich sich in ihrer Nähe befunden, ihrer Worte gelauscht, ihre Hand in die seinige gepreßt habe.

Richard behielt seine ruhige Haltung und ohne eine Miene zu verziehen, antwortete er: bis jetzt sei dies leider noch nicht geschehen, er hoffe aber in ihrem und seinem Interesse, es möge die Zeit kommen, wo jede Erinnerung an jene Tage aus seinem Gedächtniß getilgt werde.

Aurora verbiß ihre Wuth. Ihre Neigung war wie von einem tödtlichen Schlage getroffen und wechselte mit dem Haß. Sie sah die einzige Waffe, welche ihr zu Gebot stand und mit der sie sich bisher für unüberwindlich hielt, ihren Reiz, wirkungslos abprallen und sogar höhnisch zurückgewiesen. Richard war nicht mehr leidenschaftlich erzürnt gegen sie, wie in Venedig, er war kalt und behandelte sie mit verachtender Gleichgiltigkeit.

Aber sie dachte daran, weshalb sie gekommen war. Anscheinend ruhig trug sie daher im Auftrag des Conte Feraldo einen Vergleich an, den Richard unbedingt zurückwies, indem er sagte, er könne die Aufforderung zu einer Aussöhnung am wenigsten aus dem Munde der Fürstin Makonski annehmen, da er dabei nicht einmal die Gewißheit habe, daß das Ganze nicht ihre eigne Erfindung sei.

Das war für die gefeierte Fürstin zu viel. Glühend vor Scham und Wuth eilte sie hinaus, und gleich darauf rollte ihr Wagen schnell hinweg.

Richard aber entgegnete dem fragend eintretenden Freunde: „Nun ist es mir, als hätte ich Absolution für alle meine Sünden erhalten, denn ich habe sie behandelt, wie ihresgleichen es verdient."

Otto hatte den größten Theil dessen, was Richard der Fürstin gesagt hatte, hören können; er drückte nun auf's Innigste die Hand des Freundes und versuchte nicht weiter, das Duell zu verhindern.

Am folgenden Morgen fanden sich die beiden Gegner mit ihren Sekundanten zur festgesetzten Stunde an dem bezeichneten Orte ein. Ohne viel zu reden, wurden die Anstalten getroffen, die Entfernung gemessen und die Position genommen.

Richard, der in allen sogenannten ritterlichen

Uebungen Meister war, zielte mit großer Ruhe, der Conte hingegen trat mit einer gewissen hochmüthigen Gleichgiltigkeit an, die sehr gegen die frostige Blässe seines Gesichts und die wankende Haltung kontrastirte.

Beide Schüsse fielen zu gleicher Zeit. Richard stand unversehrt, der Conte war am Arm verwundet und in Ohnmacht gesunken, seine Genossen beschäftigten sich eifrig um ihn.

Otto zog seinen Freund schnell hinweg, da er weitere Streitigkeiten mit den raschblütigen Italienern vermeiden wollte. Daß der Conte nicht lebensgefährlich verletzt sein konnte, wußte Richard, denn er hatte ihn geschont; er folgte also der Aufforderung Otto's, beide bestiegen ihre Pferde und ritten zur Stadt zurück. Dort hatten sie bereits alles zur Reise vorbereitet. Sie säumten also keinen Augenblick, verließen Rom und nahmen in Ankona ihre Plätze auf dem ersten nach Triest abgehenden Dampfer.

Neuntes Kapitel.

Der alte Baron von Neuberg und Marie hatten ihre Seereise glücklich und wohlbehalten beendigt.

Das Meer war ruhig und klar gewesen und die Inseln, an denen sie vorbeifuhren, strahlten in der vollen Pracht des erwachenden Frühlings.

Der Monte Capana ragte hoch über den sonst öden Strand von Elba empor. Die beiden Inseln Capraja und Gorgone schienen auf der tiefblauen Wasserfläche zu schwimmen, so daß der Baron lebhaft an die Stelle in Dante's „göttlicher Komödie" erinnert wurde:

> muovasi la capraia e la gorgona,
> e faccian siepe ad arno in su la foce,
> si ch'egli anniеghi in te ogni persona.

Endlich fuhren sie in den Golf von Genua ein. Hinter der großen, durch ihre terassenförmige Anlage sich prachtvoll in Form eines halben Mondes präsentirende, blühende Stadt, erhob sich das Gebirge, welches anfänglich mit prachtvollen, üppigen Gärten, reizenden Villa's und Klöstern besäet und bis zur Spitze mit Olivenwäldern bedeckt ist. Auf dem Kamme des Berges, gerade über der Stadt, erblickten sie das Kastell, von welchem man einen Anblick genießt, der wohl dem Schönsten was die Erde bietet, an die Seite gestellt werden kann.

Auch Genua war bereits durch die neuesten

politischen Nachrichten in große Bewegung versetzt und dies bewog den Baron, die Rückreise zu beschleunigen.

Ohne Aufenthalt überschritten sie die Alpen, wo noch der tiefste Winter mit all seinen Schrecken hauste und durchkreuzten die Schweiz, bis sie, nach Baden gelangend, bereits den Nachklang der französischen Februarrevolution antrafen und alles in Gährung und Bewegung fanden. Als sie sich endlich dem Ziele näherten und in das hessische Gebiet kamen, empfing sie die Neuigkeit, daß der Großherzog dort seinen Sohn zum Thronfolger angenommen und Heinrich von Gagern an die Spitze des Ministeriums gestellt habe, wodurch die Ruhe vor der Hand gesichert schien. Mainz war die erste Stadt gewesen, welche dem Großherzog eine Deputation geschickt hatte, jetzt war überall Jubel und Lebendigkeit.

Gleich nachdem der Baron von Neuberg mit Marien auf seinem Gute angelangt war, entwarf er den Plan, wie Letztere sich im Schaller'schen Hause einführen solle. Die Kleider, welche sie damals trug, als sie vor nicht ganz einem halben Jahre die Gegend verließ, waren noch in vollkommen gutem Zustande. Wenige Tage nach ihrer Ankunft zog sie dieselben an, ging in Begleitung des Barons nach

dem Ufer des Rheines und ließ sich von da allein nach Schierstein übersetzen. Dort ging sie nach dem Hause, in welchem sie früher mit ihrer Pflegemutter gewohnt hatte.

Die Hauswirthin erkannte sie sogleich wieder und schlug vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen, als sie die Todtgeblaubte sah. — Dann umarmte und küßte die gute Frau unter einem Schwall von Betheuerungen ihrer Freude das liebliche Mädchen und führte die Vielbeweinte mit Thränen der Freude in den Augen zu ihrem Manne und den Kindern in die Stube.

Dort erzählte sie nun ohne Aufhalten in einem Athem fort, wie Frau Schaller zuerst allein und dann mit ihrem Herrn Sohne hier gewesen sei, wie sie Marie für todt gehalten und beweint hätten, wie der vergangene Winter für die armen Leute so gar nicht hart gewesen sei, und wie es nun überall in den Köpfen zu spucken beginne.

Als sie endlich ausgeredet hatte, bat sie Marien, nun auch ihre Erlebnisse zu erzählen, und vor allen Dingen zu erklären, wie und wohin sie damals von hier gegangen sei.

Marie war auf alle diese Fragen gefaßt. Sie erzählte, daß sie in der Verzweiflung nicht habe in



der Gegend bleiben wollen und deshalb rheinabwärts gewandert sei, wo sie dann bei guten Leuten eine Stelle gefunden habe und nun bei anbrechendem Frühling hieher gekommen sei, um einmal nach dem Grabe ihrer Pflegemutter zu sehen und zugleich nach den Menschen zu fragen, die sich hier früher freundlich ihrer angenommen hatten.

Die gute Frau glaubte ihr jedes Wort, sie weinte vor Freude und beeilte sich Marie den erwünschten Vorschlag zu machen, sie nach Mainz, in das Haus des Kaufmanns Schaller zu führen.

Marie willigte ein, die Wirthin besorgte ihre kleinen häuslichen Geschäfte, nahm noch einige Aufträge für sich und die Nachbarschaft zur Besorgung mit, und Beide schritten mit einander nach Bibrich, wo sie dann das kleine Dampfboot bestiegen, das sie in kurzer Zeit rasch nach Mainz brachte.

Fast wäre Marie unterwegs ungeduldig geworden über das anhaltende Geschwätz ihrer gutmüthigen Begleiterin. Sie dankte dem Himmel als ihre Wirthin endlich einige Bekannte antraf, denen sie viel wichtige Dinge von Marktereignissen zu erzählen hatte, wobei Marie dann ihren Gedanken überlassen blieb. Das Herz klopfte ihr heftig, als sie den Thürmen und Häusern der Stadt immer näher kam, eine

Stunde nach und sie war vielleicht über die wichtigste Frage ihres Lebens außer Zweifel.

So trat sie mit der sie begleitenden Frau in Schaller's Haus ein und mußte beim Ersteigen der breiten Treppe einige Male anhalten, um Athem zu holen.

Sie traten in ein Zimmer und trafen Luise darin allein an. Diese war soeben beschäftigt, die Antwort des Bruders auf ihren letzten Brief zu lesen.

Mariens Begleiterin erklärte ihr in umständlicher Rede die Ursache ihres Kommens, und bezeichnete das junge Mädchen als die entschwunden gewesene und todtgeglaubte Verlobte Otto's, die durch den Zweifel an der Treue ihres Bräutigams dazu gekommen sei, ihr Brot bei fremden Leuten zu suchen. Die gute Frau plauderte sich in eine solche Rührung hinein, daß sie am Schlusse ihrer Rede helle Thränen weinte.

Luise sah Marie einige Augenblicke prüfend an, ging dann freundlich auf sie zu, faßte ihre beiden Hände, küßte sie auf den Mund und sagte, indem sie ihr freundlich in das Auge blickte.

„Sie Aermste! was mögen Sie gelitten haben, da Sie meinen Bruder für ungetreu halten mußten. Aber nun bleiben Sie hier bei uns, denn in kurzer

Zeit wird Otto von seiner Reise zurück sein. Welch frohe glückliche Ueberraschung wird es für ihn sein, Sie hier zu finden. Aber setzen Sie sich," fuhr sie eifrig fort, — „Sie sind gewiß müde; ich werde Ihnen eine kleine Erfrischung besorgen."

Mariens Begleiterin verbat sich alle Umstände und wollte sich entfernen, aber Luise gab es nicht zu, und bat und drängte die gute Frau, wenigstens vorher ein kleines Frühstück zu nehmen. Sie eilte darauf selbst zur Küche, ordnete und bereitete dort schnell das Nöthige und bediente dann ihre Gäste auf die liebenswürdigste und zuvorkommendste Weise.

Die junge Frau, welche Marie hergeleitet hatte, hatte sich während des Essens nach mancherlei zu erkundigen, und eilte gleich darauf, nachdem sie sich für die Bewirthung auf das Schönste bedankt hatte, ihren Geschäften nach in die Stadt.

Die beiden jungen Mädchen blieben allein und Luise befrug nun ebenfalls Marie über ihre seitherigen Erlebnisse. Hier fiel es dieser etwas schwer, ihre erdichtete Geschichte vorzubringen.

Luise sprach dann von ihrem Bruder, erzählte, von seinen Reisen, theilte Marie von seinen Briefen mit, und so waren sie auf ein Thema gekommen, bei dem sie beide das höchste Interesse hatten und

durch welches sie in kurzer Zeit rasch mit einander vertraut wurden.

Sie waren eben noch im besten Gespräche vertieft, bei welchem sie sich gegenseitig an mancherlei übereinstimmenden Ansichten erfreuten, als die Thüre aufging und Frau Therese eintrat.

Luise sprang sogleich auf, eilte ihrer Mutter voller Freude entgegen und stellte ihr Marie als Otto's Braut vor.

Man kann sich denken, wie überrascht Therese war! Die Erinnerung alles dessen, was sie mit ihrem Sohne bei Mariens Entschwinden gelitten hatte, stieg in ihrer Seele auf und bewältigte sie einen Augenblick so sehr, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Als sie sich wieder gesammelt hatte und ruhiger geworden war, konnte sie es sich dennoch nicht verbergen, daß ihr Mariens Rückkehr jetzt nicht mehr so erwünscht war, als sie es vor des Sohnes Abreise gewesen wäre.

Sie hatte jedoch Takt und richtiges Gefühl genug, um Marie dies nicht empfinden zu lassen.
Auch sie erkundigte sich freundlich nach allem, was sich inzwischen mit Marie zugetragen hatte und

versicherte, daß sie sich freue, sie als ihre Tochter in ihrem Hause aufzunehmen.

Marie war über den herzlichen Empfang von Seiten der Mutter ihres geliebten Otto in innerster Seele ergriffen. Therese bestand sogleich darauf, daß Mariens Sachen, die noch seit ihrem Weggange dort geblieben waren, von Schierstein herübergebracht werden sollten und Luise ließ es nicht anders geschehen, als daß sie ihr Zimmer mit ihrer neuen Freundin theilte.

Die beiden Mädchen eilten dann sogleich zusammen hinweg, um sich einzurichten und Therese schickte nach der Schreibstube ihres Mannes und ließ ihn bitten auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

Als Schaller eintrat, theilte ihm Therese etwas verdrießlich die Nachricht von Mariens Ankunft mit, und setzte zum Schluße hinzu: „Wer weiß, ob wir es nun noch ein Glück nennen können, daß sich das Mädchen wiedergefunden hat! So schön und liebenswürdig sie mir auch erscheint und so sehr sie auf den ersten Blick für sich einnimmt, so ist es doch immer eine eigenthümliche zweifelhafte Partie, und wer weiß, ob Otto durch die Reise und die vielen Veränderungen nicht längst auf andere Gedanken gekommen sein mag.“

„Wenn das Mädchen gut und brav ist," entgegnete Schaller, „so wird Otto sie nicht so schnell vergessen haben, dafür kenne ich ihn, und ich gestehe Dir aufrichtig, daß ich alle Vorliebe für die wohlerzogenen Töchter unsrer gebildeten Stände verloren habe, seitdem Luise mir den unangenehmen Streich mit Goldheim gespielt hat. Lieber ein einfaches, schlichtes Mädchen vom Lande, die nicht mehr sein will als die Frau ihres Mannes, zur Schwiegertochter, als eine unsrer naseweisen, überklugen Stadtdämchen."

„Aber als was sollen wir das Mädchen einstweilen nur ausgeben?" frug Therese, immer noch verdrießlich und zweifelnd.

„Nun einen Namen wird sie doch wohl haben? Den führt sie, bis ihr Otto einen andern gibt," versetzte Schaller. „Jetzt ist auch der Augenblick, um nach Namen und Herkommen zu fragen! Ein Mädchen aus dem Volke wird bald mehr gelten, als alle hochgebornen Fräulein von einigen hundert Ahnen. Unter den gegenwärtigen Umständen steht zu erwarten, daß in kurzer Zeit jeder eingebildete Standesunterschied verschwunden sein wird und die Tochter des Proletariers lachend auf die Erbin eines alten Stammbaums hinblicken kann. Haben

Gelüste getheilt. Wäre er nur schon wieder da, daß die Hochzeit bald stattfinden könnte, denn ich sehne mich darnach, daß wieder einmal etwas Leben und Bewegung in die Familie kommt."

Zehntes Kapitel.

In der Fremde ist der Mensch sich selbst getreuer. Losgelöst von den beengenden Schranken der Verhältnisse und der kleinlichen Rücksichten persönlicher Beziehungen, gibt er sich dort ganz, wie er ist, ohne Rückhalt, offen und vertraulich. Darum schließen sich die schönsten, dauerndsten Bande der Freundschaft in der Fremde, und es ist nicht blos die Erinnerung an die Freuden, die man mit einander genossen, die Entzückungen, die man miteinander durchlebt hat, es ist das Bewußtsein, daß man sich gegenseitig besser kennt, da man Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in das innere Wesen zu thun, wie es sich in unbewachten Augenblicken gibt. So gehen in der Heimat oft Menschen Jahre lang an einander vorüber, ohne sich zu kennen, ein günstiger

Augenblick führt sie in der Ferne zusammen und sie bleiben die engsten Freunde für ihr ganzes Leben.

Ähnlich erging es Otto und Richard. Früher hatten sie sich eigentlich wenig beachtet und nun erkannten sie, daß sie sich gegenseitig viel werth werden konnten.

Otto hatte für sein Alter ein sehr gereiftes Wesen und dieser Zug war durch die letzten Erlebnisse noch verstärkt worden. Mit Illusionen war er fast niemals geplagt worden, wo er aber etwas praktisch ersinnen oder ins Werk setzten konnte, da war er recht an seinem Platze. Er liebte es, sich mit Künstlern von ihrer Kunst, mit Gelehrten von ihrer Wissenschaft zu unterhalten, aber er selbst war und blieb Geschäftsmann, und verschmähte es, da selbst etwas Halbes leisten zu wollen, wo er fähig und im Stande war, das Ganze an Anderen zu würdigen, zu fördern und zu bewundern. Hatte er sich auch dem herrschenden Gebrauche unterzogen und an den öffentlichen künstlerischen Bestrebungen in Gesellschaft seiner Freunde Theil genommen, so that er dies mehr des erheiternden Umganges willen. Er haßte eigentlich allen Dilettantismus und war demselben stets fern geblieben. Trotzdem war ihm während seines Aufenthaltes in Berlin und auf seiner Reise in Italien

nichts entgangen, was seinen Geist aufklären und belehren konnte.

Richard, welcher bisher ganz von seinem Vater geleitet wurde, war eben dadurch gewöhnt, einseitig den väterlichen Ansichten zu huldigen und sich um weiteres nicht zu bekümmern. Seine Studien hatte er zwar fleißig verfolgt, übrigens nie einen besonderen Sporn zu eigenem freien Nachdenken dabei empfunden. Sehr vortheilhaft wirkte nun sein Zusammensein mit Otto auf ihn ein, dessen vielseitige Kenntnisse ihn zur Aufmerksamkeit reizten und dessen selbständiges, klares und sicheres Urtheil nicht wie das seines Vaters drohend, sondern anregend auf ihn einwirkte.

In demselben Maße, wie nun seine Zuneigung zu Otto wuchs, kehrte auch die Erinnerung an dessen Schwester Luise bei ihm zurück, und er dachte wieder oft und gern an sie. So kehrte denn auch jener verwegene Schritt, den sie nach seiner Abreise durch den Besuch bei seiner Großmutter gethan hatte, in sein Gedächtniß zurück, aber er erschien ihm nun viel weniger verwerflich als früher, ja er fand sogar etwas Heroisches in dieser freiwilligen Demüthigung und sah zugleich den Beweis einer Neigung in ihr, die ihn stolz machte und mächtig zu ihr zurückzog.

So kamen die beiden Freunde wieder auf deutschem Boden an und befanden sich bald mitten in den Bewegungen der aufgeregten Zeit. Die allgemeine Begeisterung, welche in Wien bei Metternich's Sturz herrschte, riß auch sie mit fort und namentlich ward Richard in merkwürdiger Weise von der Macht der öffentlichen Gährung ergriffen. Unaufhaltsam erfaßte ihn der Strom und zog ihn mit in den Taumel, der sich damals aller enthusiastischen jugendlichen Gemüther bemächtigt hatte. Wie in einem neuen Elemente fühlte er sich von bisher ungekannten Empfindungen durchwogt und erhoben, er stand mit einem Sprunge mitten im brausenden Wirbel der Verhältnisse und das wirre Tosen der Fluth betäubte seine Seele mit dem süßen Rausche der Begeisterung.

Für Otto war der Einfluß nicht so bewältigend. Die Schlagwörter des Tages, die für Richard neu waren und ihm als Orakelsprüche und Offenbarungen eines aufgehenden Gestirnes erscheinen mußten, hatte Otto seit seiner Kindheit zu oft gehört, als daß er in ihnen mehr als einfache Worte vernehmen konnte. Zwar empfand auch er den gewaltigen Eindruck, den die Gesammtbewegung hervorrief, und er begrüßte freudig die ersten Erfolge derselben, aber seine Erwartungen waren weniger überschwenglich

un an die Hoffnung für die neue Erhebung knüpfte sich bei ihm die Besorgniß vor möglicher Ueberstürzung und plötzlicher darauf folgender Ermattung.

Richard war schon in Wien nur mit Mühe davon zurückgehalten worden, seinem Vater zu melden, daß er sich in einem dortigen Freikorps habe anwerben lassen, überall, wo sie auf der Durchreise Aufstand und Bewegung trafen, entstand ein neuer Kampf zwischen dem, in der größten Unruhe vorwärts eilenden Otto und Richard, der jeden Augenblick daran war, Vater und Heimat zu vergessen, um an den Streitigkeiten der politischen Parteien Theil zu nehmen.

Als sie nach Dresden kamen, war auch dort die Umwälzung bereits ohne jedes Blutvergießen vor sich gegangen. In Berlin hatte der entsetzliche blutige Kampf, der vom achtzehnten bis zum Morgen des neunzehnten März dauerte, damit geendet, daß der König, gedrängt durch die Bitten des Volkes und der Geistlichkeit, das Militär endlich zurückzog, das Ministerium entließ, die Errichtung einer Bürgerwehr gestattete und die Schloßwache dieser übergab.

Eine allgemeine Amnestie mit unbedingter Vergebung verkündete darauf allen denen, die wegen politischer, oder durch die Presse verübter Vergehen oder Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden waren, die Freiheit.

So weit gingen die Nachrichten, welche unsre Freunde in Dresden vernahmen. Die letzterwähnte Amnestie gestattete den geächteten Liberalen Rückkehr, und entließ auch die erst vor kurzem verurtheilen polnischen Verschwörer, unter denen Mieroslawski bald darauf sich dem Aufstande in Posen an die Spitze stellte.

Aus Baiern wollte man von der Abdankung des König Ludwig wissen, der noch von den Lola-Ereignissen verstimmt war. —

Alle diese Nachrichten vermehrten nur die Besorgnisse Otto's in Bezug auf die Zustände in Mainz. Zwar erfuhr er auf seine genauen Nachforschungen, es habe bis jetzt dort noch kein Aufstand stattgefunden, doch mußte er befürchten, daß dies jeden Tag geschehen könne, und daß die Lage der Seinigen dann zwischen dem fremden Militär eine sehr unangenehme werden. könne. Der Gedanke, daß sein Vater jedenfalls einer der ersten und bekanntesten Führer der dortigen liberalen Partei sein werde, erhöhte seine Besorgniß und es war ihm, als vernehme er die heimlichen Wünsche seiner Mutter, die seiner Rückkehr gewiß sehnlich entgegensah.

Elftes Kapitel.

Der Aufenthalt Mariens im Schaller'schen Hause hatte schon verschiedene Folgen gehabt. Sie war bereits der Liebling aller Bewohner des Hauses geworden und hatte mit Luise ein inniges Freundschaftsverhältniß geknüpft. Beide nannten sich „Du" und Luise vertraute der Freundin ihr ganzes Fühlen und Denken. Sie ward mehr als sonst zu Hause gehalten, und kam deshalb bei ihren Freundinnen fast in den Verdacht, als habe sie ihr Interesse für die politischen Bewegungen gänzlich verloren. Bis dahin war sie eine eifrige Theilnehmerin aller Versammlungen der jungen Bürgerinnen gewesen, und hatte dabei überall eine besonders hervorragende Rolle bekleidet; ja, sie hatte sich im Interesse der jungen Freiheit bereits sehr behaglich darin gefühlt, den Ton anzugeben und unumschränkt in allen öffentlichen Anordnungen zu herrschen. Dabei glaubte sie auf's Strengste darauf bedacht zu sein, daß sich unter ihrer Leitung die Vereine, denen sie angehörte, von allen öffentlichen Bewegungen in direkter Beziehung entfernt hielten. Die Damen sollten nur die Vertheilerinnen der Siegespreise, die Pflegerinnen der Verwundeten und die Belohnerinnen der Tapferkeit sein.

So war ein Theil ihrer, durch die Zusammenkunft mit Richard's Vater gewonnenen, besseren Vorsätze bei dem allgemeinen Rausche der Zeit rasch für sie schon wieder verloren gegangen, und wenn sie auch wohl hin und wieder an ihre bessere Einsicht erinnert wurde, so rechtfertigte sie sich vor sich selbst mit dem Gedanken, daß durch das Scheitern ihrer Verbindung mit Richard ihr Zweck ein andrer geworden sei, dem sie sich in so bewegter Zeit um so weniger entziehen dürfe.

Mariens Gegenwart hatte sie indessen wieder etwas an das Haus gefesselt und sie schloß sich mehr und mehr an die neue Freundin an.

„Es ist sonderbar," sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter, „daß ich in Mariens Gesellschaft niemals Langeweile empfinde, während wir andere Mädchen doch oft unter einander auf die abenteuerlichsten und verkehrtesten Ideen gelangen, um nur etwas Leben und Abwechslung in unsre Unterhaltung zu bringen. Marie weiß so gut auf alles einzugehen, ohne allem unbedingt beizustimmen; sie mischt dem Unbedeutendsten, was sie thut oder spricht einen so fesselnden Reiz bei, daß man nicht müde wird, sich mit ihr an die alltäglichsten Beschäftigungen zu gewöhnen. Die unbedeutendste Anordnung verräth bei

ihr Geschmack, und ohne streng zu sein, gibt sie bei allem, was sie anordnet, einen solchen Ernst kund, daß die Dienstleute ihr gegenüber bei Ausübungen der kleinsten Handhabungen einen förmlichen Respekt an den Tag legen."

„Du hast Recht," antwortete Therese, „und es ist mir nur das Eine räthselhaft bei dem lieben Mädchen, wo sie das alles herhaben mag! Bei ihrer Mutter, der Wittwe eines früh verstorbenen Arztes, hat sie doch gewiß nie Gelegenheit gehabt, sich in guten Häusern umzusehen, aber es ist als ob es ihr angeboren wäre, so anmuthig und sicher geht ihr alles von der Hand."

Marie stand inzwischen in fortwährender Verbindung mit dem alten Baron. Schon die herzliche Aufnahme, welche sie gefunden hatte, und mehr noch ihre fortwährenden, einzelnen Mittheilungen überzeugten denselben immer mehr, daß er in der That zu schnell und hart über die Familie Schaller geurtheilt hatte.

Demnach mußte ihm Marie mehr Recht geben, als sie ihm selbst gestand. Luise war noch immer nicht geheilt und Marie sah ein, daß es dennoch schwer halten wurde, zu entscheinden, ob sie geeignet sei, Richard glücklich zu machen oder nicht.

Einen Tag war sie mild und nachgiebig, so daß man nicht aufhören konnte sich über sie zu freuen, aber gleich darauf wurde ihr das Haus wieder zu eng und sie erging sich in den schrankenlosesten Plänen und Schwärmereien. Freilich erhielt sie dazu auch fortwährende Anregung, denn der alte Schaller hatte indessen bereits öffentlich die lebhaftesten Sympathien für die Ereignisse des Tages bewiesen.

Alle Clubbs und Versammlungen hatte er besucht, in freimüthigen Reden seine Gesinnungen kund gegeben, sich bei der Bürgerwehr betheiligt und stets reichliche Summen gezeichnet, wo es galt neue Institutionen durch pekuniäre Mittel zu unterstützen, welches letztere nicht eben selten nöthig wurde. Es war ihm, dem an tausend Bequemlichkeiten gewöhnten Mann, freilich beschwerlich geworden und fiel ihm noch immer hart, wenn er mit der Flinte in der Hand auf dem Schloßplatze exerziren und Nachtwachen thun mußte. Er war in Bezug auf seine geschäftliche Stellung anerkannt einer der solidesten und streng rechtlichsten Männer; es konnte ihm deshalb nicht eben erfreulich sein, in Reihe und Glied neben so manchem Bankerottirer und offenkundig unreellen Menschen zu stehen und sich von demselben dann als Kamerad und Waffengefährte betrachtet und angeredet zu sehen. Au-

ßerdem wußten seine Gesinnungsgenossen alle, daß er reich und freigebig war, und es machte sich daher ganz natürlich daß die meisten Zusammmenkünfte und Berathungen immer in seinem Hause stattfanden, wobei es dann große Gastmahle gab und Frau Therese in Küche und Keller reichlich beschäftigt ward. Allerdings schmeichelte es dem Hausherrn dann auch wieder, die Führer der Bewegung zu bewirthen, sich an ihren langen Reden zu ergötzen und mit einzustimmen, wenn sie unter einander sich Toaste zutranken oder einer des andern Vorzüge glänzend hervorhob und lobend anerkannte.

Außerdem beehrten die Abgesandten und Gesinnungsgenossen aus den umliegenden Städten oft tagelang das gastliche Schaller'sche Haus und gaben ihm dadurch einen ganz besondern Glanz in den Augen aller Freigesinnten.

Zwar schüttelte Frau Therese mitunter den Kopf, wenn es gar zu laut und lebhaft bei ihr herging, aber die Männer des Fortschrittes sprachen auch für die Rechte der Frauen, und ließen es an Beweisen ihrer hohen Achtung und Verehrung für dieselben nicht fehlen.

Dabei war die Aussicht vorhanden, einmal eine

bedeutende Stellung in der Öffentlichkeit einzunehmen, und so verwerflich auch alle Verhältnisse der Höfe im Großen erschienen, so anziehend und verführerisch wäre es doch gewesen, der Mittelpunkt eines Hofes im Kleinen zu sein.

Angenehm war es bei allen diesen Veränderungen, daß das Gut Maienruhe nicht fern von der Stadt lag und so den vielen Besuchern häufig Gelegenheit geboten werden konnte, zu Wagen oder zu Fuß Ausflüge dorthin zu machen. Theresens Vater, obgleich in letzter Zeit sehr kränklich, nahm ebenfalls den lebhaftesten Antheil an allen Bewegungen der Zeit und mußte täglich von den neuesten Ereignissen in Kenntniß gesetzt werden. Zwar nahmen die endlosen Besuche, die Versammlungen, die bürgerlichen Verpflichtungen und die Deputationen in Familienkreisen, den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht in Anspruch und die Geschäftsstunden konnten nur sehr flüchtig und unregelmäßig eingehalten werden, aber welches Opfer ist zu groß, wo es das Wohl der Menschheit gilt!

Schaller war viel zu geregelt in seiner Handlungsweise, als daß er sich seinen geschäftlichen Interessen ganz entfremden konnte, dagegen versetzte ihn diese ewige Hast, diese doppelte und dreifache Sorge

in einen fortdauernden Zustand von Aufgeregtheit, der seiner Gesundheit höchst nachtheilig ward. — Vetter Jan stand ihm zwar treulich im Geschäfte zur Seite; aber dieser war ein Holländer und bedurfte sehr lange Zeit, um einen Entschluß zu fassen oder einen Plan zur Ausführung zu bringen.

Da sehnte sich denn Schaller oft mit schwerem Herzen nach der Zurückkunft seines Sohnes Otto, und zählte mit Ungeduld die Tage, bis er ihn nach seinen letzten Briefen erwarten durfte. Endlich kam dieser ersehnte Tag heran.

Am einundzwanzigsten März saßen Marie und Luise des Abends bei einander, und besprachen sich über die nun mit Bestimmtheit angekündigte Rückkehr Otto's, welcher am folgenden Tage erwartet wurde. Luise war lebhaft und aufgeregt, Marie still und innig beseligt.

„Ich weiß eigentlich gar nicht," sagte plötzlich Luise, „warum ich mich so sehr freue! Wird mich Otto dann beachten, wenn er zurückkehrt, da er Dich hier findet? Gewiß, ich freue mich recht über Euer Glück, aber es wird mir doch manchmal recht weh thun, wenn ich nun so überall überflüssig bin und meinen Bruder durch die Freundin, und die Freundin durch den Bruder verlieren muß."

„Wer weiß," sagte Marie, durch den betrübten Ton Luisens mitleidig gerührt, „vielleicht bringt diese bewegte Zeit, die ja so viele Freunde aus der Fremde heimführt, auch für Dich einen Ersatz, der Dich Bruder und Freundin gern entbehren lassen kann."

„Das wäre vergebliche Hoffnung," entgegnete Luise. „Wer sollte mir wiederkehren? Wenn Du Richard's Vater kenntest, so würdest Du einsehen, daß an seine Zurückkunft nicht zu denken ist, Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, wie dieser Mann uns gegenübertrat. Bevor er nachgibt, geschieht Alles andere."

„Du schilderst den alten Herrn doch wohl etwas zu hart," meinte Marie.

„Keineswegs," entgegnete eifrig Luise. „Ich habe niemals so strenge Gesichtszüge wie die seinigen gesehen. Er war der einzige Mann, der mir im Leben Furcht einjagte."

„Nicht möglich! Der Schreck hat Dir doch keine Ohnmacht zugezogen?" scherzte Marie.

Luise lachte. „Eine Ohnmacht?" versetzte sie, „nein, dazu hat er es denn doch nicht gebracht. Ich ohnmächtig? Das ist mir noch nie geschehen und wird wohl auch nie in meinem Leben vorkommen."

„Nicht zu vorschnell," drohte Marie, und wollte weiter reden, als Rosalia Kamp eintrat und sie unterbrach.

Rosalie entschuldigte ihr spätes Kommen mit der wichtigen Nachricht, daß ein heftiger Streit in einem Wirthslokale stattgefunden habe, wobei Bürger und Soldaten heftig an einander gerathen wären. Man hatte sich erzählt, auch Luisens Vater sei dabei betheiligt und Rosalie kam in voller Angst, um darüber Gewisses zu erfragen.

Schaller saß mit seiner Frau im anstoßenden Zimmer und zerstreute Rosaliens Besorgniß sogleich, indem er ihr seine Anwesenheit laut kund that, und sie zu erzählen aufforderte, was sie über den Vorgang gehört habe. Rosalie wußte nicht viel. Das aber wußte sie mit Bestimmtheit, daß Simon Goldheim sich durch seine entschlossene Haltung den Soldaten gegenüber bemerklich gemacht habe. „Ich dachte, Simon Goldheim wäre noch immer unwohl?" frug Therese ganz erstaunt.

„Er war bereits seit längerer Zeit auf dem Wege der Besserung," erwiederte Rosalie, und scheint erst durch die neueren lebhaften Bewegungen vollständig wieder der Alte geworden zu sein. Den ganzen Winter nahm er an nichts Theil, weder an Ver-

gnügungen noch an ernsten Dingen, aber nun, seit der neuen Bewegung ist er mit einem Male überall dabei und nimmt an allen öffentlichen Versammlungen den lebhaftesten Antheil."

„Davon hast Du uns ja kein Wort gesagt," wendete sich hierauf Therese zu ihrem Manne.

„Zu was sollte ich Euch dies sagen?" entgegnete dieser. „Ich hätte mich höchstens dabei ärgern können, denn im Grunde mag der junge Goldheim ein so ehrenwerther, muthiger und kluger Mensch sein als er will, für Dich und Luise bleibt er doch immer nur ein verachteter Jude."

Diese Bemerkung übte auf Luise eine so heftige Wirkung aus, daß sie aufstehen mußte und weinend in das anstoßende Zimmer ging.

Rosalie mußte sich wieder entfernen und Schaller ließ Vetter Jan rufen, daß er sie nach Hause begleite.

Therese schwieg schmollend.

Marie suchte Luise auf und als sie dieselbe in Thränen fand, erinnerte sie sich der Mittheilung, welche ihr Otto in Bezug auf Goldheim's Neigung zu Luise gemacht hatte.

Sie suchte ihre Freundin so gut als möglich zu trösten, obgleich sie dieselbe durchaus nicht frei sprechen

konnte von dem Unrecht, das sie an Simon begangen hatte.

„Ach," sagte Luise, noch immer in Thränen, „diese Schuld wird mich wohl durch mein ganzes Leben begleiten und schon durch sie allein habe ich es verdient, daß ich selbst kein wahres Glück soll kennen lernen. Ein solch edles Gemüth, solch reiches Talent wie Goldheim war, habe ich muthwillig der Gefahr des Untergangs preisgegeben, und trotzdem erhebt er sich wieder und ist auf's Neue bereit für das Wohl der Menschheit in die Schranken zu treten."

Marie achtete Luisens Reue und ließ sie ruhig darin gewähren.

„Wahrlich," fuhr diese mit einem Male fort, und eine Wehmuth kam über sie, wie sie nie zuvor empfunden hatte; „es ist doch recht traurig mit mir geworden! Wie schön war es sonst, wenn wir des Abends zusammenkamen und musizirten! Papa und Mama hörten uns zu, Goldheim leitete das Ganze, und fast jedesmal war auch Richard mit dabei. Alles dies habe ich selbst zerstört. Richard ist fort und Goldheim's hübsche Lieder kann ich gar nicht mehr ansehen, so leid thut es mir, daß ich ihn so gekränkt habe."

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Dich zu sehr

zu betrüben, so möchte ich wohl einmal eines seiner Lieder hören,“ sagte Marie; „komm, singe eins davon, Du gewöhnst Dich dann vielleicht eher daran, wieder ohne Trauer an den jungen Komponisten zu denken, und findest es am Ende weniger grausam von Dir, daß Du durch Deine Härte ihn seiner Kunst erhalten hast, denn in ihr findet er doch gewiß seinen Trost.“

Luise ging an das Klavier. „Hier ist ein Lied, es heißt: Im März,“ sagte sie und begann.

Die Knospen springen auf, der Schnee zerrinnt,
Ein sanftes Wehen folgt den kalten Schauern;
Wo jedes Wesen hoffend ist gesinnt,
Rings neue Luft zu regen sich beginnt,
Kannst du noch trauern:

Die Veilchen sagen: Treu dem alten Bund
Durchbrach der Lenz des Winters eis'ge Mauern;
Nun wird von jedem Leid die Welt gesund,
Wir machen Dir die frohe Botschaft kund,
Und Du willst trauern?

Schon lange, tief in Schnee und Eis versteckt
Des Frühlings erste holde Boten lauern;
So wird Dein Herz von Gram und Weh bedeckt,
Gewiß zum neuen Leben auferweckt.
D'rum laß das Trauern!

Erschließ die Brust der Lüfte mildem Weh'n,
Die Stürme können doch nicht ewig dauern!
Lern' der Natur geheimes Wort versteh'n,
All' überall siehst Du's geschrieben steh'n:
Du sollst nicht trauern!

Bei der letzten Strophe zitterte ihre Stimme und sie kämpfte gegen Thränen an.

„Ach,“ seufzte sie, indem sie aufstand, „der arme, arme junge Mann! ich werde mein Unrecht an ihm niemals wieder gut machen können!“

Marie konnte es sich nicht länger versagen, ihrer Freundin einige Worte der Hoffnung und Beruhigung zuzuflüstern.

„Tröste Dich,“ sagte sie zu ihr, „morgen wird alles besser werden und Du wirst dann ruhig sein.“

„Morgen?“ frug Luise in schmerzlichem Tone. „Für Dich, ja, aber für mich wird gerade morgen ein neuer Tag der Trauer sein. Otto's Rückkehr wird mich wieder an Alles erinnern, was vor seiner Abreise vorfiel, er wird gesund wiederkehren und in Dir die Erfüllung seiner Wünsche finden, während ich mich verlassener als je fühlen werde.“

„Mir ahnt es anders,“ entgegnete Marie. „Es ist mir, als müsse auch für Dich der morgige Tag ein rechtes Glück bringen.“

„Glück für mich," erwiederte achselzuckend Luise; „wie sollte das zugehen?"

„Wer weiß," sagte Marie dagegen; „hast Du denn gar keine Ahnung, daß etwas besonderes geschehen könne?"

„Mein Bruder wird zurückkehren, das ist das erste, was geschehen kann, entgegnete Luise; „er wird sich mit Dir verbinden, das ist das zweite, und wenn ich vielleicht etwas von ihm erbitten dürfte, so könnte es allenfalls das sein, daß er eine Versöhnung zwischen Simon Goldheim und uns zuwege brächte."

Marie konnte gar nicht begreifen, daß Luise so weit entfernt von dem Gedanken an die wahre Sachlage blieb; für sie allerdings war Alles erklärt, aber sie bedachte nicht, daß der ganze Zusammenhang der Umstände undenkbar und unbegreiflich für jeden Andern sein mußte. Selbst, wenn sie alles frei heraus gesagt hätte, würde es anfänglich schwer geworden sein, an die Wahrheit ihrer Erzählung zu glauben; wie viel weniger konnte bei Luise eine Ahnung davon entstehen!

Es war für diesen Abend unmöglich eine erheiternde Stimmung hervorzurufen. Luise war ergriffen, schwach und weich, wie sonst nie, und dieser neue, ihr noch fremde Seelenzustand kündete eine große

Umänderung bei ihr an. Aber sie sollte noch eine letzte, schwere Prüfung bestehen, um erst vollständig als neues Wesen daraus hervorzugehen.

Zwölftes Kapitel.

Ein heiterer Morgen im Vorfrühlinge wirkt ganz anders, als später, wenn die schönen Tage Regel geworden sind. Sonnenschein im März weckt und belebt nicht nur die ganze umgebende Natur, sondern er fällt auch so recht erwärmend in das menschliche Herz, löst das Eis winterlichen Grames und lockt neue Hoffnungsknospen daraus hervor.

Als Luise am folgenden Morgen erwachte und zum Fenster hinaus in die heitere Welt blickte, konnte sie sich ihrer trüben Stimmung von gestern Abend kaum mehr entsinnen. Sie weckte Marie scherzend und singend auf, indem sie rief: „Heut ist der Tag, an dem er soll vor uns erscheinen, wach auf, wach auf, wach auf!"

Draußen auf der Straße war schon Alles lebhaft. Die Verkäufer riefen ihre Waaren aus, Dienst-

mädchen reinigten Straßen und Treppen, Bäcker und Fleischer gingen von Haus zu Haus; der Tag begann wie ein anderer, nur trug er ein aus Sonnenschein gewobenes heiteres Kleid.

Bald war auch alles im Schaller'schen Hause munter und zum Frühstück versammelt.

Man konnte zwar den zurückkehrenden Otto erst spät am Abend erwarten, aber Therese sah an diesem Tage doch schon vom frühen Morgen an sehr oft zum Fenster hinaus, was sie sonst nie that. — Bald wollte sie sehen, was der vorübergehende Ausrufer zu verkaufen habe, bald war es ihr vorgekommen, als stritten sich die Dienstmädchen auf der Straße, und es war auffallend, wie viele seltsame Begebenheiten sich gerade heute vor dem Hause ereignen konnten. Marie war lange auf ihrem Zimmer geblieben. Sie hatte einen Brief von ihrem Oheim erhalten und beantwortete denselben sogleich. Er gab ihr darin die Stunde an, wenn die jungen Leute eintreffen würden; Otto's Eltern und Luise sollten diese nicht genau wissen. Marie sollte die Ankömmlinge zuerst zu Luise führen und die beiden vereinigten Paare dann zusammen die Eltern überraschen. Die Art, wie sich der alte Baron einzuführen gedachte, behielt er für sich.

Marie wollte übrigens am heutigen Tage, um ihn recht festlich zu begehen, da das Wetter nun gut zu bleiben versprach und der Winter vorüber war, das Grab ihrer Pflegemutter besuchen. Sie hatte zu diesem Zwecke einige schöne Blumenstöcke und Kränze bestellt. Luise begleitete sie und half ihr das Grab schmücken. Die beiden Mädchen blieben zu Mittag in Maienruhe und kehrten dann erst wieder nach Mainz zurück.

An demselben Tage ging der junge Goldheim aus dem Hause seines Vaters, um in der Stadt zu erforschen, was Neues vorgefallen sei. Er traf in einem bekannten Bierhause eine Anzahl Bürger, welche zusammen saßen und die neuesten Ereignisse besprachen. Aus Baden und Würtemberg waren neuere Nachrichten gekommen. Aller Orten hatte es Revolutionen gegeben, Hecker und Struve gingen von Munde zu Munde, und man konnte deutlich erkennen, daß ein Theil der Versammelten es für unverantwortlich hielt, wenn in Mainz alles so ruhig vorübergehen werde. Ein junger Mann machte die Bemerkung, daß der Besitz einer Festung wie Mainz für das Volk eine größere Errungenschaft sei, als alle bisherigen Märzerrungenschaften.

Dabei wurde das Gespräch immer lauter, einige

der Streitenden schlugen dazwischen betheuernd mit der Faust auf den Tisch, und der dicke Wirth war kaum im Stande, den durstigen Bedürfnissen seiner Gäste zu genügen, obgleich er sein Dienstpersonal um einen stämmigen Burschen vermehrt hatte.

Die Mittagsstunde rief endlich einen großen Theil der Versammelten nach Hause. Die Arbeitsstunden konnte man dem allgemeinen Wohl opfern, aber zur Essenszeit durfte Niemand fehlen, schon wegen der Hausfrauen, die sonst möglicher Weise auch eine Revolution angestiftet haben würden.

Simon begab sich ebenfalls nach Hause. Er hatte vorher einigen Bekannten versprochen, gegen Abend wieder mit ihnen zusammen zu kommen.

Die Mainzer Bürger trugen damals, wie es überall Sitte war, größtentheils die deutsche Kokarde.

Die ersten blutigen Auftritte fanden daselbst am zweiundzwanzigsten März angeblich in Folge davon statt, daß ein preußischer Soldat einem Bürger die Kokarde abgerissen haben sollte. Die erste Folge war ein Auflauf, bei welchem die einzelnen, in der Stadt zerstreuten Soldaten, verfolgt von den Bürgern, in ihre Kasernen flüchteten, und der Tumult, der auf den Straßen umherziehenden Volkshaufen mehrere Stunden fortdauerte.

Das Haus, worin die alte Baronin von Neuberg wohnte, lag nicht sehr weit von dem Platze entfernt, der den Mittelpunkt der Zusammenrottungen bildete.

Der Lärm und das Geschrei brachte die alte Dame so sehr in Angst und Schrecken, daß sie rathlos in allen Zimmern umherlief, auf den Pöbel schimpfte, alle Fensterladen schloß und so viel Unfug trieb, daß Polly, der Lieblingshund, laut zu heulen anfing, worauf seine Herrin neuerdings einen solchen Schrecken bekam, daß sie aller Liebe vergaß und das Thier um es zum Stillschweigen zu bringen, in den Hof verwies. Als der Lärm auf der Straße jedoch immer heftiger wurde und der Bediente mit schlotternden Knien haarsträubende Geschichten berichtete, die er im Bewußtsein der volksfeindlichen Gesinnungen seiner Gebieterin sich selbst erdacht hatte, da stieg endlich die Furcht vor dem rohen Volkshaufen in der alten Dame zu solcher Höhe, daß sie sich entschloß, zu fliehen.

Sie befahl zugleich anzuspannen und gedachte auf dem Gute ihres Sohnes, von dessen Zurückkunft sie keine Ahnung hatte, einstweilen Schutz und Rettung zu suchen. Als der Wagen rasch über die Straße fuhr, flog ein Stein durch eines der Fenster

desselben, daß es klirrend zerbrach und die arme alte Baronin darob vor Schrecken halb ohnmächtig wurde.

Glücklich gelangte sie auf dem Gute an. Aber, wer malt ihr Erstaunen, als ihr Sohn, den sie in der Ferne glaubte, den Schlag öffnete und ihr aus dem Wagen half! Wie ein Engel des Himmels erschien er ihr in diesem Augenblicke. Sie vergaß alles, was zwischen ihnen vorgefallen war, ließ sich von ihm ins Haus geleiten und konnte nicht zu Athem kommen, so viel Entsetzliches hatte sie ihm von dem Aufruhr zu berichten.

Der Baron gerieth dabei selbst in Besorgniß um Mariens Schicksal und wollte sich beeilen, da ohnehin die Stunde nahe war, in welcher Otto mit Richard in Mainz eintreffen sollten, dorthin zu reiten. Seine Mutter jedoch beschwor ihn, sie nicht zu verlassen und sich selbst nicht der Gefahr auszusetzen, von dem rohen Volke ergriffen und getödtet zu werden, wobei sie ihm fortwährend vorstellte, was alsdann aus ihr werden sollte. Erst nach langem Hin- und Herreden gelang es ihm, die geängstigte alte Dame einigermaßen zu beruhigen. Unter der Versicherung, die größte Vorsicht zu beobachten, brach er eilig auf, um die Stadt zu erreichen.

Dort war unterdessen der kleine Aufstand schon gedämpft worden. Das Militär, erbittert durch die feindselige Haltung der Einwohner und zur Rache gereizt durch die Verwundung einiger Kameraden, zog nun durch die Straßen und wehe denen, die sich vor den Fenstern oder gar außer den Häusern blicken ließen! Wo man einen Trupp Soldaten herannahen sah, da flüchtete man hinweg und bald war die Stadt wie ausgestorben, während nur einzelne Kommando-rufe die Stille unterbrachen.

Simon Goldheim hatte beim Ausbruch des Tumultes bei seinen Freunden in der Wirthsstube gesessen, als ein Arbeiter die Thüre aufriß und das Geschehene verkündete. Alle waren sogleich aufgebrochen und hatten sich nach dem Mittelpunkte des Kampfes begeben.

Als darauf die Soldaten mit den Bürgern handgreiflich wurden, zogen sich diejenigen, welche weder Waffen noch Vertheidigungsmittel hatten, zurück. Auch der junge Goldheim beeilte sich, das Haus seines Vaters zu erreichen. Unterwegs jedoch traf er in der Nähe des Schaller'schen Hauses, plötzlich um eine Ecke biegend, auf einen der fliehenden Soldaten, der den bloßen Säbel in der Hand hielt und nach seiner Kaserne eilte. Der Soldat schien etwas an-



getrunken. Als derselbe nun so gerade auf den jungen Mann losrannte, hieb er blindlings mit dem Säbel nach diesem hin und lief dann ohne Aufenthalt weiter.

Simon war schwer am Kopfe getroffen worden. Das Blut strömte ihm über das Gesicht und er sank, das Bewußtsein verlierend, auf das Straßenpflaster nieder.

Dieser Scene hatte Luise mit Entsetzen vom Fenster aus zugesehen. Sie konnte den jungen Mann nicht erkennen, den sie blutend zusammenbrechen sah. Eilig schickte sie an den Ort hin, ließ den Verwundeten in das Haus bringen und auf ein Bett niederlegen.

Als er hereingetragen wurde, erkannte sie ihn sogleich. Sie sandte rasch nach dem Wundarzte und beeilte sich inzwischen das Blut so gut als möglich selbst zu stillen. Ihre Eltern und Marie standen ihr hilfreich zur Seite. Als der Wundarzt kam, untersuchte er den Zustand des Kranken und fand, daß die Wunde zwar an sich durchaus nicht gefährlich, daß es aber die höchste Zeit gewesen sei, dem Blutverluste Einhalt zu thun, da dieser den Kranken bereits bedeutend geschwächt hatte. Er verband hierauf die

Wunde sorgfältig, befahl Ruhe und entfernte sich darauf wieder.

Simon lag fast regungslos. Schaller hielt es für das Beste, ihn ganz allein zu lassen, damit er ein wenig schlummere und darauf gestärkt wieder erwachen könne. Er forderte daher alle auf, sich zu entfernen und ging mit Therese und Marie hinweg. Luise trennte sich jedoch nicht von dem Kranken. Sie wollte seinen Schlummer bewachen und ihn keinen Augenblick allein lassen. Schweigend nahm sie einen Stuhl und setzte sich an das Kopfende des Bettes, auf welchem der Verwundete lag.

Bis dahin war Simon zwar nicht fortwährend bewußtlos gewesen, aber der Schmerz und das rieselnde Blut hatten ihn verhindert, auf seine Umgebung zu achten. Nachdem er nun verbunden war und eine Weile auf dem weichen Kissen geruht hatte, fühlte er sich besser und sah sich um. Da erblickte er, an seiner Seite sitzend, Luise, welche noch blaß von dem gehabten Schrecken mit Thränen im Auge, halb ängstlich um seine Gesundheit besorgt, halb erwartungsvoll, wie er ihre Sorge aufnehmen werde, nach ihm hinblickte.

Erstaunt sah Simon sie eine Weile zweifelnd an, aber ehe er noch reden konnte, näherte sich ihm

Luise und sagte zu ihm: „Sie scheinen verwundert darüber, daß Sie mich in Ihrer Nähe sehen und ich möchte diesen Zufall, hätte er nicht so gefährliche Folgen haben können, fast für ein Glück halten, da er mir Gelegenheit gibt, Ihnen durch die sorgsamste Pflege einen Theil jener Schuld gegen Sie abzutragen, die ich nie ganz auszutilgen im Stande sein werde."

Ist der Körper geschwächt, so wirken alle Eindrücke wenn auch richtig, so doch weniger stark auf die Seele ein, und wenn der Leidende auch die Freude empfindet, so ist sein Gefühl dafür doch eigentlich nur das einer wohlthätigen Erleichterung.

Simon liebte Luise noch immer so sehr, daß jedes sanfte Wort, von ihr zu ihm gesprochen, wie Balsam auf ihn wirkte. Er sah sie also an und streckte seine Hand aus, um die ihrige dankend zu fassen.

Luise reichte ihm ihre Hand und konnte sich dabei nicht enthalten zu weinen. Einige heiße Thränen fielen auf Simons Finger und er fühlte es.

Luise wollte den Augenblick benutzen, um das ganze Mißverständniß zwischen ihr und dem jungen Goldheim aufzuklären.

„Ich habe Sie durch ein unglückliches Mißver-

ständniß beleidigt," fing sie mit bewegter Stimme an, „aber Gott ist mein Zeuge, daß ich sie stets geachtet und geschätzt habe und Ihnen nie so begegnet wäre, als es damals geschah, wenn mein Vater nicht die Entscheidung auf Ihren Antrag in einem Augenblicke von mir gefordert hätte, wo ich vor Verdruß meiner selbst kaum mächtig war. So kam es, daß ich Ihnen rücksichtslos und in einer Weise begegnete, die, glauben sie es meinem Worte, meinem Wesen sonst fremd geblieben wäre. Hätten Sie gewußt, daß der eigentliche Grund, warum ich Ihren Antrag zurückwies, der war, daß mein Herz schon an einen Andern gefesselt war, Sie würden mir vielleicht vergeben haben und unser Freund geblieben sein. — Sagen Sie mir jetzt," fuhr sie fort, „daß Sie dies noch thun wollen."

Simon hielt ihre Hand noch immer fest in der seinigen. Ein Strahl der Freude legte sich jetzt auf seine bleichen Züge, indem er zu ihr sagte:

„Dank Ihnen, daß Sie mir dies Alles gesagt haben. Also nicht darum, weil ich ein verachteter Jude bin, versagten Sie mir Ihre Hand, sondern weil sie einen Andern liebten? O dann wird die Qual, die mich bisher verfolgte, versöhnt; ich kann mein Geschick beklagen, ohne daß ihr Bild durch den

verächtlichen Flecken niedrigen Vorurtheils getrübt wird. Ja, nun kann ich die Hand küssen, die mich schlug, und den Bund ihrer Liebe, wenn auch mit Thränen der Wehmuth, segnen."

„Ich habe ihren Segen nicht verdient," entgegnete mit wehmüthiger Stimme Luise, „darum kommt er zu spät. Der, um dessentwillen ich Sie damals von mir stieß, hat mich verlassen und es ist mir nichts übrig geblieben von jener Zeit, als die Reue über das Unrecht, das ich an Ihnen beging."

„Wie?" frug Simon überrascht, „er, den Sie liebten, hat Sie verlassen? O, dann haben Sie sich getäuscht! Hätte er Sie geliebt, glauben Sie mir, keine Macht würde ihn von Ihnen getrennt haben!"

„Ja, ich fühle es in diesem Augenblicke," entgegnete Luise, tief ergriffen von Simons leidenschaftlichen Worten, „ich folgte thöricht dem falschen Scheine und verkannte die Wahrheit einer echten Liebe. Aber nun sei es gelobt, ich sage mich los von dem unwürdigen Gefühl, das ich bisher noch immer gehegt habe, — ja, wenn es mir gegönnt wäre, die Hand wieder zu ergreifen, die ich einst thöricht von mir stieß, ich wollte sie erfassen und mich daran halten in allen Stürmen des Lebens."

„Luise!" rief Simon und drückte ihre Hand an

sein Herz, „darf ich der schönen Hoffnung wieder Raum geben? Soll diese Wunde, die mich dem Tode in die Arme führen konnte, die Vermittlerin sein zum neuen, schönen, durch Ihre Liebe verklärten Leben?"

„Fragen Sie nicht," entgegnete hierauf Luise, „gern bin ich entschlossen, Ihrem Glücke mein Leben zu weihen und mein Schicksal an das Ihrige zu ketten, wenn sie es verlangen. Freudig will ich Alles aufbieten, um mich durch treue Aufopferung ihres großen und edlen Herzens würdig zu machen."

Als Simon diese Worte vernahm, durchdrang sein Herz das beseligende Gefühl reinster Wonne. Er zog sanft das geliebte Mädchen zu sich nieder; erröthend sank sie an seine Seite auf ihre Knie und umschlang ihn mit beiden Armen. Ihre Lippen berührten die seinigen und mit diesem Kusse erst war es ihr, als sei ihr Unrecht gegen den jungen Mann ganz gesühnt.

Da öffnete sich die Thüre und herein trat Marie in Begleitung von Otto und Richard.

Als Luise Jemand eintreten hörte, erhob sie sich rasch, und da sie ihren Bruder erblickte, wollte sie mit einem freudigen Ausruf ihm in die Arme eilen. Aber wie gelähmt blieb sie mit einem erstickten Ruf des Erstaunens plötzlich bei Richard's Anblick

stehen. Todtenblässe überzog ihr Gesicht, ihr Auge starrte den Eintretenden an, als erblicke sie ein Gespenst, ihre Hand tappte nach einer Stütze und indem sie einen Schritt zurückzuckte, lehnte sie sich an Simon's Lager.

Marie faßte Richard's Hand und sagte, indem sie freundlich und beglückt lächelnd auf Luise zuschritt:

„Du bist erstaunt, und traust Deinen Augen kaum, aber glaube ihnen nur, er ist es, Dein geliebter Freund Richard, der wiederkehrt, um Dir zu sagen, daß er Dich liebt, daß er sein Lebensglück in Deine Hände legen und Dich bitten will, die Seinige zu werden und das Vergangene zu vergeben und zu vergessen."

Eine peinliche Pause entstand auf diese Anrede. Luise starrte Richard noch immer voll Entsetzen und mit lautlos bebenden Lippen an. Richard, Otto und Marie sahen verwundert auf sie hin und Simon erhob sich halb, um Luise ängstlich forschend zu betrachten und jeder ihrer Bewegungen zu folgen.

Plötzlich wendete sich Luise zu dem Verwundeten, legte ihre Arme fest um seinen Hals und rief laut: „Es ist nicht wahr: glaube es ihnen nicht! Sie wollen mich wieder von Dir reißen, ich soll mein Versprechen abermals vergessen; darum zeigen

sie mir den Geliebten und sagen, er sei gekommen, mich zum Weibe zu nehmen. Aber nein! Falsch sind sie Alle, ich will von Niemand wissen, als von Dir, Du nur bist treu!"

Ein leiser Laut des höchsten Entzückens entrang sich beim Anhören dieser Worte aus Simon's Brust. Er ergriff Luisens Hand und bedeckte sie mit tausend Küssen und Thränen. Dann wendete er sich wie ermüdet um und verbarg sein Gesicht halb in den Kissen.

Otto näherte sich seiner Schwester.

„Was ging hier vor?" frug er sie. „Nach dem, was Marie uns flüchtig mittheilte, hofften wir Dich ausgesöhnt mit Simon hier zu finden, und dachten ihn am besten von der Wahrheit dessen, was Du ihm erklären wolltest, zu überzeugen, wenn Richard sogleich hier Dich wiedersähe. Richard's Vater ist Mariens Oheim, auch er ist hier; sie hat dies Alles nur verschwiegen, um Dich und die Eltern vorher kennen zu lernen, aber nun sind wir Alle gekommen, um das Wiedersehen und damit die glückliche Ausführung zu feiern."

Luise hörte aufmerksam zu; sie fühlte nichts, als daß sie namenlos unglücklich sei.

Als daher Otto geendet hatte, schüttelte sie nur

still den Kopf, brach in ein herzbrechendes, stummes Schluchzen aus, und wendete sich wieder zu Simon.

Aber ein jäher Schreck fuhr ihr durch die Glieder.

Blutspuren drangen überall um des Verwundeten Kopf hervor und denjenigen Theil seines Gesichtes, den sie sehen konnte, fand sie mit leichenähnlicher Blässe bedeckt.

Laut jammernd stürzte sie über ihn her und wandte seinen Kopf um. Da bot sich ein gräßlicher Anblick dar.

Simon hatte sich den Verband von der Wunde gelöst, das Blut war bereits durch das Kissen hindurch gedrungen und strömte ihm noch immer über das Gesicht. Sein Auge war schon matt und fahl, der Athem stockte und ging bereits in Röcheln über.

Marie wurde ohnmächtig bei diesem schrecklichen Schauspiele, und rathlos standen die beiden Freunde dabei.

Luise war außer sich in Verzweiflung.

Sie faßte des Sterbenden Hände, daß sein Blut ihre Kleider beflecktе und rief ohne Besinnung jammernd um Hilfe.

Simon sah sie noch einmal an.

Er bewegt seine Lippen, hauchte nur leise die

Worte hervor: „Kann ein Christ mehr thun?“ — und verschied.

Luise sah und hörte nichts als ihn. „Verlaß mich nicht!“ stöhnte sie. „Nimm mich mit, wenn Du sterben willst; so wie Du kann mich Niemand mehr lieben auf der Welt! Ich kann Dich nicht sterben sehen, kann nicht leben ohne Dich!“ — dann brach sie besinnungslos zusammen.

Dreizehntes Kapitel.

Luise lag die ganze Nacht über in heftigem Fieber. Am andern Morgen legte sich dies wieder und sie konnte mit ihrer Umgebung sprechen. Aber welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Still und nachgiebig wie ein Kind, ließ sie alles mit sich geschehen, was ihre Eltern oder Marie für gut hielten. Sie frug nach Otto, und freute sich über sein gesundes Aussehn, als er bei ihr eintrat. Sie ließ sich von Marie alles erzählen, was diese ihr bisher vorenthalten hatte und Marie benutzte diese Gelegenheit, um zu prüfen, was sie in Bezug auf Richard denke.

„Sieh'," sagte sie zu ihr, „der edle junge Mann, der sich für Euch geopfert hat, ist nun todt, und Deine Aufgabe wird es sein, den Zweck zu erfüllen, den er mit der Hingabe seines Lebens für Dich im Auge hatte. Nicht durch unnützen Jammer und leere Klagen kannst Du sein Andenken ehren, sondern nur dadurch, daß Du in seinem Sinne handelst und sein Opfer nicht nutzlos verschwendest."

Luise hörte still und aufmerksam zu.

„Gewiß" sagte sie, als Marie geendigt hatte, „ich werde sein Opfer ehren. Nicht dadurch allein, daß ich Richard's Gattin werde, sondern dadurch, daß ich jeden Augenblick meines Lebens den Gedanken vor Augen halten will, wie kostbar und theuer mein Glück erkauft wurde. Und so will ich es denn nicht leichtsinnig hinnehmen wie ein gewöhnliches Geschenk, sondern ich will es bezahlen, indem ich es hinfort mit dem Glücke meines Gatten auch dem Wohle und dem Glücke andrer Menschen weihe. Noch aber kann ich Richard nicht sehen. Erst muß der Todte bestattet sein und sein Andenken geehrt, dann gehen wir an die Erfüllung seines letzten Willens.

Bald darauf empfing Luise auch den Besuch des alten Barons. Er war an jenem Schreckens-

abends gerade im Augenblick von Simon's Tode in das Schaller'sche Haus gekommen. Die Verwirrung und das Entsetzen über das Vorgefallene gaben ihm die Gelegenheit, sich sogleich in hilfreicher und wohlmeinender Weise zu zeigen, so daß seine späteren Eröffnungen fruchtbar vorbereiteten Boden fanden und er leicht um einen Berg von Hindernissen vorbeikam. Alles war nun bereits im richtigen Einklang. Luise bat ihn um Verzeihung für ihr früheres Benehmen und versicherte ihn, daß sie oft und viel an das gedacht habe, was er damals ausgesprochen.

Man hatte inzwischen Simon's Leiche vom Blute gereinigt und auf ein Bett niedergelegt. Nun entstand die Frage, wie sein Vater von dem traurigen Falle in Kenntniß gesetzt werden sollte. Der Baron wollte dies Amt übernehmen und zugleich wegen der Bestattung mit ihm Rücksprache nehmen. Sie waren nämlich sämmtlich in dem Wunsche einig, daß der edle Todte eine Ruhestätte erhalten müsse, die der Familie als kostbares Gut stets heilig sein solle. In dem schönen Garten auf des Barons Gute war der geeignetste Ort dazu.

Als der Baron sich schon zum Weggange anschickte, kam Marie und bat ihn, ihr dies Amt zu

überlassen. Luise hatte es so gewünscht, da sie nicht selbst gehen konnte. Der Baron und die übrigen willigten ein und Marie suchte die Wohnung des alten Goldheim auf.

Als sie in das untere Zimmer eintrat, war der Alte gerade in seine Handlungsbücher vertieft. Er glaubte, die schöne, junge Dame wolle ihn in Geschäftsangelegenheiten sprechen und bot ihr daher, nachdem er sie freundlich gegrüßt hatte, einen Stuhl an, indem er frug, mit was er ihr dienen könne.

Marie war von dem Anblick des ehrwürdigen alten Mannes tief erschüttert. Er mußte die Abwesenheit seines Sohnes gar nicht bemerkt haben, sonst würde er ohne Zweifel nicht so unbesorgt ihr entgegengetreten sein. Sie bereute es fast, das schwere Amt übernommen zu haben und mußte sich Gewalt anthun, um Ruhe zu gewinnen. „Ich komme,“ fing sie mit zitternder Stimme an, „um Ihnen eine Nachricht zu überbringen.“

„Eine Nachricht?“ frug Goldheim neugierig.

„Und zwar,“ entgegnete Marie, „von Ihrem Sohne.“

„Von meinem Sohn?“ frug der Alte nun ganz erstaunt. „Wo ist mein Sohn? ich habe ihn

nicht gesehn seit gestern Abend. Ist er schon ausgegangen?"

„Er befindet sich seit gestern im Hause des Herrn Schaller," erwiederte Marie.

„Im Schaller'schen Hause?" wiederholte Goldheim, und der Ausdruck seines Gesichts zeigte die Spuren des tiefsten Hasses. Mißtrauisch betrachtete er das junge Mädchen eine Weile und begann dann:

„So sind Sie wohl die Tochter des Herrn Schaller, die ich bis jetzt noch nicht die Ehre hatte zu kennen? Vermuthlich wollen Sie mir die Nachricht überbringen, daß mein Sohn nicht mehr zu seinem alten Vater zurükkehren wird, daß er sich ganz von ihm trennen und bei Ihnen bleiben werde. Sagen Sie es nur heraus, ich bin schon seit lange darauf gefaßt."

Marie empfand die traurige Ironie, die sich zufällig in diesen Worten fand. Sie beschloß den Abschen des unglücklichen Vaters gegen die Familie Schaller wo möglich zu mildern, bevor sie ihm ihre traurige Botschaft mittheilte.

„Sie irren sich," sagte sie, „ich bin nicht Luise Schaller, aber ich komme in ihrem Namen und im Namen ihrer Eltern, um Ihnen eine Nachricht zu



hinterbringen, auf die Sie vielleicht weniger gefaßt sind. Aber ehe ich sie Ihnen mittheile, versichere ich Sie, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie glauben, Luise Schaller habe Ihren Sohn absichtlich gekränkt. Eine Verkettung unglückseliger Zufälle brachte ein Mißverständniß hervor, in Folge dessen sie in einem Anfall von Heftigkeit Worte sprach, deren Sinn ihr Herz gar nicht empfand. Nicht den Juden verschmähte ihr Herz, sondern den ungeliebten, den ihr Vater zwischen sie und ihren Geliebten drängen wollte. Wie viele Irrthümer würden vermieden, wären alle Menschen, ohne Unterschied des Glaubens und der Meinung, einig in der Anerkennung gegenseitigen Werthes. Würden Sie Luisens Reue kennen, gewiß, Sie würden ihr verzeihen wie Ihr edler Sohn ihr verziehen hat."

„Reue?" warf spöttisch lächelnd der alte Goldheim ein. „Was ist Reue? kann sie Geschehenes ungeschehen machen? Mein Gott ist ein eifriger Gott, der Beleidigungen rächt! Will mein Sohn verzeihen, so mag er's thun, weiß ich's doch schon lang, daß er's mit unsern Feinden hält und den Glauben seiner Väter nicht achtet."

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn Marie in schöner Entrüstung. „Schmähen Sie nicht auf das edle Herz Ihres Sohnes, weil es Ihren Haß seiner Liebe geopfert hat und wenn es ihm nicht mög-

lich war, Sie durch sein Leben zur Versöhnung zu leiten, so lassen Sie wenigstens seinen Tod nicht an Ihnen verloren sein. Erfahren Sie denn, daß er für die Idee gestorben ist, um derentwillen Sie ihn schmähen."

Ein lauter Schrei des Schreckens aus dem Munde des alten Mannes war die erste Entgegnung auf diese furchtbare Eröffnung.

„Was sagen Sie, Unglücksbotin?" rief er, „mein Sohn wäre todt? Wann ist er gestorben und wo und wie?"

Marie gab ihm einen kurzen entsprechenden Bericht dessen, was vorgefallen war.

„Todt!" ächzte der alte Mann hierauf. Todt, mein Sohn, mein Einziger!" und er warf sich zur Erde und fiel mit dem Gesicht auf den Boden und wiederholte jammernd: „Todt, mein Sohn! o mein Sohn!"

Diese Laute des Schmerzes schnitten tief in Mariens Herz. Mitleidig näherte sie sich dem jammernden Greise und wollte es versuchen, ihm einige Worte des Trostes zuzuflüstern.

Indem sie sich zu ihm niederbeugte, entfiel ihr jener Talisman, der Ring des Dorfnarren, den sie im Busen trug, und kam so plötzlich dem alten Goldheim zu Gesicht.

Kaum war dies geschehen, als er seine Klagen unterbrechend, auf den Ring starrte, ihn mit der Hand ergriff und rasch an sich riß.

„Was ist das?" sagte er, die Ursache seines gegenwärtigen Jammers über die Erinnerung, welche der Anblick weckte, vergessend. „Wie kommt der Ring hieher? Wer gab Ihnen den Ring?"

Marie ahnte etwas vom Zusammenhang und beeilte sich, in der Hoffnung, durch ihre Mittheilung den Haß des Alten zu mildern, ihm in wenig Zügen die Begebenheit zu erzählen, die Richard's Vater in Bezug auf den Ring ihr mitgetheilt hatte.

Mit stierem Blick sog der Jude die Worte von ihren Lippen. Kaum hatte sie geendet, als er sich erhob, mit wildem grauenhaften Blicke in sein weißes Haar griff, es zerraufte und seine Kleider zerriß.

„Alles ist gekommen, wie ich es vorausgesehen!" rief er dann aus. „Zugleich mit der Nachricht vom Tode meines Sohnes wird mir nun der Ring zurückgebracht, dem einst jene falsche Hand, die Gottes Rathschluß hinderte, als Pfand von mir nahm und das erst wieder eingelöst werden mußte mit dem Blute meines eingebornen Sohnes!"

Ein Schauder ergriff Marie, als sie dies vernahm. „Welch ein furchtbarer Wahn erzeugt diese schwarzen Gedanken?" sagte sie. „Ihr Geschick ist schwer und wohl mag es verzeihlich erscheinen, wenn sie die Menschen verklagen, aber Gottes Hand, die doch sichtlich Alles zum Besten geleitet hat, darf

Niemand anklagen. Aus dem unversiegbarsten Haß ließ er eine Liebe entstehen, die eben so stark, eben so unvergänglich war, wie jener. Wenn dieser Fingerzeig nicht auf Sie wirkt, so ist jedes Wunder vergeblich und keine Macht im Himmel und auf Erden vermag Sie zu bekehren. Meine Botschaft ist erfüllt," fuhr sie fort, „nun habe ich noch eine Bitte. Da Sie das Edelste von Ihrem Sohne freiwillig von sich stoßen und das Geschenk seiner Seele in der Härte Ihres Herzens verkennen, so hoffe ich um so mehr auf Gewährung, denn was kann es Ihnen darauf ankommen, uns nun auch seinen Körper zu überlassen. Gestatten Sie, daß seine Leiche von uns an einem Orte beigesetzt werde, der unserer Trauer nahe liegt."

Das junge Mädchen erwartete keinen Widerstand, wie erschrack sie daher, als der Alte mit einem Blick des giftigsten Hasses ihr erwiederte:

„Wollt Ihr ihn noch taufen, da Ihr ihn gemordet habt? Gott sei Dank dafür, daß mein Sohn ein Jude geblieben ist bis zu seinem Tod. Nun ist er doch wieder mein und kein Mensch kann mir ihn streitig machen. Ihr möchtet wohl ein Kreuz auf sein Grab setzen und Messen für seine Seele lesen lassen, aber davor wenigstens werde ich ihn hüten und er wird meine Obhut nicht mehr vereiteln. Habt Ihr mir den Lebenden entrissen, so soll Euch

jetzt auch der Todte nicht geschenkt sein; ich will ihn zurücknehmen, als mein rechtmäßiges Eigenthum. Eure Macht über mich ist zu Ende: ich habe mein eingelöstes Pfand wieder in Händen!"

Marie wollte noch einen Versuch machen, die Gewährung ihrer Bitte zu erreichen, aber da der Alte sie gar nicht zu Worte kommen ließ, so ging sie unverrichteter Sache, voll der seltsamsten Eindrücke, hinweg.

Als sie nach Hause kam und dort erzählte, was sie so eben erlebt hatte, waren Alle auf's Höchste darüber betrübt, daß der Starrsinn des alten Juden die Sättigung seiner Rachsucht ihn selbst noch bis in das Grab seines Sohnes suchen ließ. Sie konnten jedoch dem Beschlusse desselben nichts entgegensetzen und erwarteten daher, daß er die Leiche holen lasse. Es verging jedoch ein großer Theil des Tages, ohne daß etwas derartiges geschah. Endlich entschloß sich Otto noch einmal nach Goldheims Hause zu gehen, um sich nach dessen Anordnungen zu erkundigen.

Schon unterwegs erfuhr er jedoch, daß der alte Goldheim von einem plötzlichen Schlaganfall getödtet worden sei.

Als er in das Haus trat, waren einige entfernte Verwandte, die sich während dessen Lebenszeit nie um den alten Mann bekümmert hatten, bereits

eifrig damit beschäftigt, sich über den Stand seines Vermögens zu unterrichten und die vorhandenen Geschäftsbücher in Beschlag zu nehmen. Otto suchte nun sogleich den Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf und da Simon ohnehin schon seit lange halb als Abtrünniger betrachtet wurde, so war die Erlaubniß, ihn bestatten zu dürfen, leicht zu erhalten.

So wurde die Leiche denn nun in der Stille nach dem Gute gebracht und außer den Gliedern der Familie, nur noch der alte Musikmeister, Simon's väterlicher Freund, zur Theilnahme an der Bestattung gebeten.

Während dieser Vorbereitungen waren Marie und Therese fortwährend in Luisens Nähe. Sie hatte sich erholt und saß bleich und still in ihrem Zimmer.

Am Morgen des Begräbnißtages befanden auch Otto, der Baron und Luisens Vater sich bei ihr, während Richard sie bis jetzt noch immer nicht wiedergesehen hatte.

Als der Baron angekündigt hatte, daß sein Gärtner an einem recht schön dazu geeigneten Platze bereits das Grab für Simon gegraben habe, und daß er nun nächstens den Entwurf zu einem Denkmal machen wolle, begann Luise, die bisher schweigend zugehört hatte, mit schüchterner, halblauter Stimme den Baron zu bitten, er möge ihr einen Wunsch gewähren.

Als der Baron, ihr Begehren bewilligend, sie darauf aufforderte, ihren Wunsch auszusprechen, sagte sie mit flehend aufgehobenen Händen: „Noch einmal sehen möchte ich ihn. Zum letzten Male, bevor ihn die Erde bedeckt.“

Therese äußerte einige Bedenken, aber der alte Baron bestand darauf, sein Wort zu halten und bezeichnete den Damen die Stunde, wann sie zusammen auf seinem Gute eintreffen sollten. Er selbst begab sich mit den Herren einstweilen sogleich dorthin.

Als er wegging, sagte ihm Luise noch: „Auch Richard mag zugegen sein, wenn wir kommen.“

Simon's Leiche wurde unterdessen in einem Saale aufgestellt. Man hatte ihn einfach in Schwarz gekleidet, was zwar eigentlich gegen die Sitte der Israeliten war, aber den Todten viel weniger schrecklich erscheinen ließ.

Zur festgesetzten Stunde hatten sich die Herren im Saale versammelt und blickten trauernd und schweigend auf die bleichen Züge des Verstorbenen.

Da öffnete sich die Thüre zur Seite, und herein traten, in Schwarz gekleidet, Luise, am Arme ihrer Mutter und Marie, einen Korb mit Blumen tragend.

Therese und Marie weinten heftig, als sie eintraten. Luise dagegen war still und wandte keinen Blick von den ruhigen Zügen des Verblichenen ab.

Langsam ging sie auf den Sarg zu, sank schluchzend vor demselben in die Knie und legte eine weiße Rose, die sie in der Hand trug, dem Todten auf die Brust. Marie schmückte unterdessen den Sarg ringsum mit Blumen.

Alles war still umher; die tiefste Rührung hatte die Anwesenden ergriffen und selbst Richard's Vater trocknete einige Thränen, die der ergreifende Anblick ihm entpreßte.

Nachdem Luise eine Weile schweigend gekniet und in Gedanken das Gelöbniß wiederholt hatte, das sie Marien gegeben, stand sie auf, ging auf Richard zu, reichte ihm die Hand und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Dann machte sich ihr gepreßtes Herz reichlich Luft und ein Strom heißer Thränen rann ihr über das Gesicht.

Sie war so heftig bewegt, daß ihre Mutter und Marie sie unterstützen mußten, als sie mit ihnen den Saal verließ.

Das Begräbniß nahm sodann ernst und würdig seinen Fortgang. Auf Veranlassung des Musikmeisters, hatte sich nicht nur der Männer-Gesangverein, dessen Mitglied Simon gewesen, eingefunden, sondern es befand sich auch eine kleine Abtheilung guter Musikanten im Garten, welche den Vorgang feierlich begleiteten.

Es war einer jener ersten Frühlingstage, die

das Herz durchhauchen mit der Ahnung von zukünftigem Duft und nahender Blumenpracht. In ruhiger Majestät wallte der herrliche Strom seinen ewigen Weg zwischen den keimenden Feldern und knospenden Gärten, tausendstimmig schallte der Jubel der wieder angelangten Vögel und jede Menschenbrust fühlte den Drang, miteinzustimmen in den Freudenklang des großen Auferstehungsfestes der Natur. Drüben lagen die Dörfer im Glanz der Sonne und jeder Laut drang von dort durch die reine Frühlingsluft hell und freudig in die Ferne.

Die Kunde von dem Tode des jungen Goldheim hatte eine Menge Neugierige herbeigelockt, und da der Baron seinen Leuten die Weisung gegeben hatte, Jedermann ungehindert in den Garten treten zu lassen, so fehlte es nicht an Zuschauern, die dem Begräbniß fast dem Charakter eines öffentlichen Ereignisses gaben. Otto sandte seinem Freunde die erste Schaufel Erde nach, dann folgte Schaller, der Baron und Richard. Hierauf drängten sich eine Anzahl junger Mädchen und Frauen herzu, die eine Menge Kränze und Blumen in das Grab warfen, bis der Gärtner es völlig mit Erde zudeckte. Hierauf fand sich die Familie Schaller und Neuberg wieder zusammen, und es war Allen, als schließe am Grabe Simon's ein wichtiges Lebenskapitel für sie ab. Sie

hatten einen Kampf hinter sich, in welchem Meinungskonsequenzen und schroffe Vorurtheile einander gegenüberstanden, die mit aller Leidenschaftlichkeit geführt, Menschen auf ewig auseinander zu reißen drohten, die für einander bestimmt waren. Glänzend hatte sich an ihnen die Wahrheit bewährt, daß alle Berechnungen des kalten Verstandes nichtig sind gegenüber dem unwiderstehlichen, unfreiwilligen Zuge des Herzens und daß nicht der Mensch durch seinen Willen das Schicksal lenkt, sondern das Schicksal ihn durch seine eigenen Empfindungen dahin leitet, wo eine höhere Weisheit seine Kräfte fordert. Was der überlegende Verstand zu hindern beabsichtigte, hatte er gegen seinen Willen gefördert, und was er sein Ziel genannt, war ganz anderen Fügungen dienstbar gewesen; nur das Herz fand seinen Weg durch alle Hindernisse und dunklen Irrwege des Lebens.

Schluß.

Wenige Wochen darauf fand in Mainz der zweite bedeutende Volksauflauf statt, in Folge dessen die Bürgerwehr aufgelöst und Belagerungszustand erklärt wurde. Es geschah dies im Monat Mai, und

da die Jahreszeit nun das Landleben mit doppeltem Reize ausschmückte, so führte der alte Schaller einen langgehegten Vorsatz aus. Das öffentliche Treiben hatte er nach vielen Täuschungen herzlich satt und er sehnte sich nach Ruhe und gänzlicher Ungebundenheit. Er zog daher mit seiner Frau nach Maienruhe, wodurch er dem alten kränklichen Großvater die Aufsicht über seine ausgedehnten Besitzungen erleichterte.

Nach des alten Barons von Neuberg Wunsche sollte Otto, seiner früheren Neigung zur Landwirthschaft folgend, das schöne Neuberg'sche Gut am Rhein übernehmen, und es entstand dadurch nun eine eigenthümliche Frage. Die alte Baronin nämlich war seit dem Tumulte in Mainz nicht wieder in die Stadt zurückgekehrt, und hatte sich von ihrem Sohne das Versprechen geben lassen, Zeit ihres Lebens mit ihrem Polly und dem alten Diener auf dem Gute verbleiben zu dürfen. Er hatte ihr denn auch in einem abgelegenen Flügel eine gemächliche Wohnung zugewiesen, und es ergab sich für die alte Dame nun die Wahl, entweder ihren sichern Zufluchtsort wieder zu verlassen, oder sich mit den Veränderungen in der Familie einverstanden zu erklären. Sie wählte das letztere, mit dem Vorbehalt, daß sie ungestört bleiben und nur soweit es die Form durchaus nöthig mache, mit der Familie Schaller in Berührung kommen dürfe.

Das Schaller'sche Geschäft erhielt an Vetter Jan einen neuen Herrn und erfüllte somit den schönen Zweck, ein Brautpaar zu vereinigen, das sich vortrefflich dazu eignete, dereinst würdig zu den Spießbürgern der Stadt gerechnet zu werden.

Luise begrüßte den Plan, mit Richard die heimatliche Gegend zu verlassen, mit lebhafter Freude. Marie schmückte die Freundin ihrem Versprechen gemäß mit dem Verlobungskranze und beide Paare wurden an einem Tage verbunden. Der alte Baron begab sich darauf mit seinem Sohne und dessen junger Gattin nach Schloß Locznitz, wo Luise fortfuhr, wie Marie begonnen hatte, wohlthätig auf ihre Umgebung einzuwirken, wobei sie den armen Dorfnarren in ihren besonderen Schutz nahm.

Die Stätte, wo Simon begraben war, wurde unter Mariens Anordnung zu einem Haine umgeschaffen, in dessen schattigen Zweigen jährlich ein Nachtigallenpaar sich einfand. Sein Denkmal aber war bald ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung geworden; denn viele glaubten, er sei als ein Opfer der Volkserhebung gefallen.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen die zweite Lieferung von dem höchst interessanten Geschichtswerke:

Das Haus Rothschild.

Seine Geschichte und seine Geschäfte.

Aufschlüsse und Enthüllungen zur Geschichte des Jahrhunderts, insbesondere des Staatsfinanz- und Börsenwesens.

Zum erstenmale dargestellt.

Die zweite Lieferung enthält:

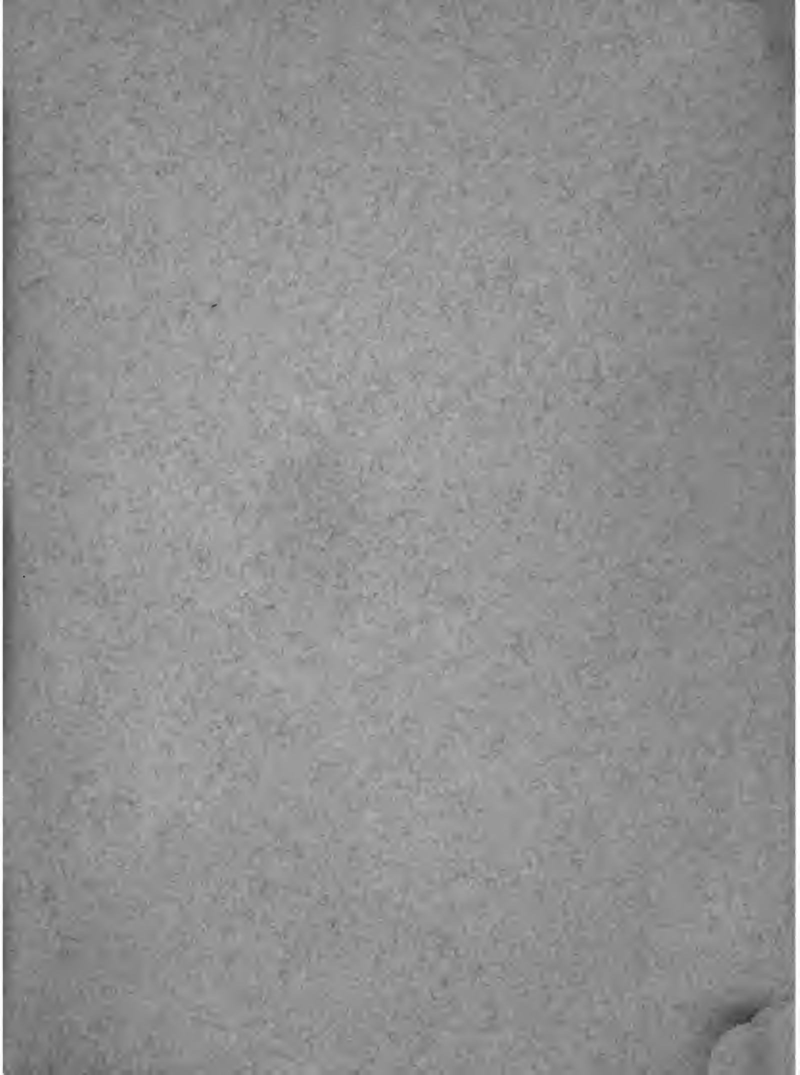
Viertes Buch: Anfänge des Hauses Rothschild. Finanzielle Zustände, Operationen und Maßnahmen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert. — Mayer Amschel Rothschild und der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel. — Bezüge beider zu einander. **Fünftes Buch**: Von der Börse und dem Geldmarkt. — Die Staatsschulden. — Rothschild als Geschöpf des Staatsanleihesystems. Das Haus Rothschild als Beherrscher des Geldmarktes. — Erwerb, Arbeit, Kapital, Kredit. — Die Börse. — Börsenspiel. Börsenenten. — Papiergeld Papier- und Aktienhandel. Differenzgeschäfte. Stockjobberei. Agiotage. — Staatsanleihen durch Bankiers, besonders durch Rothschild. — Die Staatsschulden Europa's. **Sechstes Buch**: Das Haus Rothschild, seine Geschäftsperioden und seine Geschäftsetablissements. Geschichte der Gründung und des Fortganges des Handelshauses Rothschild in seinen vier Hauptperioden bis auf unsere Tage. — Erste Periode: von der Gründung eines eigenen Geschäftes durch Mayer Amschel Rothschild bis zum Tode des letzteren im Jahre 1812. Zweite Periode: des Hauses Geschäfte von 1812 bis 1815. Dritte Periode: Vor- und Fortgänge des Hauses von 1815 bis 1830. Vierte Periode: Ferneres Wachsthum bis zur Gegenwart. — Die verschiedenen Geschäftsetablissements zu Frankfurt am Main, London, Paris, Neapel und Wien. — Die fünf Gebrüder Rothschild als Chefs und Vorstände derselben. — Agenturen des Hauses und Kommissionäre in den größeren Städten Europa's.

Das ganze Werk erscheint in acht bis neun Lieferungen zu **nur 20 kr. K. M. = 25 kr. rheinisch = 7 Silbergroschen.**

Prag & Leipzig im Mai 1857.

Die Verlagsbuchhandlung

J. L. Kober.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06451 9823

